

Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

T 27051

B

MA 9 - SD 25 - 10 - 7611 - 39532 - 45

Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

27051 B

MA 9 - SD 25 - 10 - 7611 - 39532 - 45

Die Welt in Bildern

vorzüglich
zum Vergnügen und Unterricht der Jugend.

Herausgegeben

von

Joseph Edlem von Baumeister,

Der Rechte Doktor, und Lehrer bey I. I. K. K. S. H. den jüngern Erzherzogen.

Fünfter Band.



(Mit 50 Kupfertafeln.)

W i e n

In Kommission bey Sebastian Harsl, privileg. Buchhändler.

1793.

B 27.051



IN 273.345

U n d e n L e s e r.

Die von den Abnehmern der ersten Bände dieses Werkes sowohl mündlich als schriftlich erhaltenen Aeußerungen des für mich so aufmunternden Wunsches, die Fortsetzung der Welt in Bildern zu erhalten, haben die Ausgabe dieses fünften Bandes veranlasset.

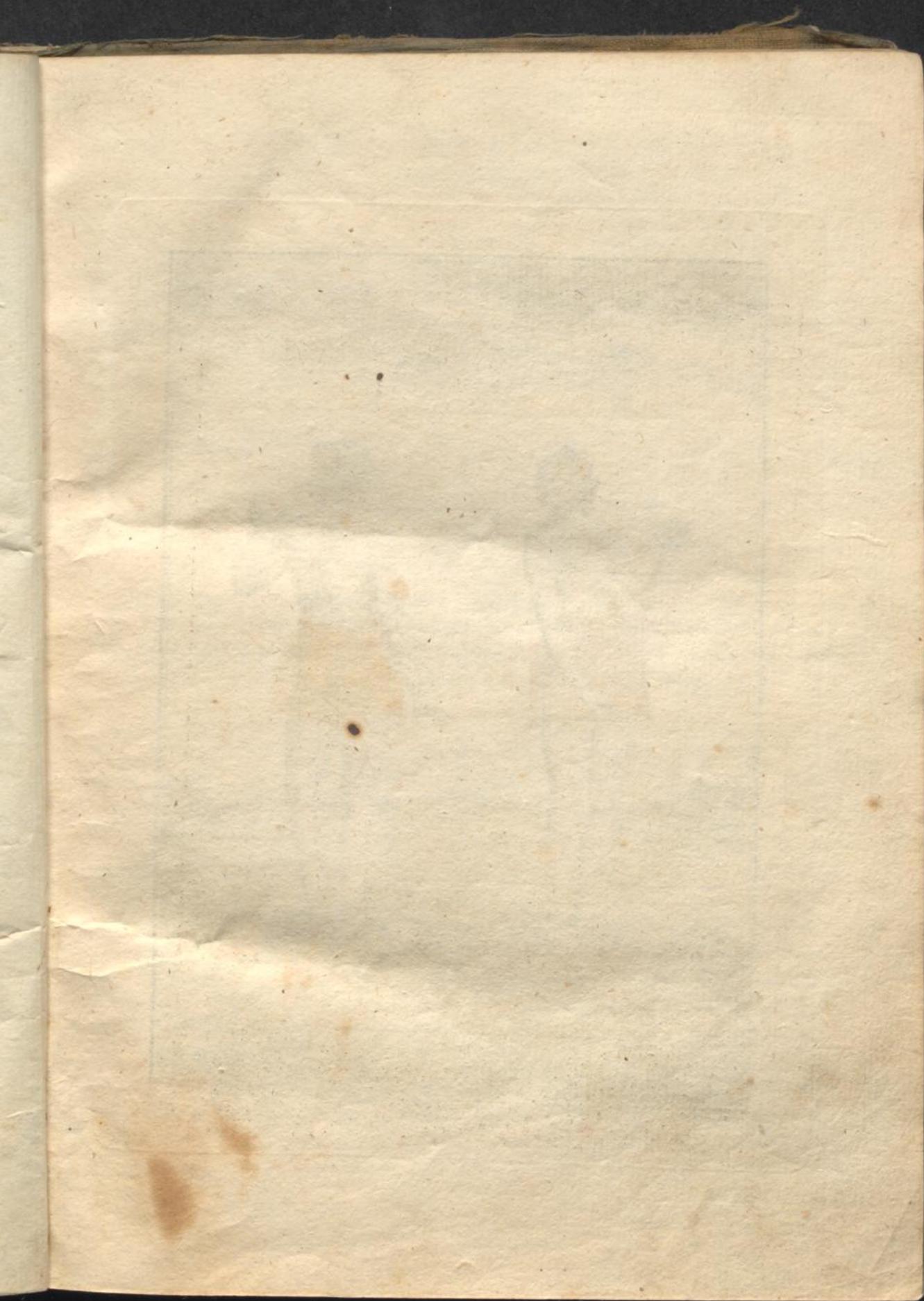
Weit entfernt nach diesem nachsichtsvollen Beyfalle den innern Werth dieses Werkes zu bestimmen, kann kein Recensent seine Unvollkommenheiten besser einsehen, als ich selbst; auch würde ich getrachtet haben, sie nach meinen Kräften zu vermeiden, wenn Zeit und Umstände mir erlaubt hätten, denjenigen Fleiß

auf die Ausgabe dieses fünften Bandes zu verwenden, den ich
derselben widmen zu können glaubte.

Indessen hoffe ich, die Abnehmer dieses Buches werden
diesen Theil mit eben der Nachsicht beurtheilen, mit welcher sie
die erstern Bände aufgenommen haben; und ich schmeichle mir,
die Hauptabsicht dieses Werkes auch in diesem Bande nicht ganz
verfehlt zu haben, daß nämlich junge Leute in diesem Buche
Vergnügen und Unterricht finden.

Wien den 27. Dezember 1792.

Der Herausgeber.



Nº 1.



Sillener del.

Hohl dröset.

N^{ro.} I.

der Mensch	homo, inis, m.	l'uomo	l'homme	the man (männ)
der Mann	mas, aris, m.	l'uomo	l'homme	the man (männ)
das Weib	foemina, ae, f.	la donna	la femme,	the woman (wohmen)

V o n d e m M e n s c h e n
ü b e r h a u p t.

„Wenn gleich der Mensch in Betrachtung seines Körperbaues in den meisten Stücken mit den Säugthieren überein kommt, so ist er doch nicht allein durch des Körpers eigene Bildung und andere körperliche Eigenschaften hinlänglich von ihnen unterschieden, sondern auch durch die Vernunft und die unsterbliche Seele hoch über alle andere Thiere erhaben,“ *).

*) Welt in Bildern I. Band Nro. 28. S. 109. Wo aus dieser Ursache in der Einleitung zur Naturgeschichte der Säugthiere versprochen wurde, von der Natur des Menschen, seinen Handlungen und Beschäftigungen in dem V. und folgenden Bänden dieses Werkes besonders und ausführlich zu handeln.

Ohne den Menschen wäre diese schöne Erde nichts weiter als eine leere Wüsteney, wo nur reißende Thiere wohnen und einander fressen würden; denn er ist gleichsam der zweyte Schöpfer der Natur, weil Gott ihm den Trieb eingepflanzt hat gesellig zu seyn, vernünftig zu werden, und alles, was sich auf Erden befindet, zu bearbeiten. Sein Fleiß verschönert das ganze Erderund, und seine Hände, die zu allen Arbeiten geschickt sind, schaffen aus unübersehbaren Einöden anmuthige Gärten, aus giftigen Morästen grüne Wiesen voll heilsamer Kräuter, aus sandigen Hügeln fruchtbare Felder, aus Sümpfen und kleinen Bächen schiffreiche Flüsse, und aus wilden Thieren zahme Heerden, die ihm Speise und Kleider liefern.

So haben die Menschen den Erdball verschönert, und so haben kluge Deutsche unser Vaterland, welches ehemahls nur von rauhen Wäldern, Rennthieren, Wölfen und Bären voll war, zu einem angenehmen Aufenthalte für uns, und zu einem der schönsten und mächtigsten

Die Welt in Bildern V. Band,

2
Reiche auf Erden gemacht, und so hebt der menschliche Verstand auch andere armselige Län-
der aus ihrer Niedrigkeit empor.

Aber die Kräfte des menschlichen Verstandes wurden nur durch die wohlthätigen Ban-
de des geselligen Lebens aufgeweckt, angefeuert und veredelt; ohne dieselben würden diese
Kräfte unentwickelt in einem stäten Schummer liegen geblieben seyn. Dieser Satz wird
durch Beyspiele unglücklicher Menschen bestätigt, welche in ihrer Kindheit aus der Gesell-
schaft der Menschen verloren gegangen, und in der Wildniß aufgewachsen sind.

Vor hundert zehn Jahren fanden die Jäger in Lithauen einen zehnjährigen Knaben in
einem Walde unter den Bären, der wie ein Hund um sich biß, und wie ein Bär die Leute
mit seinen Fingernägeln zerkrachte, als sie ihn fingen. Er aß nichts als Bärenfutter, und
war nicht dahin zu bringen, menschliche Nahrung zu sich zu nehmen oder Kleider zu tragen,
sondern starb kurz nach seiner Gefangennehmung, ohne reden gelernt zu haben, und ohne ver-
nünftig geworden zu seyn. Im übrigen war er ziemlich wohl gebildet, weiß und blond-
häutig.

Vor neunzig Jahren wurde auch ein Knabe von eben dem Alter daselbst in einem
Walde unter einer Heerde Bären entdeckt; er war am ganzen Leibe rauh, und lief auf
allen Vieren, wie ein Bär. Dieser zeigte ebenfalls kein Merkmal der Vernunft und
Sprache, ja er ließ nicht einmahl eine menschliche Stimme von sich hören, sondern brummte
nur wie die Bären. Man mußte sehr viele Mühe anwenden, ihn zu zähmen; aber nach
und nach lernte er doch an einer Mauer gerade stehen, ordentliche Speisen genießen, und
endlich auch reden, da er sich dann von seiner vorigen wilden Lebensart ganz und gar nichts
bewußt war.

Auf gleiche Weise ward auch vor hundert zehn Jahren ein wilder Knabe in Irland
gefangen, welcher sich durch seinen Geruch aus Gras und Heu allerhand gute Kräuter her-
aus suchte, die ihm zur Speise dienten. Reden konnte er ebenfalls nicht, sondern nur wie
ein Schaaf blöcken. Dabey war er sehr geschwind auf den Füßen, von der Sonne schwarz-
lich gefärbt, wild von Ansehen, und ungemein mühsam zu zähmen. Seine Stirn war flach,
sein Hinterhaupt erhoben, seine Zunge dick und an den Gaum angewachsen. Auch hatte
er eine sehr weite Kehle, woran sein Gebiß schuld gewesen seyn mag. Aber unter Men-
schen lernte er dennoch reden und vernünftig denken.

Vor sechzig Jahren wurden zwischen Spanien und Frankreich auf den Pyrenäen zwey
Knaben, die wie Gensfen auf den Gipfeln dieses Gebirges herum kletterten, entdeckt, gefan-
gen, und unter Menschen nach und nach erst zu ihrer Vernunft gebracht.

Diese Begebenheiten lehren deutlich, daß Menschen, die den Umgang mit andern Menschen entbehren müssen, nie zu dem Gebrauche ihres Verstandes gelangen, sondern unter Schaafen die Eigenschaften der Schaafe, unter Genssen die der Genssen, und unter Bären die der Bären annehmen. Durch die Bande des geselligen Lebens verbunden, bilden sich Kinder nach ihren Aeltern; erwachsene Menschen lernen von Erwachsenen, ungesittete Menschen oder Wilde können von gesitteten cultiviret werden.

Unter mehreren Menschen finden sich immer einige, die etwas Nützliches ausdenken, die erfinden.

Es war einst eine Zeit, da die Menschen noch nichts von Feuer wußten; folglich mußten sie alles roh essen, mußten bey Nacht im Dunkeln sitzen, mußten bey der Kälte frieren, und konnten keine Messer machen. Als nun ein Mensch, wollen wir annehmen, mit einem scharfen Stein einen dürren Baum, um sich etwa eine Hütte zu bauen, absägen wollte, da brannte der Baum wahrscheinlich an, die Flamme loderte in die Höhe, und verzehrte das Holz. Ich will ein andermahl wieder so reiben, dachte er, alsdann wird es abermahl anbrennen, und mir dieses angenehme Schauspiel wieder gewähren.

Ein andermahl, wollen wir uns vorstellen, zündete der Blitz einen Baum auf freyem Felde an; in der Nähe befand sich ein Mensch, der kam heran und staunte. Mittlerweile brannte der Baum nieder, das Feuer wurde kleiner, und das Schauspiel schien am Ende zu seyn. Dem zuschauenden Menschen war das nicht recht, die Wärme und Helle hatte ihm Vergnügen gemacht; da dachte dieser kluge Mensch, ich will Holz zulegen, so dauert das Feuer fort! er that's, und entdeckte so die Kunst das Feuer zu erhalten. So gescheut ist noch kein Pongo auf West-Afrika gewesen. Wenn hier die Matrosen landen, Feuer anmachen, und es, wenn sie abgehen, brennen lassen: da laufen alle Pongos zu, setzen sich um das Feuer in einem Kreise herum, und freuen sich herzlich, so lange das Feuer von selbst brennt. Aber noch ist keinem Pongo der Gedanke durch seinen Affenkopf geschossen: ich will Holz zulegen, so dauert das Ding und meine Freude fort! Nur der vernünftige Mensch kann erfinden.

Oft zieht eine Erfindung hundert andere nach sich, wo keine ohne die andere hätte entstehen können. Erst wie man Feuer hatte, konnte man Eisen schmelzen, und erst wie man das Eisenschmelzen erfunden hatte, konnte man Messer machen. Ehe man Telescope verfertigte, mußte man Brillen zu machen verstehen; ehe Brillen in die Welt kamen, mußte Glas da seyn; Glas aber zu machen hätte niemand erfunden, hätte man nicht vorher Feuer gehabt.

Die unentbehrlichsten Erfindungen gab es schon in der alten Welt: als Feuer, Brot, Weben, Metallschmelzen, Schreiben, Glas &c. In diesen alten Zeiten pflegte man die Erfinder der nützlichen Sachen für nichts weniger als wohlthätige Gottheiten anzusehen und zu verehren; aber dieses geschah auch nur bey jenen unwissenden Völkern, die noch keine Gelegenheit gehabt hatten, ihren Verstand aufzuklären, und einzusehen, daß der Schöpfer dieses Vermögen von Anbeginn in die Menschen gelegt habe.

Die feinsten und sinnreichsten Erfindungen sind erst in den letzten 500 Jahren in die Welt gekommen: als Compaß, Pulver, Papier, Druckerey, Strumpfweben, das Postwesen, Uhren. Die meisten dieser vorzüglich vernünftigen Menschen, von denen diese herrlichen Erfindungen sind, waren aus Italien und Deutschland.

Ohne geselliges Leben und ohne Schreibkunst würde es nie große Erfindungen gegeben haben. Hätte ja einmahl ein vorzüglich vernünftiger Mensch eine Entdeckung gemacht, so wäre sie nicht fortgesetzt, nicht unter andere verbreitet, nicht verbessert oder verschönert worden; man hätte sie wieder vergessen, sie hätte sich wieder verloren, da sie kaum geboren gewesen.

Gott hat also den Menschen durch die ihm ertheilten Fähigkeiten des Verstandes, die durch die Bande des geselligen Lebens aufgeweckt und veredelt werden, ungemein hoch über alle andere irdische Geschöpfe erheben wollen. Aber weh dem Menschen, der seine edeln Geistesgaben zum Bösen mißbrauchet, die von dem Schöpfer bestimmt worden, nur das Gute zu wirken.



Jöllner del.

Kohl sculp.

N^{ro}. 2.

1 Das Kind	infans, antis, m.	il bambino	l'enfant	the child, babe	(tscheiß, bäh)
2 der Knabe	puer, eri, m.	il raguzzo	le garçon	the boy	(bai)
3 der Jungling	adolescens, entis, m.	il giovaneto	l'adolefcent	the youth	(jubih)
4 der junge Mann	juvenis, is, m.	il giovane		the young man	(jonngl männ)
5 der Mann	vir, ri, m.	l'huomo	l'homme	the man	(männ)
6 der alte Mann	senex, enis, m.	il vecchio	le vieux	the oldman	(ohld männ)
7 der Greis	senex decrepitis, filicernium.	il vecchio canuto	le vieillard	the ancient man	(ännfchent männ)
8 Das kleine Mädchen	puppa, pae, f.	la bambolina	la petite	the little girl	(lit'l ghörl)
9 das Mädchen	puella, ae, f.	la fanciulla, raguzza.	la fille	the girl	(ghörl)
10 die Jungfrau	virgo, inis, f.	la zitella	la jeune fille, pucelle	the virgin	(verrdfchun, mäh)
11 die Frau	muller, eris, f.	la donna	la femme	the woman	(wohmänn)
12 die alte Frau	vetula, lae, f.	la vecchia	la vieille	the old woman	(ohld wohmänn)
13 die Altmutter	anus, us, f.	la vecchiarella	la vieillotte	the old woman	(ohld wohmänn)

Von den Stufen des menschlichen Alters.

Unter den Menschen giebt es zweyerley Geschlechter, wovon das männliche mit besondern Vorzügen versehen, und zum Schutz sowohl als zur Versorgung des weiblichen verpflichtet ist.

Eine Weibsperson trägt gewöhnlich nur ein Kind in ihrem Leibe, und gebährt es nach neun Monaten zur Welt *).

*) Manchemahl werden Zwillinge, seltener Drillinge geboren; äußerst selten ist es, daß eine Frau vier Kinder auf einmahl bekäme.

So groß und vortreflich indessen der Mensch in seiner Anlage ist, so elend und hilflosbedürftig ist er bey seinem Eintritte in die Welt; in einigen Tagen müßte er umkommen, wenn nicht die natürliche Liebe der Aeltern, und besonders die Mutter für ihn sorgte, um ihn zu nähren und zu pflegen.

Das neugebohrne Kind muß gewaschen und in Bindeln gewickelt, oder wenigstens auf weiche Lumpen, Moos und dergleichen gelegt werden, weil man es seines zarten Baues wegen noch nicht in freyer Hand oder auf dem Arm tragen kann. Seine gesundeste Nahrung ist die Muttermilch und ein dünner Brei von feinem Mehl. Nach und nach wird das kleine Kind stärker, bekommt gegen das Ende seines ersten Lebensjahrs Zähne, lernet gehen und lallen, dann sprechen, und schreitet so fort in das Knabenalter über.

Der Knabe belustiget sich gerne mit einer Peitsche und einem Steckenpferde und andern Ergötzlichkeiten, die Stärke und Entschlossenheit erfordern. Nun muß er allmählig zur Arbeitsamkeit gewöhnet, und zu solchen Beschäftigungen vorbereitet werden, die das jugendliche Alter von ihm fordert; denn die Aeußerungen des Verstandes und der Vernunft sind noch schwach, aber die Empfindungen lebhaft und die Neigungen stark, Gedächtniß, Wiß und Verstand entwickeln sich allmählig.

Der Jüngling, dessen Alter sich von Anfange der Mannbarkeit bis zum Aufhören des Wachsthums, vom funfzehnten bis zum vier und zwanzigsten Jahre erstreckt, lernet Arbeiten, Künste und Wissenschaften, je nachdem er sich einen Beruf wählet, um dereinst in demselben sich, seine künftige Familie und Mitbürger glücklich zu machen.

Der Mann, der an den meisten Orten in Europa mit 24 Jahren für volljährig erklärt wird, fängt an, unter dem Beystande einer Gattinn eine eigene Familie auszumachen, und nähret sich von der Ergiebigkeit des Berufs, den er gewählet hat. Das Kindische des Knaben und das Flatterhafte des Jünglings muß er billig ablegen, und sich in allen seinen Unternehmungen durch feste Grundsätze und die Vernunft leiten lassen.

Der Greis, unter welchem Nahmen man einen Mann von 70 bis 80 Jahren versteht, nimmt an körperlichen Kräften allmählig ab, leidet auch oft an den Kräften der Seele,

le, und wird bey sehr hohem Alter ofters wieder kindisch, bis er zuletzt die Schuld der Natur bezahlt *).

*) Ein großer Unterschied der vorigen und jetzigen Menschen äußert sich in der stufenweisen Abnahme der menschlichen Lebenszeit. Man berechnet das Menschenalter auf folgende Art:

- I. Stufe von 1 Jahr bis 900 Jahre oder darüber lebten die Menschen von der Weischoöpfung bis zur Sündfluth.
- II. — $\frac{2}{3}$ von 900 Jahren, das ist, 600 Jahre lebten die Menschen gleich nach der Sündfluth wie Sem.
- III. — $\frac{1}{2}$ von 900 Jahren, das ist, 450 Jahre, wie Arphaxad, Sale, Heber.
- IV. — $\frac{1}{4}$ von 90 Jahren, das ist, 225 Jahre, um die Zeit des babylonischen Thurmbaues, wie Noeg.
- V. — $\frac{1}{8}$ von 900 Jahren, das ist, 112 1/2 Jahre, zur Zeit Moses in der Mitte des dritten Jahrtausends.
- VI. — $\frac{1}{12}$ von 900 Jahren, das ist, 75 bis 80 Jahre, schon seit Davids Zeiten, der 1000 Jahre vor Christo gelebt hat. Die noch über 100 Jahre alt werden, sind Ausnahmen, und meistens Leute, die ihr Alter nicht genau zu bestimmen wissen.

Bey dem weiblichen Geschlechte zeigt schon das kleine Mädchen eine Vorliebe für die Beschäftigungen seines Geschlechtes, und lernet bey seinen Spielen Puppen (Daggen) ankleiden, die Küche besorgen und das Hauswesen in Ordnung bringen.

Das Mädchen steht schon der Mutter bey, und gewöhnet sich zum Nähen, Spinnen, Stricken, Waschen, Kochen und Haushalten.

Die Jungfrau bereitet sich nach und nach zu, im Nahmen der Mutter alle Geschäfte des Hauswesens zu besorgen, und alles zu erlernen, wodurch sie selbst dereinst eine gesellige Gattinn, eine sorgfältige Mutter und eine kluge Hauswirthinn werden kann.

Die Frau läßt sich die vornehmste Sorge seyn, Haus, Küche, Keller, und alle Bequemlichkeiten des Mannes, ihres Ehegatten, klüglich einzurichten, und ihm dadurch die Ernährung und Erziehung seiner Familie zu erleichtern.

Die alte Frau sucht durch ihre vielfährigen Erfahrungen ihren Töchtern und Kindern zu nügen, bis sie endlich mit Ruhme von dem Schauplatze der Welt abtreten kann.

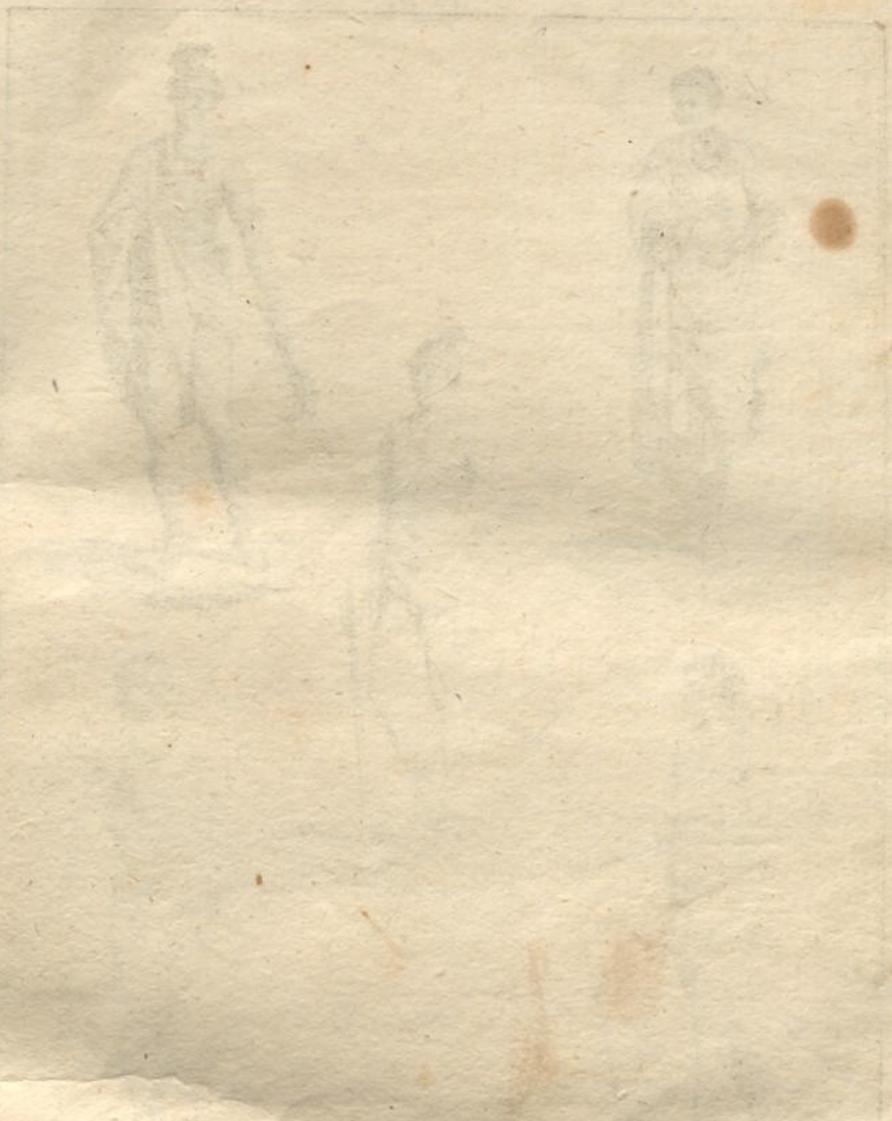
In den jetzigen Zeiten, und in den meisten Ländern ist die Anzahl der Gebornen und Sterbenden fast gleich. Aber die Anzahl der Gebornen würde weit größer seyn, wenn die Anzahl der Sterbenden nicht durch Unmäßigkeit, schwächende Leidenschaften, gefährliche Lebensarten, ansteckende Krankheiten und andere Zufälle sehr vermehrt würde.

Auch die Anzahl der gebornen Mädchen und Knaben ist fast gleich, weil, wie man mehrentheils wahrnimmt, für ein Duzend Mädchen dreizehn Knaben geboren werden. Aber das männliche Geschlecht, obgleich viele Weiber im Kindbette sterben, hat auch mehr Lebensgefahr.

Die Anzahl der Menschen, die zu gleicher Zeit auf dem Erdboden leben, ist sehr groß; man nimmt gewöhnlich an, daß sie über 1000 Millionen betrage, und daß in jeder Minute fast 60 Menschen sterben, und eben so viele geboren werden.

Von den lebenden Menschen stirbt die Hälfte vor dem zwanzigsten Jahre des Alters. Von dieser Hälfte der Menschen, die vor dem zwanzigsten Jahre stirbt, sterben doppelt so viele Kinder vor, als nach dem Ende des dritten Jahres. Von der andern Hälfte, welche mehr als zwanzig Jahre erreicht, sterben nur halb so viel vor, als nach dem vierzigsten Jahre. Greise von 70 bis 80 Jahren sind schon selten.

Wie kurz ist doch auch das längste Leben! Wie merklich nimmt der Rest desselben mit jedem Tage und Jahre ab! Aber freut euch, ihr Menschen, des zweiten unvergänglichen Lebens, und trachtet nach der Glückseligkeit desselben durch Tugend!





Sallers. del.

Köhl. dirigit.

V o n d e r V e r s c h i e d e n h e i t d e r M e n s c h e n.

Adam und Eva sind die Stammältern des ganzen menschlichen Geschlechtes *), wenn gleich ihre Abkömmlinge sich so sehr in Ansehung des Körperbaues, der Leibfarbe und der Größe von einander unterscheiden; diese Verschiedenheit der Menschen, die alle im Wesentlichen überein kommen, rühret theils vom Klima, theils von der Nahrung und den eingeführten Sitten und Gewohnheiten der Menschen her **).

*) Es war der Weisheit des Schöpfers angemessen, alle Menschen nur von einem Paare abstammen zu lassen, damit sie sich als Brüder und Schwestern betrachten, und sich als solche gegenseitig lieben sollen.

**) So werden z. B. in sehr heißen Ländern die Menschen schwarz; nicht auf einmahl, aber doch nach und nach. Man setze dagegen einen Mohren und eine Mohrin nach Deutschland, und ihre spätere Nachkömmlinge werden schon meist wie andere Deutsche aussehen. In Sina (China) werden den Frauenzimmern von ihrer Kindheit an so enge Schuhe angezogen, daß sie, wenn sie groß werden, so kleine Füße haben, wie bey uns sechsjährige Kinder. Die Malabaren haben einen eigenen Ohrschmuck; davon werden ihnen die Ohren so lange, daß sie ihnen auf den Schultern liegen, u. s. w.

Wenn man die Farben der Menschen mit ihrer Gestalt und Statur verbindet, so lassen sich alle süglich unter sechs verschiedene Spielarten bringen, davon jede ihren besondern District bewohnet, den entweder große Kettengebirge, oder mächtige Ströme, oder der Ocean selbst, oder endlich die beyden kalten Gürteln der Erde begränzen. Denn unser ganze Erdball wird durch solche Merkmalhe gleichsam von Natur in einige Districte eingetheilet. Den ersten wollen wir Amerika, den zweyten Indien, den dritten Afrika, den vierten Asien, den fünften Polarland, und den sechsten endlich Europa nennen.

Nach dieser Eintheilung haben wir sechserley Menschen zu betrachten, als:

1. A m e r i k a n e r.
2. I n d i a n e r.
3. A f r i k a n e r.
4. A s i a t e n, oder T a r t a r e n.
5. P o l a r m e n s c h e n.
6. E u r o p ä e r.

I. A m e r i k a n e r .

Was die eigentlichen Amerikaner belanget, so sind ihre Gränzen gegen Norden die sogenannte Hudsonsstraße und Bay, gegen Süden hingegen die Magellanstraße, und gegen Osten und Westen die Ufer des Oceans. Das Angesicht ist bey diesen Menschen ziemlich rund, ihr Haupthaar schwarz, dicht, steif und borstig, das Barthaar hingegen dünne, ihre Haut kupferroth, ihre Statur mittelmäßig, und ihr ganzer Bau des Leibes wohl proportionirt. Diese Merkmale sind also die vorzüglichsten und allgemeinen, weil sie bey andern Menschen nicht so bey einander gefunden werden, und folglich gar wohl zu Kennzeichen dienen können, sie von den übrigen Menschen zu unterscheiden. Kleine Ausnahmen darf man hier ohnedieß nicht achten, weil einzelne Stämme oder Nationen jeder Hauptspielart in einigen Nebendingen allemahl merklich von einander abweichen. Aber in den bereits angeführten Kennzeichen, nämlich in dem dünnen Barte, borstigen Haar, runden Angesicht, und rothbraunen Ansehen kommen sie doch meistens überein *).

*) Es ist hier anzumerken, daß man Negerclaven und Colonisten oder Missionarien der Europäer, die bereits über die ganze Oberfläche der Erde ausgebreitet sind, niemahls zu den Amerikanern oder Indianern u. s. w. rechnen darf, ob sie gleich mitten unter diesen Völkern wohnen; denn die Neger gehören alle zu den Afrikanern, sie mögen sich nun befinden, wo sie wollen; und von den Amerikanischen Colonien und Indianischen Missionarien ist es ebenfalls klar, daß sie zu den Europäern gerechnet werden müssen.

Der große Welttheil, den diese Menschenart bewohnet, wird die neue Welt, Westindien, Amerika genannt. Die neue Welt, weil dieser Welttheil erst um die Jahre 1492 und die folgenden bekannt geworden ist. Indien wegen der Aehnlichkeit der Schätze, die man hier und im westlichen Asiatischen Indien findet. Westindien, weil es in Hinsicht der alten Welt gegen Westen zu lieget *). Amerika, weil Amerigo Vespucci der erste eine Landkarte von diesem Welttheile geliefert hat **).

*) In den neuern Zeiten wird eigentlich der Name Westindien nur den Amerikanischen Inseln begelegt.

***) Die Ehre der ersten Entdeckung ist dem Columbus (Kolon), einem Seemann, aus dem Genuesischen gebürtig, eigen, welcher auf Begünstigung der spanischen Krone als Admiral im Jahre 1492 den 12 August mit 3 Schiffen und 120 Mann von Palos wegsegelt war, und den 11 Oktob. die Küste von der Lukayschen Insel Guanahany, die er aus Dankbarkeit gegen Gott St. Salvador zu nennen pflegte, entdeckt hatte. Er kam den 12 März des folgenden Jahres wieder nach Spanien zurück; segelte noch dasselbe Jahr zum zweyten Mahle, i. J. 1493 zum dritten Mahle, und endlich i. J. 1502 zum vierten Mahle nach diesen Gegenden; bey welcher letzteren Schifffahrt er einige Haven an der Landenge von Panama angetroffen hatte. Er starb in Valladolid i. J. 1506 im fünf und sechzigsten Jahre seines Alters.

Amerikus Vesputius hatte sich um das Jahr 1499 entweder als Reisender oder als Intendant mit der Flotte Ojeda dahin überbringen lassen. Er verfertigte nachher eine Landkarte

über die von andern gemachten Entdeckungen, die man des Amerikus Karte nennete. Da nun diese Entdeckungen wegen Mangel anderweitiger Landkarten bloß aus dieser andern Völkern bekannt worden: so nenneten sie nach der Karte auch das entdeckte Land des Amerikus Land, oder noch kürzer Amerika.

Die Karaiiben waren diejenigen Völker, die den Europäern zuerst bekannt wurden *). Sie sind meistens von einem hohen Wuchse und wohl gebauet. Sie haben ein rundes und volles Angesicht. Ihre Farbe fällt in das gelbbraune oder olivenfärbige, und dieses erstreckt sich bis auf das Weiße im Auge, welches eben so gefärbt ist. Sie haben schwarze und kleine Augen, mit denen sie sehr scharf sehen können. Sie haben eine glatte Stirn und Nase, aber nicht von Natur, sondern weil ihnen ihre Mütter bey der Geburt, und so lange sie dieselben säugen, solche nieder drücken, indem sie eine besondere Schönheit darin suchen. Alle Karaiiben haben schwarze und sehr starke Haare, die sie sorgfältig kämmen, auch wohl mit allerhand Fettigkeiten beschmieren. Ihre natürliche Farbe, nicht nur im Gesichte, sondern im ganzen Leibe verändern die Karaiiben dadurch, daß sie sich über und über roth färben. Die Karaiiben erreichen wegen ihrer gesunden Natur meistens ein hohes Alter. Sie leben ohne Sorge und Bekümmerniß, wissen nichts von Gemüthsunruhe, und führen eine sehr mäßige Lebensart.

*) Man nennet die Karaiiben auch Kannibalen. Aber es ist ausgemacht, daß ihnen dieser Name zum Schimpf beygelegt wird: denn er bedeutet einen Menschenfresser. Fig. I. a. ist ein Karaiibischer Mann, Fig. I. b. ein Karaiibisches Weib abgebildet.

Die ursprünglichen Bewohner von Kanada *), oder wie es die Franzosen nennen, Neufrankreich, die ehemals in acht und zwanzig verschiedene Nationen oder Stämme getheilt waren, sind sehr wohl gewachsen, und von starken Gliedmaßen, wiewohl man bemerkt hat, daß ihre Stärke sich weit mehr dazu schickt, die Beschwerden der Jagd, als andere harte Arbeiten, zu vertragen, welche letztere sie bald aufreiben. Ohne in der Kindheit im geringsten sorgsam gewartet, oder gegen äußere schädliche Eindrücke verwahret zu werden, sieht man doch äußerst selten nur die geringste Verunstaltung an ihnen. Ihre Gesichtszüge sind regelmässig, ihre Miene kriegerisch, ihre Farbe röthlichbraun, ihre Haare, dergleichen sie nur auf dem Kopfe dulden, schwarz, starr, lang und dünne, und ihre Sinnesfähigkeiten stehen weit über den unsrigen. Ihr Gesicht ist äußerst scharf, ihr Gehör reicht weit in die Ferne, und ihr Geruch ist so fein, daß sie das Feuer weit eher riechen, als sie es sehen. Nimmt man hierzu ihre lebhaftige Einbildungskraft, die so stark ist, daß sie nur einmahl an einem entfernten Orte gewesen seyn dürfen, um ihn ohne Schwierigkeit wieder zu finden, ihr treues Gedächtniß u. s. w., so sieht man schon hieraus, daß sie viele Eigenschaften besitzen, die sie eines großen Grades von Cultur fähig machen. Sonst ist ihr Charakter eine wunderbare Mischung von Sanftmuth und Herzengüte und grausamer Wildheit. Sie sind rachsüchtig, unverföhlich, wenn sie beleidigt sind, schonen in ihrer Rache selbst des Unschul-

digsten nicht, wenn er den, an welchem sie sich rächen wollen, angehet, und haben die größte Freude, wenn sie ihre Gefangenen quälen können; dagegen wieder sind sie (vorzüglich diejenigen, welche weniger Umgang mit den Europäern haben) mäßig im Essen und Trinken, geduldig, selbst in dem größten Mangel, gesellig, gastfrey, leutselig, verschwiegen, uneigennützig, redlich im Umgange, treu ihrem Stamme, und bey allen Gefahren, selbst bey dem schmerzhaftesten Tode unerschüttert. Dieß ist ein allgemeiner Charakter aller nordamerikanischen Wilden.

*) Fig. 2. a. ist ein Kanadier, und Fig. 2. b. eine Kanadierin abgebildet.

Die Floridaner *) sind ihrer körperlichen Bildung nach starke und sehr wohl gewachsene Menschen. Ihre Farbe ist gleich den Oliven, und beyde Geschlechter gehen nackt, wenn man das Rehfell, welches sie um die Lenden tragen, ausnimmt. Ihr Haar ist schwarz und lang, sie wissen es aber auf eine eigene Art über dem Kopf zusammen zu binden, die sie sehr gut kleidet; auch wird es öfters mit einem gewissen Saft, den sie aus einer Pflanze nehmen, bestrichen. Auch das weibliche Geschlecht ist wohl gebildet, und besitzt dabey eine bewundernswürdige Geschwindigkeit, die Bäume auf und nieder zu steigen, und mit ihren Kindern auf dem Rücken über die breitesten Flüsse zu schwimmen. Der Männer Waffen bestehen aus Bogen und Pfeile, wozu sie die Schnur des Bogens von den Spannaden der Hirsche nehmen; die Spitzen ihrer Pfeile entweder mit scharfen Steinen oder Fischzähnen tödtlich machen, und dabey mit sehr großer Geschicklichkeit zu benutzen wissen. Man kann leicht denken, daß ihre Religion dem Stande der rohen Natur, in dem sie leben, angemessen ist, und auffer der Anbethung von Sonne und Mond haben sie wahrscheinlich keine andern Religionsbegriffe, wenigstens haben es die Europäer nicht erfahren können. Bey der Ankunft der Engländer bezeigten sie zwar einen außerordentlichen Widerwillen gegen alle Christen; allein dieser Widerwille war nichts weniger als Abneigung gegen das Christenthum, sondern gegen der Christen verübte Grausamkeiten, wovon sie von den Spaniern an den Eingebornen der benachbarten Insel Kuba und andern Orten nur zu traurige Beispiele gesehen hatten; denn nach der Zeit sind viele freywillig von dem Glauben ihrer Vorfahren abgefallen, und zum christlichen Glauben übergetreten.

*) Fig. 3. ist ein Floridaner abgebildet.

die
glich
fen,
gen-
dem
ani-

ach-
acht,
e ist
bin-
3 ei-
be-
gen,
Rän-
den
oder
ffen.
ben,
nlich
nen.
egen
Chri-
stern
Den-
Vor-





Sollers del.

Kohl del.

V o n d e r V e r s c h i e d e n h e i t d e r M e n s c h e n.

I. A m e r i k a n e r.

(F o r t s e t z u n g.)

Die Mexikaner *) sind eine der wichtigsten Völkerschaften in ganz Amerika. Sie bewohnten eines der größten Reiche, indem es sich von Nordwest gegen Südwest auf mehr als sechs hundert Meilen, und von Osten gegen Westen an manchen Orten über zwey hundert und fünfzig Meilen erstreckte. Sie waren nebst den Peruanern die ersten Völker in Amerika, die den Anfang gemacht haben, sich beständige Wohnsitze aufzuschlagen, und eine gewisse Ordnung und Polizen unter sich einzuführen. Die Europäer **) trafen bey ihnen mehr Cultur an, als bey irgend einem andern amerikanischen Volke. Ohne fremde Beyhülfe und Anleitung, bloß durch ihr eigenes Nachdenken und Erfahrung, haben sie sich aus dem Stande der rohen Natur heraus gearbeitet, und sind zu einer gewissen Höhe gestiegen; sie lassen uns in vielen Stücken die Wege sehen, auf welchen der sich selbst gelassene menschliche Verstand zu mehreren Kenntnissen gelanget.

*) Fig. I. ist ein Mexikaner abgebildet.

**) Ferdinand Cortez hat i. J. 1519 Mexiko entdeckt, und in einigen Jahren unter die Oberherrschaft von Spanien gebracht.

So wild und grausam auch die Mexikaner in andern Dingen immer mögen gewesen seyn, so verdient doch die Art, wie sie ihre Kinder erzogen haben, um so viel mehr Berechtigung, je schlechter es in diesem Stücke bey den übrigen Amerikanern aussieht. Ihre Hauptabsicht ging dahin; die Neigungen ihrer Kinder auszuforschen, und nach dem National-Charakter zu bilden. Bey einem jeden Tempel war eine Schule, worin die Priester der Jugend gute Unterweisungen geben mußten. Hier wurden die Kinder gemeiner Leute nicht nur in ihren Religionsgebräuchen und Gesezen, sondern auch in allen Leibesübungen unterrichtet, welche der Nation nützlich und unter ihnen üblich waren. Hier lernten die Söhne

tanzen, singen, mit dem Bogen schießen, den Wurfspeer und den Hasssegay zu gebrauchen; sie mußten öfters auf hartem Boden schlafen, wenig essen, und sich stark bewegen u. s. w. Sie hatten aber auch Schulen für Kinder vom Stande, worin die adelige Jugend von ihrem zartesten Alter an so lange, bis sie fähig waren, selbst ihr Glück zu machen, unterrichtet wurden. Sie mußten sich beständig hier aufhalten, und das Essen wurde ihnen von ihren Aeltern hieher geschickt. Ihre Lehrmeister und Aufseher waren alte Ritter, die sie nicht nur zu den härtesten Leibesübungen anhielten, sondern auch ihren Unterricht durch ihre eigenen Beyspiele belebten. Sie hatten eben das Ansehen, als die Bedienten des Landesherrn; und diese Einrichtung war sehr billig, weil sie den Grund zu denjenigen Übungen legten, welche dereinst zum Vortheile des Staats gereichen sollten. Außer den vorhin gemeldeten Unterweisungstücken lehrten sie auch die Kunst, ihre Charaktere und Bilder, woraus ihre Schreiberey bestand, zu verstehen; sie bereicherten ihr Gedächtniß durch Auswendiglernen der Lieder, worin die Thaten ihrer Vorältern, und das Lob ihrer Gottheiten besungen wurde. Nachdem dieser erste Grund der Unterweisung gelegt war, so gingen sie weiter, und gaben ihnen Unterricht, wie sie sich mit Bescheidenheit und Höflichkeit betragen sollten. Hier war das Hauptaugenmerk der Lehrer, die Neigungen der jungen Leute zu erforschen, und sie auf bessere Wege zu leiten. Man lehrte sie hier die Beschaffenheit und Gefährlichkeit des Krieges kennen, ihre Leibeskräfte prüfen und geschickt anwenden. Dieses gab ihnen oft in der Jugend schon Mittel an die Hand, eine vortreffliche That zu thun; und es kam mancher, der mit einem Bündel auf dem Rücken abgereist war, als Hauptmann wieder nach Hause. Nach dieser Unterweisungszeit wählten sie sich eine Lebensart, welche sie wollten. Diejenigen, welche Lust zum Tempeldienste hatten, gingen in das für die Mannspersonen errichtete Kloster, und ließen sich in den Geheimnissen und Ceremonien der Religion weiter unterrichten. Andere widmeten sich dem Kriege, auf welchem Wege sie hernach zu den andern Staatsgeschäften fortschritten.

Es waren auch Schulen angelegt, die zum Unterricht des weiblichen Geschlechts bestimmt waren. Hier vertraten die Weiber, die zum Dienste des Tempels bestellt waren, die Stelle der Lehrmeisterinnen. Diese Schulen aber waren bloß für das Frauenzimmer vom Stande bestimmt. Schon vom vierten Jahre ihres Alters an gewöhnte man sie in der Einsamkeit zu allerley Arbeiten, die dem Frauenzimmer anständig sind. Sie kamen sehr selten zum Vorschein, und dieß nur alsdann, wenn sie zu gewissen Zeiten in den Tempel geführt wurden. Auch dieses geschah bloß, um etwa ein Gelübde ihrer Mütter zu erfüllen, oder, wenn sie in eine Krankheit gefallen waren, den Beystand der Götter zu erbitten. Man gab ihnen alsdann alte Weiber zur Gesellschaft mit; sie selbst aber mußten mit nieder geschlagenen Augen und geschlossenem Munde über die Straße gehen. Ein lediges Mädchen aß niemahls mit einem Junggesellen. In den Häusern der Vornehmsten hatte das Frauenzimmer seine besondere Wohnung, wobey allerhand Blumen- und Baumgärten angelegt waren. Setzte ein Frauenzimmer den Fuß aus dem ihr angewiesenen Bezirke, so wurde sie scharf gezüchti-

get; ging sie ohne Erlaubniß ihrer Vorgesetzten von ihrer Arbeit, so geschah das Nähmliche; betraf man sie auf einer Lüge, so gab man ihr zur Strafe einen kleinen Schnitt in die Lippe. Würde diese wilde Gewohnheit in Europa eingeführt, wie manches gestittete Frauenzimmer würde ein zeretztes Gesicht haben!

Auch die Peruaner *) waren zu der Zeit, als die Spanier dieses Land eroberten **), durch die Bemühungen ihrer Regenten nahe an den civilisirten Zustand des Menschen gekommen.

*) Fig. 2. ist eine Peruanerinn abgebildet.

***) Peru wurde von Franz Pizarro entdeckt, und i. J. 1535 erobert.

Was den heutigen Zustand der eingebornen Einwohner des alten Königreichs Peru anbelanget, so stellen die Reisebeschreiber denselben so verschieden von dem zu den Zeiten der Eroberung vor, daß es viele Mühe kostet, die neuen Abschilderungen mit denen aus den ersten Nachrichten von ihnen zu vergleichen. Dennoch dürften die so sehr unterschiedenen Gemüthsseigenschaften der alten und heutigen Peruaner nicht so gar unbegreiflich vorkommen: die zur Errichtung und Erhaltung ihrer alten Regierungsform nöthige Weisheit und Klugheit war einzig und allein den Königen zuzuschreiben; die Unterthanen an sich selbst könnten wohl allzeit sehr dumm, rauh, und zu allen feinen Empfindungen und Einsichten unfähig gewesen seyn, wenn sie gleich unter weisen Gesetzen gelebt hätten, und von erleuchteten Herren wären regieret worden. Vielleicht könnte man auch behaupten, ein großer Theil von ihrer heutigen Veränderung käme von der Tyranney her, womit ihnen von ihren neuen Herren wäre begegnet worden, und noch begegnet würde. Die neuen Beobachter sagen: Die Landeseingebornen in Peru arten von Tag zu Tage immer mehr und mehr aus, und es siehet zu befürchten, daß man endlich nicht die geringste Spur mehr von derjenigen Fleißigkeit und Geschicklichkeit bey ihnen wahrnehmen wird, womit es ihnen ehemals in allen mechanischen Künsten so glücklich gelungen ist. Es würde indessen leicht seyn, solchem Uebel abzuhelfen, wenn man dem Uebermuthe und der Tyranney derjenigen Einhalt thäte, welche die bürgerlichen Bedienungen bekleiden.

Die Küstenbewohner desjenigen großen und weitläufigen Landes, welches bey den Indianern Guiana heißt *), und von den Holländern die wilde Küste genannt wird, sind rohe und ungesittete Völker, die noch sehr an den Stand der Natur gränzen, und von ihrer angeborenen Wildheit noch wenig oder nichts abgelegt haben. Man nennet sie mit dem allgemeinen Namen Indianer: sie gehen meistens nackt, leben ohne Gesetze, ohne Obrigkeit, und ohne Bedürfnisse, ihren Zustand zu veredeln; nur diejenigen machen eine Ausnahme, welche in dem Gebiete der Spanier leben, und durch deren Umgang sie die Vorzüge einer bessern Lebensart haben einsehen und schätzen lernen.

*) Fig. 3. ist ein Bewohner von Guiana abgebildet.

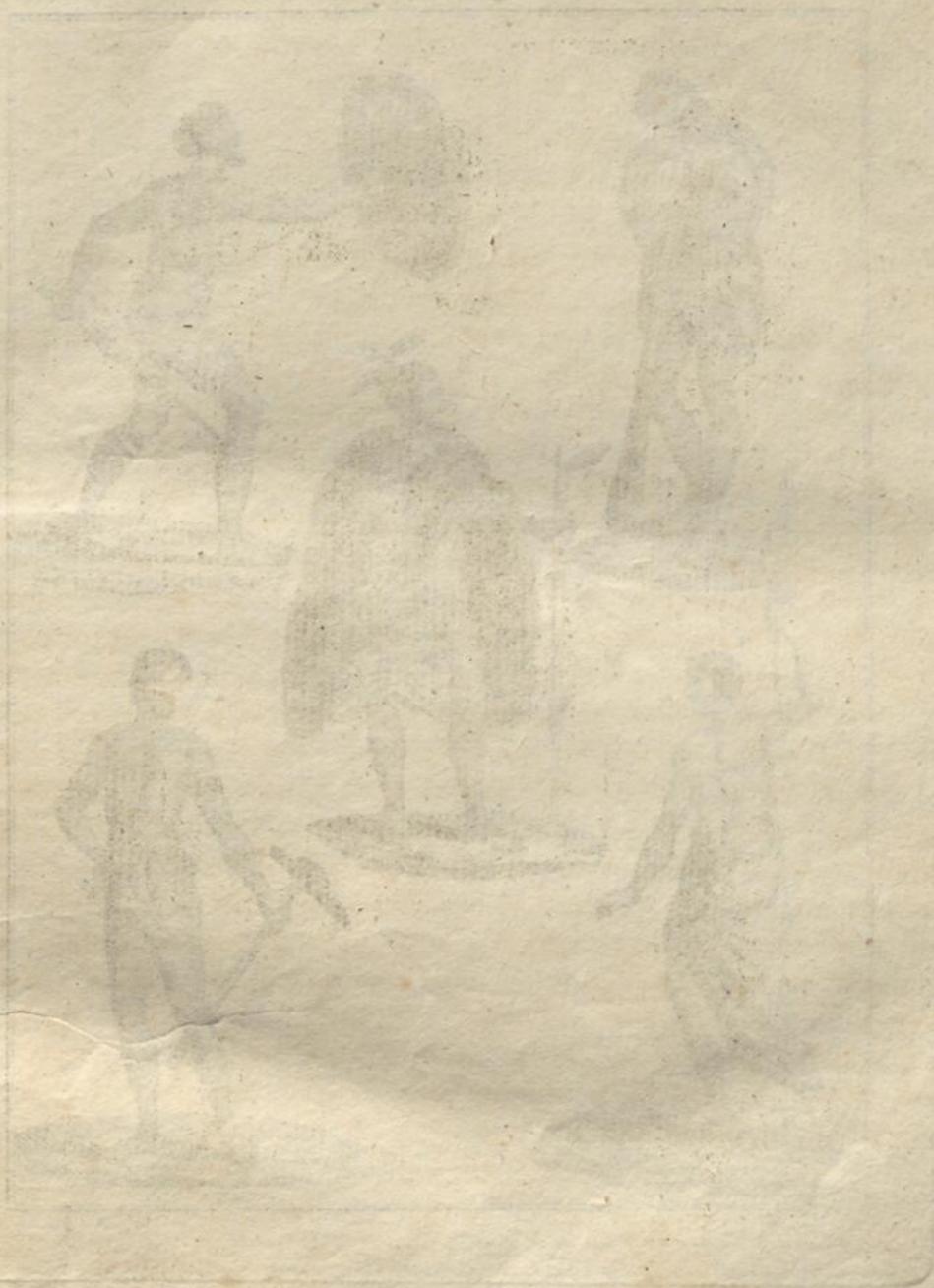
An der südlichen Spitze von Amerika wohnen die Patagonier *), ein Volk über dessen Gestalt die Nachrichten der Reisenden sich widersprechen. Einige behaupten, daß sie von einer ungeheuern Größe, und ein wahres Riesengeschlecht wären; andere sind der Meinung, daß die Natur keine Ausnahme bey ihnen gemacht hätte, sondern daß sie von der gewöhnlichen Menschengröße wären.

*) Fig. 4. ist ein Patagonier abgebildet.

Das Zeugniß der neuesten Weltumfahrer Byron, Wallis und Carteret, lauter Männer von unlängbarer Glaubwürdigkeit, kann den Streit entscheiden. Der erste beschreibt uns einen Indianer von dieser Art. Es war ein Mann von riesenmäßiger Statur, und schien die Erzählung von menschlichen Ungeheuern zu bestätigen. Er trug die Haut von einem wilden Thiere um seine Schultern geworfen, und war mit verschiedenen Farben so bemahlt, daß er die abscheulichste Figur vorstellte, die man jemahls gesehen hat. Um das eine Auge hatte er einen großen weissen, um das andere einen schwarzen Rand gemahlt. Der übrige Theil des Gesichts war mit Streifen von verschiedenen Farben überstrichen. Seine Statur schien nicht viel kleiner als sieben Fuß zu seyn. Unter den übrigen Indianern, die sich mit ihm an der Küste einfanden, waren ihrer wenige, die kleiner waren, als ihr Anführer; aber die Weiber waren von proportionirter Größe. Der Anblick dieser Leute setzte wirklich einige von seiner Mannschaft, die er mit an das Land genommen hatte, in eine Art von Verlegenheit. Von den wenigen Europäern, welche vollkommen 6 Fuß lang sind, findet man wenige, die ihrer Größe nach auch verhältnismäßig dick und nervig wären. Man kann sich also leicht einbilden, was es für einen Eindruck auf die Engländer gemacht haben müsse, als sie fünf hundert Personen beisammen sahen, wovon der kleinste wenigstens um 4 Zoll länger, und im Verhältniß dicker war als der größte unter ihnen. Der Capitän Wallis bestimmt ihre Größe noch genauer. Da er i. J. 1766 auf dieser Küste landete, und sich mit den Indianern schon so weit bekannt gemacht hatte, daß er eine Art von Handel mit ihnen trieb; so nahm er eine Meßruthe zu sich, ging unter ihnen herum, und maß diejenigen, die er für die längsten hielt. Einer von ihnen war 6 Fuß und 7 Zoll hoch, der andere 6 Fuß und 5 Zoll; die meisten unter ihnen waren von 5 Fuß und 10 Zoll, bis 6 Fuß lang. Man kann also mit Recht behaupten, daß die Nation, im Ganzen genommen, die sonst gewöhnliche Größe der menschlichen Statur übersteige.

def-
von
ng,
nli-

aner
ei-
die
lden
ß er
e er
des
nicht
der
eiber
einer
Von
ihrer
mbil-
hun-
d im
Größ-
anern
nahm
läng-
Zoll;
also
Größe





Sollers del.

W. Stahl. del. scil.

V o n d e r V e r s c h i e d e n h e i t d e r M e n s c h e n.

II. I n d i a n e r.

Zur zweyten Spielart der Menschen rechnen wir die Indianer; die Wohnungen derselben sind erstlich alle Inseln der südlichen Halbkugel der Erde, die zusammen genommen Süd-Indien heißen, dann der ganze ostindische Archipel, und endlich noch ein großer Theil von Asiens festem Lande selbst, welches gegen Norden mit dem Hoangho, einem großen Flusse des sinesischen Reichs, gegen Westen hingegen mit dem Ganges, und gegen Süden und Osten mit dem Ocean begränzet ist. Alle Menschen, die sich in diesem außerordentlich weitläufigen Districte befinden, und Indianer heißen, kommen darin mit einander überein, daß sie meistens kastanienbraun aussehen, und platte Angesichter haben, die mit breit gedrückten Nasen und wenigen, aber doch steifen Barthaaren versehen sind.

V o n d e n S ü d - I n d i a n e r n.

Alle die theils großen, theils kleinen Inseln, die auf dem zwischen Asien und Amerika befindlichen stillen Ocean zerstreuet liegen, wurden nicht auf einmahl, sondern Jahrhunderte lang von den Spaniern, Franzosen, Engländern und Holländern gesucht, wahrscheinlich in der Absicht gesucht, Schätze daraus zu holen; die Erfahrung aber hat gelehret, daß jene gehofften Schätze nur in der Einbildung geblieben sind, einer Menge Menschen das Leben gekostet haben, und alle die kühnen Unternehmungen, ein südlich gelegenes großes Land zu finden, den Ausgang nahmen, den alle fehl geschlagene menschliche Hoffnungen zu nehmen pflegen. Nur in unsern Tagen haben die Monarchen Europens, und besonders Englands Könige, die Veredlung menschlicher Kenntnisse und Glückseligkeit ihres Zustandes zur Absicht gehabt, und aus diesen Bewegungsgründen Männer dahin gesendet, deren Namen und Thaten sich ein unvergessliches Denkmahl in beyden Welttheilen gestiftet haben *).

*) Bey der Entdeckungreise, während der Jahre 1772 bis 1775, die der König von England durch den Capitän Cook und Surmeaux unternehmen ließ, befand sich auch Forster, welcher die Schätze der Natur untersuchen sollte, und dem wir die schönsten Aufschlüsse davon zu verdanken haben.

Die Bewohner von Süd-Indien sind in Absicht der Farbe, Größe, Bildung, des Temperaments und Gemüthscharakters sehr von einander unterschieden. Sie können unter zwey Hauptabtheilungen gebracht werden. Die eine ist von heller Farbe, gut gebildet, von starkem Muskelbau, ansehnlicher Größe und sanftem gutherzigem Charakter; die andere ist schwärzer, mit kraus- und wollichtem Haare, dürrer, kleiner, fast noch lebhafter als jene, aber auch zugleich mißtrauischer.

Diese beyden Hauptclassen theilen sich wieder in mehrere Abarten, wodurch sie stufenweise einander näher kommen; daher finden wir einige Völkerschaften, die zur erstern Classe gehören, und gleichwohl dunkler Farbe und hagern Leibes, wie die Menschen von der zweyten Classe sind, und in dieser dagegen starke Menschen, die den besten aus der ersten Classe nicht nachstehen. In solchem Falle entscheiden dann andere charakteristische Züge, zu welcher Hauptabtheilung diese oder jene Insulaner eigentlich gehören. Der allgemeine und ursprüngliche Gesichtsscharakter aller Völker der ersten Classe in den Inseln des Südmeers bestehet in stark gezeichneten Zügen, und großen aber breiten Nasen. Bey den Einwohnern der westlichen Inseln steht die Nase weniger hervor, der Mund ist größer und die Lippen sind dicker; auch diese Züge sind ihnen wahrscheinlich von ihren Vorfahren angestammt. In Ostereyland, in Neukaledonien, und zum Theil auch in Tanna wird das Ohrläppchen nicht nur eingeschnitten, sondern auch vermittelst eines durchgesteckten Zuckerrohres beständig erweitert. Ohne diese Einschnitte zu machen, begnügen sich die Einwohner von Tongatabu und den übrigen freundschaftlichen Inseln, die Oberläppchen lang zu ziehen, und durch zwey darin gebohrte Löcher ein Stöckchen, von der Dicke eines Federkiels wagrecht durchzustecken. Unter eben diesem Volke fehlt den meisten ein, oft sogar zwey Gelenke an beyden kleinen Fingern, die sie sich bey der Trauer um ihre Verwandten abzuschneiden pflegen.

In Neu-Seeland, wo die Männer sich das Gesicht überall in Spiral-Linien punktiren, und in den Marquesasinseln, wo das Gesicht ebenfalls mit allerhand Figuren verunstaltet wird, verhindern die Narben, welche von diesen Operationen entstehen, den Haarwuchs; und daher kommt es, daß die gar zu stark punktirten fast gar keinen Bart haben.

Aus diesen Hauptzügen, durch welche die zwey großen Stämme der Südländer von einander abweichen, läßt sich der mächtige Einfluß erkennen, den Klima, Nahrungsmittel und Sitten auf die Beschaffenheit des Körpers äußern; zugleich ist aber auch daraus mit Gewißheit einzusehen, daß diese dreyerley Ursachen nicht hinreichend sind, um alle hierher gehörige Erscheinungen zu erklären.

Wenn gleich die gewöhnlichen Schilderungen von der Barbarey der Süd-Indianer übertrieben sind, so kann doch ein einziger Zug ihres rohen Wesens nicht geläugnet werden.

Man weiß nämlich, daß alle Bewohner der verschiedenen Inseln im Südmeer, selbst in dem glücklichsten und fruchtbarsten Erdstrich, wo die Hauptnahrung in Früchten bestehet, und die Bevölkerung so ansehnlich ist, nichts destoweniger vor Zeiten das Fleisch der Menschen gegessen haben. Der Grund dieser Abscheulichkeit kann also in nichts anderm als in ihrer frühesten Erziehung liegen. Die Freyheit, worin die Knaben heran wachsen, ohne im geringsten von den Aeltern gelenkt zu werden, artet endlich in unbändige Wildheit aus. Der unabhängige Geist muß ihrer Meinung nach durch nichts gedämpft werden, er ist die Seele ihrer Gesellschaft; daher darf die Mutter ihr Kind nicht schlagen, so boshaft und unlenksam es immer seyn mag, und der von Jugend auf zum Abscheu gegen ihre Feinde geneigte Geist, die Zügellosigkeit, mit der sie über dieselben herfallen, macht eine so grausame Handlung möglich.

Einen andern Zug des Betragens und der Denkart der Insulaner findet man in dem Schicksale des weiblichen Geschlechts. Im Feuerlande müssen die Weiber die Miesmuscheln und Schnecken als ihre vorzüglichste Nahrung von den Felsen lesen. In Neu-Seeland sammeln sie die Wurzeln der essbarsten Farrenkräuter, bereiten das Essen, und richten den Flachs zu; alsdann verfertigen sie die Kleider daraus, stricken Netze zum Fischen, und doch sind dieses nur ihre kleinsten Verrichtungen; denn sie vertreten nicht nur die Stelle der Sklaven, sondern dürfen nicht einmahl, wie gesagt, die Ungezogenheiten ihrer Kinder ahnden, sollten sie auch von ihnen geschlagen oder nach ihnen mit Steinen geworfen werden; kurz, man sieht sie nur für Lastthiere an, die keinen Anspruch auf eigenen Willen machen dürfen. Auf den Inseln Tanna, Mallikolo und Neufaledonien ist ihr Schicksal nicht viel besser. Barbarische Völker betrachten ihre Weiber als ein Eigenthum, und dieß geht so weit, daß sie ihre Frauen an Europäer verhandeln. Auf den Societätsinseln und auf Otahiti, ingleichen auch auf den freundschaftlichen Inseln herrscht zwischen beyden Geschlechtern schon mehr billige Gleichheit. Bey den großen Schritten zur Vervollkommnung, welche diese zuletzt angeführten Insulaner bereits gethan haben, ist es merkwürdig, daß noch ein Zug übrig geblieben ist, der von einer ehemahligen schlechtern Behandlung des andern Geschlechts zu zeugen scheint. Alle jene Völker, die das weibliche Geschlecht zur Arbeit verdammen, zwingen auch ihre Weiber, von ihren Herren abgesondert zu essen. Eben dieser Gebrauch ist auch bey den Tahitern und den Einwohnern der benachbarten Inseln allgemein eingeführt.

Doch gibt es auch in den Inseln des Südmeeres Menschen, denen die Natur im Verhältniß ihrer Lage ein sanfteres Schicksal bereitet hat; andere, wo ihr die Kunst zu Hülfe kommen muß, ehe sie jenen gleich werden können; und noch andere, die gleichsam einer gänzlichen Umschaffung ihrer selbst und einer neuen Schöpfung um sie herum bedürfen. So ist der Bewohner der heißen Zone ein unruhiges Geschöpf, dessen Leidenschaften keinen Zügel kennen; und der Wilde an beyden Polen ein Gemisch von Dummheit und träger Gleichgül-

tigkeit. Wie schwer es sey diese beyden Temperamente umzuschaffen, erhellet schon aus den fruchtlosen Versuchen, die Negern der englischen Colonie sowohl als andern Theils die Grönländer im kalten Norden zu gestitteten Menschen zu bilden.

Die Inseln im Südmeere sind volkreich, allein dem Berichte aller ältern Reisebeschreibungen zu Folge waren sie es schon vor hundert und achtzig Jahren, und dieselbe Stufe von Cultur, auf der sie jetzt stehen, hatten sie auch damahls schon erreicht; ihre gesellschaftlichen Verbindungen bestehen folglich schon seit langer Zeit. Wenn man erwägt, daß die Abstammung dieser Insulaner von asiatischen Völkern fast so gut als erwiesen ist, so läßt sich ebenfalls mit Gewißheit schließen, daß die ersten Abkömmlinge, die sich im unermesslichen Ocean auf kleinen Inseln, so fern von ihrem Vaterlande nieder gelassen haben, keineswegs zahlreich gewesen sind. Allein sie fanden ihren Unterhalt mit leichter Mühe in einem Klima, das von Krankheiten entfernt war, die der Bevölkerung nachtheilig sind. In den ersten Zeiten lieferten das Meer und die wilden Früchte den Einwohnern hinlängliche Speise, bald aber wurden sie im engen Bezirke ihres Eulandes zahlreicher als zuvor, und mußten sich zum Anbau jener Pflanzen bequemen, die ihnen sonst ohne ihre Mühe Nahrung verschafften. Das Zuckerrohr, die Cocospalme, der Brotbaum, der Pisang, die Myrobalanen und Jambusen nebst Jamswurzeln, Pataten und Aronswurzeln sah man jetzt hier und da in ganzen Feldern angepflanzt. Auf den Inseln ist dieser Fortgang leicht merklicher als auf dem festen Lande, weil die Einwohner gezwungen sind sich zusammen zu halten. In dieser und jeder andern Rücksicht besitzt also Tahiti nebst den benachbarten Societätsinseln einen ansehnlichen Vorzug vor den übrigen, und hat die glücklichsten und aufgeklärtesten Einwohner, von welchen wir im folgenden Blatte besonders handeln werden *).

*) Fig. 1. ist ein Mann aus Utieta, Fig. 2. ein Neu-Holländer, Fig. 3. ein Neu-Seeländer, Fig. 4. ein Bewohner von den freundschaftlichen Inseln, und Fig. 5. ein Bewohner von den neuen hebridischen Inseln abgebildet.

a
e
fe
ch
en
s
,
en
lb
ch
t.
n-
en
en
er
en
l

in
i



Sollers del.

Ch. Kohl directt.

V o n d e r V e r s c h i e d e n h e i t d e r M e n s c h e n.

II. I n d i a n e r.

(F o r t s e t z u n g.)

Von den Bewohnern von Otaihiti.

Die Einwohner von Otaihiti sind starke, wohl gebildete, muntere und ansehnliche Leute. Die Männer sind meistens Theils 5 Fuß, 7 bis 10 Zoll lang; hier und da gibt es aber auch einige, welche größer oder kleiner sind. Die Männer sind von dunkelbrauner Farbe; doch sind diejenigen unter ihnen, welche am Strande wohnen, und daher oft auf die See gehen, ungleich röther von Farbe als diejenigen, die mitten im Lande wohnen. Ihr Haar ist insgemein schwarz; doch gibt es auch einige, deren Haare braun, auch flachsgelb sind. Auf diesen Umstand sind die Menschenforscher besonders aufmerksam, weil er ihnen zu einem Schlüssel dient, einige Muthmaßungen über den Ursprung dieser Völker zu machen. Alle Einwohner von Asien, Afrika und Amerika haben durchgehends ohne Ausnahme schwarze Haare. Bey dem Volke in Otaihiti muß also einst eine große Völkermischung vorgegangen seyn, oder sie müssen aus verschiedenen Völkern in eins zusammen gemischt worden seyn. Vielleicht stammen sie von den Maleyen, einer der ausgebreitetsten Asiatischen Nationen ab; vielleicht auch von solchen Völkern, die von den Maleyen vertrieben worden sind. Sie haben eine sehr glatte und sanfte Haut, aber nichts von derjenigen Farbe, die wir rothe Vackeln nennen. Ihre Gesichter sind wohl gebildet, die Kinnbacken nicht hoch, die Augen nicht hohl, noch die Stirne hervor ragend; das einzige in ihrer Gesichtsbildung, was mit unsern Begriffen von der Schönheit nicht überein stimmt, ist die Nase, welche gemeiniglich etwas flach ist.

Ihre Zähne sind schön, weiß, und stehen in ebener Reihe; ihr Athem ist rein, und vom unangenehmen Geruche frey. Die Männer haben Bärte, die sie nach mancherley Art tragen; doch rupfen sie einen großen Theil desselben aus, um das übrige desto reinlicher zu

erhalten. Beyde Geschlechter reißen sich die Haare, die unter den Armen wachsen, mit der Wurzel aus, weil sie solches für Reinlichkeit halten. In ihren Bewegungen bemerkt man Leichtigkeit und Stärke; ihr Gang ist angenehm, und ihr Betragen sowohl unter einander, als gegen Fremde höflich und sitzsam.

Als die Engländer das erste Mahl in dieser Insel waren, regierte die Königin Obeera in dem einen Theile dieser Insel, wenigstens stand sie in einem besondern Ansehen. Sonst ist bey allen Wilden und Halbwilden das Frauenzimmer in der größten Abhängigkeit, und in einem Zustande einer slavischen Unterdrückung.

Was die Wohnungen der Tahiten belanget, so sind alle Häuser auf der ganzen Insel von einerley Bauart. Der Grund, worauf das Haus stehet, ist ein längliches Viereck, das bey Häusern von dieser Größe 24 Fuß lang, und 11 bis 12 breit ist. Ueber dieses wird ein Dach gebauet, welches auf drey Reihen von Säulen oder Pfosten, die einander gegenüber stehen, ruhet; eine Reihe geht mitten hindurch, die beyden andern stehen auf beyden Seiten. Dieses Dach hat zwey flache Seiten, die sich gegen einander hin neigen, und oberhalb fast wie die Strohdächer in eine Spitze zusammen laufen. Die größte inwendige Höhe ist ungefähr 9 Fuß, und die Seiten des Daches reichen so weit gegen den Boden hinab, daß die untersten Enden nicht vierthals Fuß von der Erde entfernt sind. Unterhalb diesem Dache ist alles offen, und an den beyden Enden oder Eingängen der Wohnung ist die ganze Höhe von oben bis unten frey gelassen, und das Haus nirgends mit einer Wand eingefast. Das Dach ist mit Palmbältern, und der Fußboden einige Zoll hoch mit weichem Heu bedeckt, worüber Matten gelegt sind, so daß der ganze Boden gleichsam nur ein Kissen ausmacht, auf welchem sie bey Tage sitzen, und bey Nacht schlafen. In diesen Häusern ist gar kein Haukrath, außer in einigen etwa ein Stuhl, der aber bloß dem Hausvater gehört, und einige kleine Holzböcke, deren eine Seite halb ausgehöhlt ist, und die ihnen anstatt des Kopfküssens dienen. Sie brauchen auch nicht viel Hausgeräthe; denn ihre Wohnungen dienen bloß zum Schlafgemach; auch dann, wenn es regnet, sitzen sie in freyer Luft unter dem nächsten Baume. Die Kleider, die sie des Tages über auf dem Leibe tragen, dienen ihnen des Nachts zur Decke; der weiche Boden ist das gemeinschaftliche Bett der ganzen Familie, und ist durch keine Zwischenwände abgetheilt.

So einfach die Wohnungen der Tahiten sind, eben so einfach und dem milden Klima angemessen ist ihre Art sich zu kleiden. Sie bedienen sich hierzu einer Art von Zeugen, oder vielmehr Matten. Sie haben dreyerley Gattungen davon; und es wird solches aus der Rinde dreyer verschiedener Bäume verfertigt, nämlich aus dem Chinesischen Papier-Maulbeerbaume, dem Brotfruchtbaume, und einem Baume, der dem westindischen Feigenbaume gleich sieht. Der feinste wird aus dem Papier-Maulbeerbaume, den sie hier Nouta nennen, ge-

macht. Dieser Zeug wird besonders von vornehmen Leuten getragen, und nimmt unter allen Farben die rothe am liebsten an. Die zweyte Gattung, die bey weitem nicht so fein ist, wird aus dem Brotfruchtbaume, der Dros genannt wird, verfertigt, und meistens von gemeinen Leuten getragen. Diejenige Gattung endlich, die aus einem Baume, der dem Feigenbaume ähnlich, und dem dunkelbraunen Papiere gleich ist, ist ganz grob und rauh. Ob sich diese gleich nicht so sanft als jene anfühlt, so ist sie dennoch die schätzbarste, weil sie das Wasser aushält, welches die zwey andern Gattungen nicht thun.

Der größte Theil ihrer Kost ist aus dem Pflanzenreiche hergenommen. Vom Kochen wußten sie vor der Ankunft der Engländer gar nichts; sondern alle ihre Zubereitungen bestanden in Braten und Backen. Um Feuer anzuzünden, nehmen sie ein Stück dürres Holz, und reiben das Ende desselben gegen die breite Seite eines andern Stückes Holz, fast auf die Art, wie man bey uns die Weißeln zu wehen pflegt; und dieses treiben sie so lange, bis das Feuer gefangen hat. Sie graben hierauf ein Loch von 6 bis 9 Fuß im Umkreise, einen halben Fuß tief in die Erde. Den Boden desselben belegen sie mit großen Kieselsteinen, und zünden darauf mit trockenem Holze, mit Blättern und Hülsen von Cocosnüssen ein Feuer in demselben an. So bald die Steine heiß genug sind, nehmen sie die Kohlen heraus, und kehren die Asche rund an den Seiten der Höhlung umher. Hier bereiten sie ihre Brotfrucht *); sie legen solche, nachdem sie sie zerschnitten haben, auf die heißen Steine; dieß macht sie weich, und einiger Maßen einer gesottenen Kartoffel gleich; sie ist zwar nicht so mehlig, als die gute Art von dieser Frucht, aber doch besser als die Mittelforten davon.

*) Unter den Naturgütern ist der Brotfruchtbaum einer der merkwürdigsten, womit die Insel begabt ist. Dieser Baum ist so groß als eine mittelmäßige Linde. Die Blätter desselben sind oft anderthalb Fuß lang, von länglicher Gestalt, mit tiefen Krümmungen, wie die Feigenblätter versehen, denen sie an Wesen und Farbe ähnlich sind, auch wie jene, wenn sie abgebrochen werden, einen Milch ähnlichen Saft enthalten. Die Frucht ist so groß, als der Kopf eines Kindes, und beynabe eben so gestaltet; ihre Außenseite ist meistens, wie eine Trüffel, kegelförmig, die Haut ist dünn und die Frucht hat einen Kern, der ungefähr so dick ist als der Stiel eines kleinen Messers. Das Fleisch oder der eßbare Theil liegt zwischen der Haut und dem Kern, ist schneeweiß und locker wie neu gebackenes Brot.

Musik und Tanz ist bey allen Völkern der wichtigste Theil der öffentlichen Lustbarkeiten; und auch bey den Otahiten finden wir, daß sie ihre müßigen Stunden damit zubringen. Zu denjenigen Lustbarkeiten, mit welchen zugleich eine ernsthafte Absicht verbunden ist, gehört billig das Wettringen, wobey außer dem Zeitvertreibe auch Stärke und Geschicklichkeit des Körpers erhalten wird.

Außer dem bereits angeführten sind ihre Geschicklichkeit, mit welcher sie ihre Boote verfertigen, ihre Zeuge und Matten zubereiten, und sie färben, ihre Körbe flechten, und die ersten Keime einiger Wissenschaften, die man bey ihnen antrifft, als z. B. von der Chrono-

logie und Arithmethik, da sie die Zeit in Monathe eintheilen, und bis zweyhundert zählen können, hinreichende Beweise, daß die Otahiten in der Cultur bereits einen ansehnlichen Schritt vorwärts gethan haben, und nicht mehr im eigentlichen Stand der Wildheit leben*).

*) Fig. a 1. ist ein Weib, und Fig. b 1. ein Knabe aus Otahiti abgebildet.

Von den Californiern.

Man hielt Californien, welches zuerst vom Franz Drake entdeckt wurde, lange Zeit für eine Insel; bis man endlich gefunden hat, daß es nur eine Halbinsel sey, die von Mexiko durch eine Meerenge getrennt wird. Alle Reisebeschreiber sind darin einig, daß Californien heut zu Tag von verschiedenen Indischen Nationen bewohnt sey; aber es ist schwer, ja beynah unmöglich solche zu bestimmen.

Was die Gestalt der Californier belangt, so sind sie in der Bildung den Mexikanern ähnlich. Ihre Farbe ist vom Kopfe bis auf die Füße braunroth; bey einigen fällt sie in das Kastanienbraune, bey andern in das Kupferfarbige. Diese Farbe aber ist ihnen nicht angeboren, sondern wenn die Kinder auf die Welt kommen, haben sie eben eine solche Farbe als diejenigen, die von weissen Aeltern gebohren werden; aber in kurzer Zeit fangen sie an sich zu färben, wozu dieses ungemein viel beyträgt, daß sie die zarten Kinder mit Farbe beschmieren. Ihre Haare sind schwarz und gerade; die Männer haben keine Bärte, sondern wenn sich Härchen am Kinne zeigen, so reißen sie solche mit der Wurzel heraus, weil sie einen Bart, wie die meisten andern Amerikaner, für etwas Unanständiges halten. Sogar an den Augenbraunen haben sie wenig Haare. Ihre Zähne sind, ob sie gleich solche niemahls säubern, dennoch so weiß wie Elfenbein. Die Augenwinkel gegen die Nase zu sind nicht zugespitzt, sondern rund. Uebrigens aber sind sie wohl proportionirt, geschwinde an ihren Gliedmaßen, hurtig und stark. Sie gewöhnen sich von Jugend auf mit ihren Füßzehen allerhand Dinge vom Boden aufzuheben. Man trifft nicht leicht Personen unter ihnen an, welche besonders dick vom Leibe wären, welches unfehlbar von ihrer herum schweifenden Lebensart herkommt.

Was ihren Verstand und Gemüths-Charakter betrifft, so haben sie mit den übrigen Amerikanischen Wilden beynah einerley Fähigkeit, einerley Neigungen, und einerley Sitten. Das Hervorstechende in ihrem Charakter ist Dummheit und Unempfindlichkeit, der Mangel der Einsicht und des Nachdenkens, die Unbeständigkeit, die Wuth, blinde Begierde, Faulheit und Abneigung von aller Arbeit, Liebe zum Vergnügen und Lustbarkeiten, so dumm und abgeschmackt sie auch seyn mögen; Kleinmüthigkeit, und überhaupt ein Mangel von alledem, was den Menschen vernünftig, gefällig und gesellig machen kann *).

*) Fig. a 2. ist ein Weib, und Fig. b 2. ein Mann aus Californien abgebildet.

hien
lichen
den*)

Zeit
Me-
lisor-
r, ja

rika-
It sie
hnen
solche
ungen
mit
ärte,
weil
Co-
solche
sind
e an
Zuf-
hnen
nden

abri-
Cit-
der
erde,
nimt
alle



Sollow del.

J. C. Neill sculp.

V o n d e r V e r s c h i e d e n h e i t d e r M e n s c h e n.

II. I n d i a n e r.

(F o r t s e t z u n g.)

V o n d e n O s t - I n d i a n e r n.

Die Bewohner des südlichen Asiens sind äußerlich von einander merklich unterschieden. Auf den Inseln des Ostindischen Archipels haben sie lange Angesichter und spitzige Köpfe, in Siam hingegen kurze Stumpfnasen und lange Hangeohren, die aber bloß von den schweren Ohrengelenken so tief herab gedehnt werden; dabey ist der Umriß ihrer Angesichter rautenförmig, das heißt, oben und unten spitzig, und an beyden Seiten, wo sich die Backenknochen befinden, eckig. Aber in Ava, Tunquin, Kambodia, Kotschintschina, und Sina, sind viereckige Angesichter gemein, welche ein ganz besonderes Ansehen verursachen, weil sie zugleich platt oder flach sind. Sie haben auch sehr große Augenhöhlen, die weit von einander abstehen, und worin gleichwohl nur ganz kleine Augäpfel tief versteckt liegen. Augen-Lieder und Braunen ziehen sich ferner nicht in einer ordentlichen Krümmung quer gegen die Wurzel der Nase hin, wie bey andern Menschen, sondern schief von oben herab wie bey den Katzen, und was dergleichen kleine Verschiedenheiten der einzelnen Nationen mehr sind. Wir wollen nur einige derselben besonders betrachten.

Die Javaner *), welche von den Sinesen abzustammen vorgeben, sind von mittlerer Größe, gut gebildet, stark von Gliedern, und schwarzgelb von Farbe. Sie haben breite Gesichter, platte Nasen, runde kleine Augen, und hohe aufgeblasene Backen. Ihr Haar ist lang, schlicht und glänzend schwarz. Von Charakter sind sie falsch und böshaft, und im Zanke gehen nicht selten Mordthaten vor; ja ihre Rachgier geht so weit, daß, wenn einer verwundet ist, er sich das Gewehr seines Feindes noch tiefer in den Leib rennt, nur damit er denselben näher kommen, und auch eine Wunde anbringen könne. Mit dieser grausamen Gemüthsart verbinden sie ungeheuern Stolz, schmutzigen Geiz und Neigung zu allen Wollüsten; ihre guten Eigenschaften aber schränkt man gewöhnlich bloß auf Mäßigkeit und einen

unerschütterlichen Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten ein. Ihre Kleidung besteht in einem Schurz um die Lenden, der, nachdem einer wohlhabend ist, länger oder kürzer, kostbarer oder schlechter getragen wird; auf dem Kopf aber haben sie ein Stück baumwollen Zeug, welches etliche Mahl um den Kopf gewunden wird. Die Kleidung des weiblichen Geschlechts ist hiervon wenig unterschieden, ausser daß ihr Schurz etwas länger ist, und sie noch ein Gewand über den Busen schlagen, das Haar aber fliegen lassen und mit Blumen schmücken. Sie sind von Religion Mohämedaner, doch haben sie auch viele heidnische Gebräuche, und Künste und Wissenschaften sind ihnen völlig unbekannt; sie überlassen sogar den Sinesen den Anbau des Landes, und bringen ihre ganze Lebenszeit mit Nichtsthun und Betel kauen hin. In Speisen und Getränken verschwenden sie wenig, indem Reiß, Wurzeln und Fische, ihre gewöhnliche Nahrung sind **).

*) Die Insel Java, dessen Flächeninhalt auf zweytausend vierhundert Meilen geschätzt wird, und wo die Holländische Ostindische Compagnie ihre Macht und Reichthümer vereinigt, ist ein sehr volkreiches und fruchtbares Land, dessen Klima aber, was vorzüglich die von Europäern bewohnten Küsten betrifft, wegen der häufigen Moräste, und von den Ueberschwemmungen zurück bleibenden stehenden Gewässer für sehr ungesund gehalten wird.

**) Fig. I. a ist ein Mann, Fig. I. b ein Weib aus Java abgebildet.

Die Einwohner der Molucken und der daneben liegenden Banda-Inseln sind braun von Farbe, gut gebaut, und von grausamer wilder Gemüthsart, die vielleicht aber nur eine Folge der Unterdrückung ist, in welcher sie von den Holländern gehalten werden, da ältere Reisende ihnen das Lob der Geselligkeit und Leutseligkeit geben. Diese Völker leben ohne alle Cultur, von Sago und dem Ertrag ihrer Jagden. Ihre Religion ist ein mit Heidenthum verdorbener Mohämedismus, und jede Insel hat beynähe ihren eigenen Regenten. Zu den Molucken wird auch die Insel Amboina gerechnet, welche 16 bis 20 Stunden im Umfange hat, und die wichtigste der Molucken ist, weil die Holländer den Nägelein- und Muskatennbau auf ihr vereinigt haben *).

*) Fig. 2. ist ein Amboiner abgebildet.

Die Mogolen, welche schon vor einigen Jahrhunderten Indostan erobert haben, und daher als eingeboren betrachtet zu werden verdienen, sind meistens lange und wohl gebaute Leute, mit schwarzgelber oder olivensarber Haut und harten schwarzen Haaren, die sie bis auf eine Locke abscheren, und auch im Gesicht nur als Knebelbart stehen lassen. Wie sie zuerst nach Indostan kamen, waren sie wilde, grausame, zugleich aber mit allen Wollüsten unbekannte Leute; seitdem aber hat das milde Klima die rauhe Oberfläche ihres Charakters abgeschliffen und ihre Wildheit in Höflichkeit und Artigkeit im Umgange verwandelt. Der Mogol ist edel und redlich, treu seinem Worte und ernsthaft in seinem ganzen Betragen;

aber er hat auch die Freude kennen gelernt, und das zwar so sehr, daß Pracht, Schauspiele und andere sinnliche Vergnügungen jetzt von ihm geliebt und gesucht werden.

Die Kleidung hat bey Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen dieselbe Gestalt, und nur in Ansehung der Kostbarkeit ist sie von einander verschieden. Alle Männer tragen lange Röcke, welche bis zu den Knöcheln herabgehen, oben glatt anliegen, unten aber sehr weit werden, und vorn von oben bis unten mit Bändern gebunden sind. Unter diesen Röcken tragen sie eine leichte Weste von seidnem oder baumwollenem Zeuge, welche zugleich statt des Hemdes dienet, und bis auf die Hüften herabgeht. Die Beinkleider sind oben sehr weit und in viele Falten gelegt, unten aber enge und bis auf die Fersen reichend. Strümpfe tragen sie gar nicht, sondern gehen in ihren weiten, unsern Pantoffeln ähnlichen Schuhen barfuß. Um den Leib wird ein Gürtel von weißem baumwollenen Zeuge, und über diesen ein anderer von rother Seide mit goldenen und weißen Streifen und großen Quasten gewunden; zwischen dem Gürtel und Rocke der Dolch getragen, und der Kopf mit einem leichten Turban von weißem baumwollenen Zeuge mit goldenen oder seidnen Streifen bedeckt.

Die Weiber winden ein Stück Musselin vom Gürtel an bis auf die Füße um den Leib, unter welchem sie gleich den Männern, Hosen tragen. Mit dem Oberleibe gehen sie in ihren Wohnungen bloß; wenn sie aber ausgehen, haben sie einen Leibrock mit einer Binde und einem Schleyer. Ihre Haare binden sie mit langen Bändern ein, die hinten herunter hangen. Im ganzen Rande der Ohren haben sie Ohrgehänge, und im untern Theile des Nasenlochs einen Ring, dergleichen sie auch an den Fingern, Armen und Beinen tragen.

Ihre Häuser werden von Holz, Backsteinen oder Erde erbauet, mit Kalk und Kuchmist verfüttet, und mit einer Vermischung von Kräutern, Milch, Zucker und Harz glänzend gemacht. Sie sind groß, geraum, und haben viele Gemächer; die meisten haben flache Dächer und Altäre, und bey den Wohnungen der Reichen findet man schöne Gärten mit Teichen, Fischbehältern und Bädern, weil sie keinen Tag, ohne das Bad zu gebrauchen, vorbegehen lassen. In ihren Häusern findet man zum Theil prächtiges Hausgeräthe an Persischen Tapeten, Sinesischen lackirten Möbeln, Porzellan, goldenen und silbernen Gefäßen u. s. w. wozu noch die Pracht kommt, welche sie mit wohl gebildeten und gekleideten Sclaven beyderley Geschlechts treiben. So viel Aufwand aber auch hierin die Mogolen machen, so mächtig sind sie in Ansehung der Speisen und Getränke.

Ihre gewöhnlichste Speise ist Reis, und obgleich Fleisch und Federvieh äußerst wohlfeil ist, so essen sie doch nur sehr wenig davon. Wasser ist dabey ihr gewöhnliches Getränk, wiewohl sie auch zwey Arten Wein, einen, welcher durch Einschnitte aus dem Loddibaum

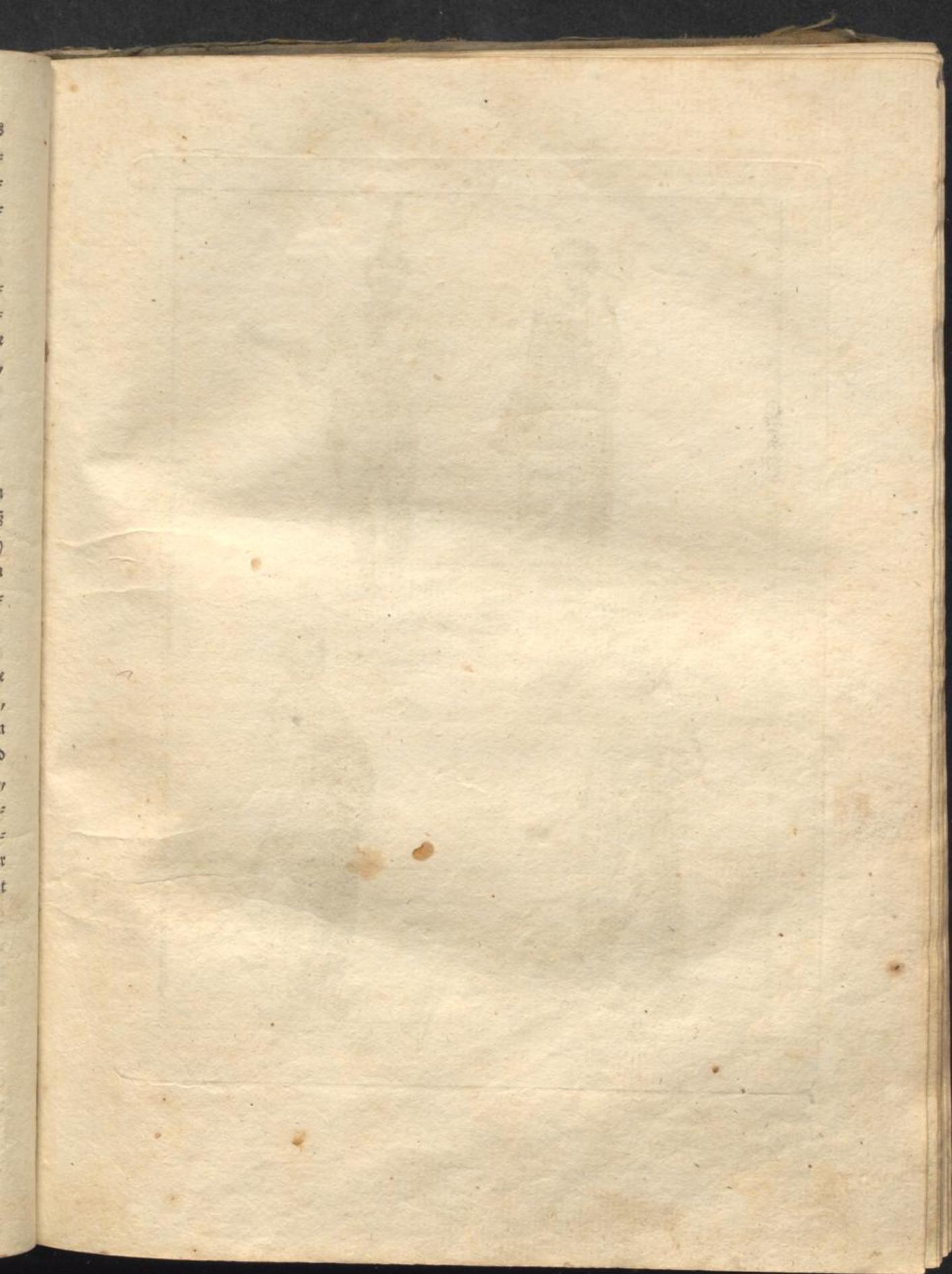
gezogen, der andere, welcher destillirt und Arack genennet wird, haben. Der Gebrauch des ordentlichen Weins ist ihnen als Mohämedanern untersagt, obschon verschiedene sich in Geheim über dieses Verboth hinweg setzen. Im übrigen befolgen sie die Vorschriften des Corans ziemlich genau, und die meisten würden lieber sterben, als daß sie das Gesetz übertreten sollten.

Mit der Religion haben sie auch die Arabische Sprache bekommen, ihre eigene Sprache hat aber viel Verwandtschaft mit derselben. Die Wissenschaften haben noch wenig Fortschritte unter ihnen gemacht, und die vorzüglichste ist die Sterndeuterkunst, von welcher sie sehr abergläubische Verehrer sind. Doch haben sie auch einige Dichter und Geschichtschreiber, welche sich nach Arabischen Mustern gebildet haben, und nicht ganz schlecht sind *).

*) Fig. 3. a ist ein Mogole, Fig. 3. b eine Mogolinn abgebildet.

Die alten Einwohner des Landes, die *Hindus*, deren Ursprung bis jetzt noch kein Geschichtsforscher auch nur wahrscheinlich vermuthet hat, sind ein so friedfertiges Volk, daß es bisher noch einem jeden leicht geworden ist, der sich die Mühe hat nehmen wollen, sich dasselbe unterwürfig zu machen. Sie sind kleiner wie die Mogolen, aber schlank und von angenehmer Gesichtsbildung. Ihre Farbe fällt sehr ins Braune, doch sind die in den nördlichen Provinzen wohnenden viel weißer, als die in den südlichen.

Von Charakter ist es das sanftmüthigste, friedfertigste, und vielleicht auch arbeitssamste Volk der Erde. Mit Entzücken sprechen Reisende von der ununterbrochenen Arbeitsamkeit, welche das Leben der *Hindus* ausfüllet, von der Mäßigkeit und Unbefangenheit, von allen Leidenschaften, in welcher sie leben, von der Sanftheit ihres Betragens, der Redlichkeit und Tugend, die alle ihre Schritte begleitet. Sie kennen das Laster meist nur dem Nahmen nach, und fast ist es bloß übertriebene Tugend, die man ihnen vorwerfen kann. Mehrere philosophische Köpfe haben sich schon bemüht, den Grund der so beyspiellofen Sanftheit der *Hindus* aufzufinden, und haben ihn theils in der Enthaltung von Fleischspeisen, theils in der ganzen Lebensart dieses Volks zu finden geglaubt, von der sie seit Jahrtausenden noch nicht abgewichen sind, weil sie ihnen durch ihre Religion zum Gesetz gemacht ist.





S. J. G. del.

J. H. B. sculpsit.

N^{ro}. 8.

Von der Verschiedenheit der Menschen.

II. Indianer.

Von den Ost-Indianern.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner von Siam sind von mittlerer Größe, aber fast alle von guter Gestalt, obgleich vielleicht kein Land in der Welt ist, in welchem die Kinder mehr sich selbst überlassen sind. Schöne Bildungen sieht man hier wenig, da die Siamesen meist länglich viereckige Gesichter, kleine Augen, einen großen Mund, eine kleine Nase, große Ohren und eine braunrothe Gesichtsfarbe haben. Ihr Charakter ist die Gelassenheit, ja beynahе möchte man sagen, die Unempfindlichkeit selbst, dabey sind sie artig im Umgange, listig im Handelswesen, und nicht zu gewissenhaft, wenn es auf Geldsachen ankommt.

Reinlichkeit ist ein Hauptzug im Charakter der Siamesen, und beynahе geht sie bis zum Uebermaße, da sie sich den ganzen Tag waschen, reinigen und mit Wohlgerüchen salben. Die Kleidung der meisten besteht bloß in einem Stück Cattun, den sie um die Hüften schlagen, und der bis auf die Knie herab geht, wozu im Winter noch ein Stück als eine Art Mantel über die Achsel getragen wird. Vorzügliche Leute haben auch ein Hemd von Musselin an, welches vorn auf der Brust offen ist und über dem Schurz getragen wird. Gemeine Leute haben keine Schuhe und eine zuckerhutförmige Mütze, welche mit silbernen oder goldenen Ringen umgeben ist. Dieses ist die Kleidung der Männer, von welcher die weibliche sehr wenig unterschieden ist, außer daß sie sich noch mit plumpen goldenen Ketten und anderm Geschmeide behängen. Ringe und dergleichen sind auch der einzige Staat der Siamesen, denn ihre Häuser sind ganz schlecht aus Bambusrohre gemacht, und auf Pfosten von 13 Fuß Höhe wegen der Ueberschwemmungen befestigt, die Häuser der Vornehmen aber sind von Bauholz, und Palläste sowohl als Tempel von Backsteinen. Das Hausgeräth ist nicht prächtiger als die Häuser, und besteht bloß in etlichen Matten von Reisstroh, welche die

Stelle der Stühle und Tische ersetzen, und ihre gewöhnlichen Speisen sind Reis und Fische, zuweilen auch Eidechsen - Matten - Rhinocerosfleisch u. d. gl. *).

*) Fig. I. a ist ein Mann, und Fig. I. b ein Weib aus Siam abgebildet.

V o n d e n S i n e s e n .

Das Kaiserthum Sina, Tschina oder China ist eines der größten Reiche auf unserer Erdkugel, indem es, ohne noch die demselben zinsbaren Länder dazu zu rechnen, auf neun und sechzig tausend Quadratmeilen groß ist. Dieses große Reich macht die äußerste Spitze von Asien gegen Morgen, und wird von der übrigen Welt durch sehr scharf bestimmte Gränzen geschieden. Gegen Norden trennen es die Wüsteneyen von Rußland, gegen Osten und Süden ist das Meer, und gegen Süden und Westen ist es wieder von Wüsten und Gebirgen umgeben, welche die Gränze gegen die Halbinsel jenseit des Ganges, und das Königreich Thibet machen. Diese Gränzen sind auch Ursache, daß die Sinesen vielleicht seit der Entstehung ihres Reiches wenig oder gar keine Gemeinschaft mit auswärtigen Völkern gehabt haben, und daß sie alle übrige Länder auf ihren Landkarten als kleine Bezirke in die Ecken verwiesen, ihr Reich aber in den Mittelpunct setzten.

Die Sinesen unterscheiden sich fast von allen andern Völkern der Erde, sowohl durch ihre Gestalt als durch ihre Sitten und Gebräuche, welche eine sonderbare Mischung von Finsterniß und Aufklärung des Geistes ausmachen. Diese Nation hat gleichsam von der Natur ein eigenes Gepräge erhalten, denn mit Ausnahme der Gesichtszüge und der Veränderung, welche äußere Dinge auf den Körper hervor bringen, haben alle Sinesen eine mittlere Größe, kurze Nasen, kleine Augen, ein breites unförmliches Gesicht, große Ohren, schwarze Haare, welche, einen Zopf ausgenommen, der dicht am Hinterkopfe sitzt, abgeschoren werden, und dünne lange Bärte. Ihre Frauenzimmer bekommen Ausländer nur sparsam zu sehen, doch versichert man, daß ihre Bildung wenig von der männlichen verschieden seyn soll. Daß kleine Füße bey dem weiblichen Geschlecht in Sina für die erste aller Schönheiten gehalten werden, ist eine bekannte Sache; man legt in der Kindheit den Mädchen kupferne Schuhe an, damit die Füße nicht wachsen können, daher auch erwachsene Sineserinnen keine größern Füße als bey uns kleine Mädchen haben; eine Zierde, (wenn es anders eine ist) die dadurch, daß sie kaum gehen können, sehr verbittert wird. Kein Volk auf dem Erdboden kann mehr von sich und den Vorzügen seines Vaterlandes eingenommen seyn als die Sinesen. Sie sehen alle andere Nationen für Wilde und Barbaren an, und nichts kann sie bewegen etwas nachzuahmen, was bey einem andern Volke gebräuchlich ist. Ihre Artigkeit und anscheinende Gefälligkeit sind eine Folge der despotischen Regierung, unter welcher sie leben, denn alle Eclaven sind furchtsam und kriechend. Sie scheinen äußerst ge-

fällig zu seyn, aber sie sind es nur, um den, der sich ihnen anvertraut, mit desto glücklicherm Erfolge betriegen zu können, und wer ihnen nichts zu verdienen gibt, hat sich auf nichts weniger als gute Begegnung Rechnung zu machen. Gegen ihre feinen Diebereyen müssen Fremde beständig auf ihrer Hut seyn, und Aufrichtigkeit, wenn sie um irgend etwas gefragt werden, darf man gar nicht von ihnen erwarten. Man versichert, daß selten Zank oder Schlägercy unter ihnen entstehe, dieß ist aber eine Folge ihrer außerordentlichen Feigheit, denn sie wissen jede Beleidigung nachzutragen, und sich, sollte es auch erst nach Jahren seyn, auf die empfindlichste Weise zu rächen.

In Ansehung der Kleider machen die Sinesen keinen großen Aufwand. Die Mannspersonen tragen meistens Theils eine Art seidnen Hemdes, über welches sie noch einen weiten Rock ziehen. Beyde sind ohne Futter, Falten und Aufschläge, vorn aber mit kleinen runden Knöpfen zugemacht. Die Aermel sind weit und so lang, daß sie die Hände bedecken: Die Hosen sind ebenfalls weit, die Strümpfe gleichen Stiefeln, sind von Seide, und hangen zuweisen mit den Schuhen zusammen. Ihre Schuhe gleichen Mantoffeln ohne Absätze, aber mit Hinterquartiren und einer weissen fingerdicken Sohle. Alles ist von Schweinleder, und mit baumwollenem Garne genäht. Wer viel in der Sonne gehet, bedeckt sich mit nieder geschlagenen Bambushüten; sonst sind Mützen gebräuchlich, deren einige einem umgekehrten Trichter mit einem Knopfe an der Spitze gleichen, und mit rother ungesponnener, unten frey herab hangender Seide bedeckt sind. Andere haben auch schwarze seidene Mützen mit einem Gebräme von Sammt. Die Mandarinen unterscheiden sich nach ihrem Stande durch den Reichthum der auf der Mütze fest gemachten Knöpfe, oder der daran gehefteten Eichhornschwänze, oder durch ein viereckiges Stück reichen gestickten Zeuges, welches sie lauf der Brust oder dem Rücken tragen. An dem Gürtel tragen sie Tabakspfeife, Tabaks- und Geldbeutel, welche an langen Schnüren bis auf die Beine herab hangen. Des Winters tragen sie öfters vierzehn bis funfzehn Röcke über einander, und statt des Muffs tragen sie eine lebendige Wachtel in den Händen. Arme begnügen sich mit einem kurzen Rocke von Baumwolle, weiten Schifferhosen und Regenkappen von Bambusblättern, wobey sie barfuß und auch wohl bis auf den halben Leib nackt gehen.

Arbeitsleute beschneiden sich die Nägel, Vornehme aber lassen sie, wo nicht an allen doch an dem kleinen Finger wachsen, um dadurch ihren Reichthum an den Tag zu legen. Die Kleidung des Frauenzimmers, das aber von Europäern wenig gesehen wird, soll sich nicht sehr von der männlichen unterscheiden. Der Kopfsputz ist nach den Provinzen und Ständen äußerst verschieden. Die Schminke ist sehr gebräuchlich, und Tabak wird von beyden Geschlechtern aus messingenen Pfeifen gerauchet.

Im Essen und Trinken sind die Sinesen sehr mäßig, gemeine Leute behelfen sich mit Reis, Hülsenfrüchten und Gartengewächsen. Den Reis, der überhaupt statt des Brotes genossen wird, kochen sie im Wasser, welches sie hernach abseihen, und die gequollene Brühe ganz warm essen. Vornehme haben Tische und Stühle, aber alle brauchen weder Tischtücher noch Messer und Gabeln, sondern alle Speisen werden in kleine Stücke zerschnitten, ehe sie aufgetragen werden, und mit hölzernen Stäben zum Munde geführt. Bey dem Essen trinken sie entweder Thee ohne Zucker, oder einen elenden Brannterwein, welcher Samsu heißt. Schweinefleisch, Speck und Fische werden gewöhnlich gegessen; selten aber kommt anderes Fleisch vor. Man sagt, die Sinesen trügen auch kein Bedenken, Pferde, Hunde und Rattenfleisch zu essen, Frösche und Hirschsehnen werden ebenfalls für eine Leckerer gehalten; überhaupt würden aber Europäer sich sehr schwer an die Sinesische Küche gewöhnen können.

So wenig kostbar ihr Tisch ist, so wenig halten sie auf Pracht in ihren Häusern. Ihre Städte sind alle auf einerley Art gebauet, so daß, wer eine gesehen hat, der sich leicht einen Begriff von allen übrigen machen kann. Gemeinlich sind sie viereckig, haben hohe, dicke und mit vieleckigen neun Stock hohen Thürmen besetzte Mauern, breite Thore, und lange, meist auch gerade Gassen, mit länglichen Sandsteinen gepflastert. Die Häuser sind mehrentheils von Backsteinen, selten über zwey Stockwerk hoch, und die Dächer, welche abschüssig sind, ebenfalls mit Ziegeln gedeckt. Die Zimmer sind hoch, und die langen schmalen Fenster, welche bey Tage offen stehen, haben Scheiben von Perlmutter oder Schnecken- schalen. Möblirung haben die Zimmer wenige, sondern ein Paar Armsessel, Taburets und Tische, worauf alte Gefäße stehen, machen alles aus. Das Kostbarste ist noch ein Götzen- bild, welches über einer kleinen Kapelle steht, und vor welchem das tägliche Gebeth verrich- tet wird *).

*) Fig. 2. a ist ein Mann, und Fig. 2. b ein Weib aus Sina abgebildet.





W. Miller del.

C. F. Buhl sculpsit.

V o n d e r V e r s c h i e d e n h e i t d e r M e n s c h e n .

III. A f r i k a n e r .

Zur dritten Spielart der Menschen rechnen wir die Afrikaner; die Gränzen derselben sind: gegen Norden das mittelländische Meer, gegen Westen und Süden der Ocean, und gegen Osten das Indische Meer und der Persische Meerbusen nebst dem Euphrat. Außer diesen Gränzen liegt das Reich des großen Moguls, welches ebenfalls Afrikaner bewohnen, soweit es nämlich gegen Westen, Süden und Osten von dem Indischen Meer, gegen Norden hingegen von dem Ganges und Indus eingeschlossen ist; dann gehören auch viele Inseln, die an gedachten Gränzen herum liegen, und besonders Madagaskar, zu den Wohnungen dieser Menschen. Die vornehmsten Kennzeichen derselben bestehen erstlich in einem starken Nacken, zweytens in dicken und aufgeworfenen Mäulern, drittens in kurzen und krausigen feinen Haupt- und Barthaaren, viertens in der dunkeln Farbe der Haut, die allemahl ins Schwarze fällt, oder auch wohl gar völlig schwarz ist, und endlich in aufgedunsenen Bäuchen, die auf übel gebildeten Schenkeln ruhen.

V o n d e n N e g e r n .

Die Bewohner von Nigritien oder die Negern haben alle einen länglichen Kopf, eine breite Stumpfnase, dicke vorstehende Lippen, und ein Haar, das gerade so kraus wie Schafwolle ist. Sie werden weiß geboren, und haben anfänglich nichts Braunes an sich als die Nägel und einen Ring um die Augen. Acht Tage nach ihrer Geburt fangen sie an ihre Farbe zu verändern; ihre Haut wird bräuner, bis sie endlich eine glänzende Ebenholzschwärze erhält. Indessen haben Fleisch, Knochen, Eingeweide und alle innere Theile dieselbe Farbe wie bey den Weissen. Der ganze Unterschied zwischen den Schwarzen und Weissen besteht darin, daß die Haut bey den ersten gleichsam öhligt, das Blut schwärzer, der Puls lebhafter ist, und der Schweiß einen starken unangenehmen Geruch hat. Diese Farbe kommt von dem fetten Wesen her, welches sich zwischen der obern und untern Haut befindet, und welche

bey den Europäern weiß, bey den olivenfarbnen Völkern braun, bey den kupferfarbnen mit rothen Flecken bestreut, und bey den Negern schwärzlich ist.

Die Kleidung der Negern ist äußerst einfach; die Armen haben nichts als ein Stück baumwollenen Zeug, das sie um die Hüften binden; vornehmere und reichere aber tragen eine baumwollene Kutte von allerley Farben, mit langen weiten Ärmeln, mit einem einzigen Schlitz, wo sie den Kopf durchstecken. Die Beinkleider sind von eben dem Zeuge, und gehen vom Gürtel bis auf die Knie. Die Füße haben bloß lederne Sohlen, welche um dem Fuß fest geschnürt werden. Beyde Geschlechter schnüren sich die Füße mit goldenen, silbernen oder kupfernen Perlen, und ihr wolligtes Haar schmücken sie mit Stückchen Silber, Kupfer, Korallen u. s. w. Ohrringe von Silber und Kupfer sind ebenfalls beyden Geschlechtern gemein. Die Mannspersonen tragen überdem aber auch Degen, welche von der rechten Schulter herab hängen, oder sind mit Wurfspeeren, Bogen und Pfeilen oder doch großen Messern bewaffnet.

Die Negern an der Küste, welche den Europäern genau bekannt sind, haben keine Städte, sondern bloße Flecken und Dörfer, im Innern des Landes aber sollen der Sage nach große Städte seyn. Ihre Dörfer sind in der Runde gebauet, und die Hütten haben gleichfalls eine runde Form. Im Umkreise sind sie vierzehn bis funfzehn Eulen, aus Thon oder Erde aufgeführt und mit Palmblättern gedecket. Fenster und Thüren haben sie gar nicht, sondern eine Oeffnung, durch welche man auf allen Vieren hindurch kriechen muß, dient ihnen statt beyder. Jeder Neger hat mehrere solcher Hütten, und nach Beschaffenheit seines Vermögens und Standes wohl dreyßig bis funfzig, von denen jede wieder zu einem besondern Gebrauch bestimmt ist. Zuweilen sind sowohl die Häuser als die Dörfer mit einer Verzäunung von Rohr, Pfahlwerk und Dornhecken umgeben. So sind die Wohnungen der meisten Negern beschaffen, einige indessen, welche reich sind, bauen auf einiger Maßen Europäische Art viereckte lange Häuser, vor denen sich allzeit ein offenes Vorhaus befindet, in welchem sie Besuche annehmen, essen und andere Geschäfte verrichten. Die Wände dieser Häuser sind sieben bis acht Fuß hoch, aus Rohr oder Leim aufgeführt, und von außen so wohl als innen mit einer fetten, mit Stroh vermischten Erde überkleidet und weiß angestrichen. So einfach die Wohnungen sind, so einfach ist auch das Hausgeräth, welches bloß in etlichen Kisten zu Aufbewahrung der Kleider, etlichen Töpfen und Kalabaschen, ein Paar hölzernen Mörsern, das Getreide zu stoßen, einem Korbe, es zu sieben, und einigen Schälfein, die Speisen darin aufzutragen, besteht. Die Betten aber sind Matrazen, welche auf einen Haufen dicker Pfähle gelegt werden.

Speisen und Getränke sind nicht besser als sie das schlichte Naturbedürfnis erheischt. Fleisch wird nur selten gegessen, Hirse aber in Milch, Wasser oder Fleischbrühe gekocht, oder gestampft, in Kuchen geformt, und diese, wenn sie hart sind, mit Palmöhl bestrichen, ist die

gewöhnlichste Nahrung der Negern. Den Reis kochen sie zu einer Art Pflau, Mais aber wird noch grün auf Kohlen geröstet und gegessen. Uebrigens sind sie nicht so eckel, wie der polirte Europäer, dessen Eckel aber nicht selten auf bloßen Hirngespinnsten beruhet. Sie scheuen sich nicht, das Fleisch der Elephanten, Löwen, Krokodille, der Schlangen, und selbst die Heuschrecken zu essen, und haben also auch einen größern Ueberfluß von Fleischspeisen als wir, denen ein von Jugend auf eingesogenes Vorurtheil manche Thiere als unrein schildert. Die Unreinlichkeit, mit welcher sie essen, ist so groß, als der Eckel gegen das, was sie essen, klein ist. Die Speisen werden nur in großen hölzernen Schüsseln auf eine auf der Erde ausgebreitete Matte gesetzt; keiner braucht Teller, Messer und Gabel, sondern er nimmt das Essen mit der Hand heraus, und reißt das Fleisch mit den Fingern entzwey. Ehedem tranken sie auch nur Wasser und Palmwein, aber nun sind sie durch die Europäer mit dem Branntwein bekannt, und so begierig auf denselben geworden, daß sie ihre Kleider und ihre Kinder für denselben verkaufen.

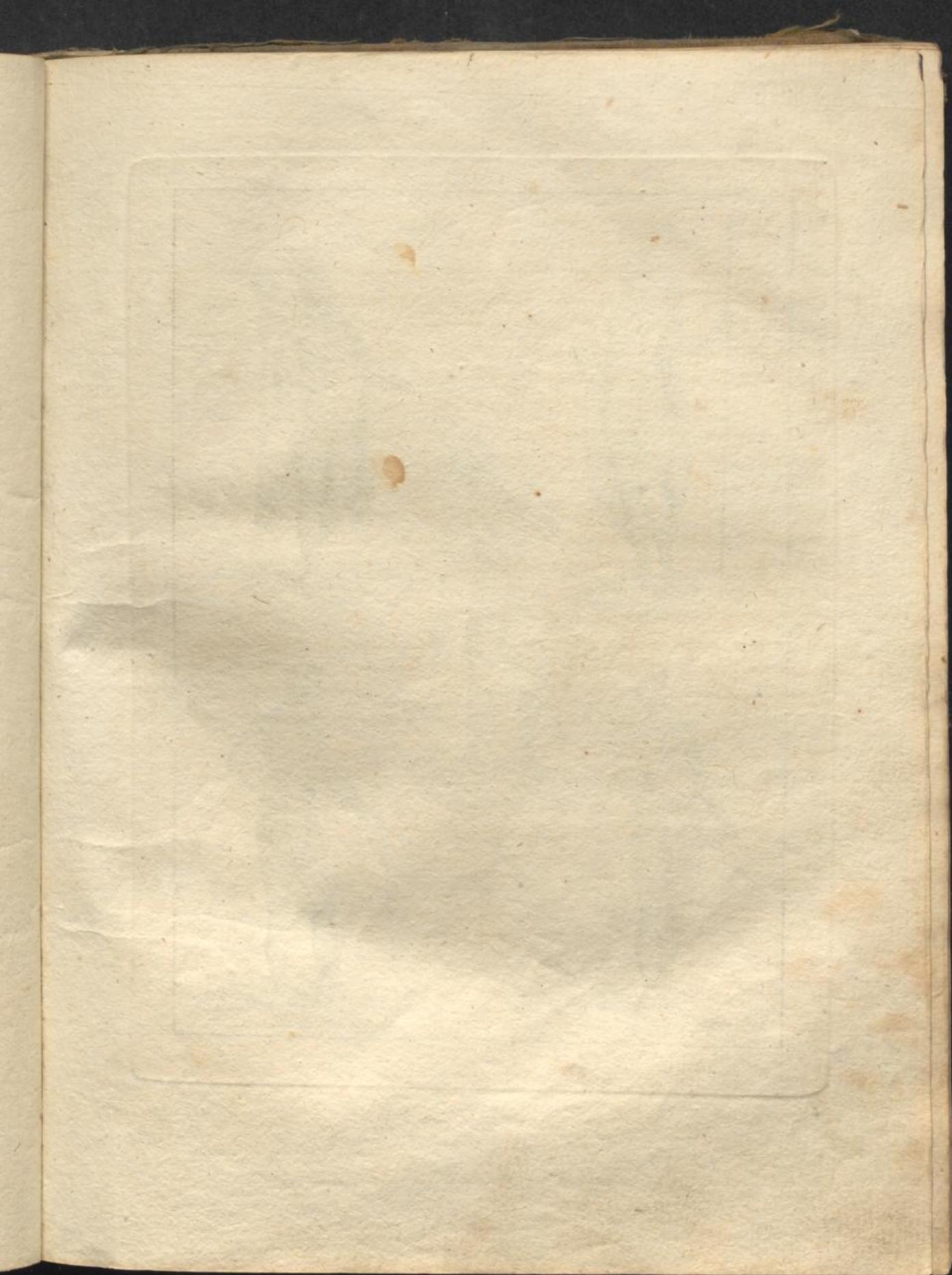
Ungeachtet der Landbau die vornehmste Beschäftigung für die Negern ist, so wird er doch nur äußerst nachlässig von ihnen getrieben, und sie haben wohl eher die Sämereyen, welche ihnen von den Europäern geschenkt wurden, verderben lassen, weil es ihnen zu weitläufig war, daß sie dieselben erst säen sollten; eine Trägheit, die ihnen auch dadurch vergolten wird, daß sie, wenn die Aernte nur einiger Maßen miffräth, beynabe verhungern müssen. Neben dem Landbau treiben diejenigen, welche an den Küsten oder Flußufem wohnen, auch das Fischer-Handwerk. Sie haben Ehäne von ausgehöhlten Bäumen, von denen die größten zehn bis zwölf Mann halten, und wohl dreißig Fuß lang, aber kaum anderthalb Fuß breit sind. Sie fischen mit der Angel, oder schießen die Fische mit Pfeilern und Harpumen. Auch haben sie Netze, welche sowohl als die Leinen von einer haarigen, zu Faden gesponnenen Baumrinde gemacht werden. Die Fische werden getrocknet aber nicht eingesalzen, daher auch die meisten stinkend werden, ehe sie noch zur gehörigen Trockenheit kommen. Die meisten sind dabey geübte Schützen, ob sie gleich zu ihrer Jagd nur Bogen und Pfeile gebrauchen.

Handwerke werden nur wenig getrieben, und die wenigen, welche sich damit abgeben, sind nicht im Stande etwas Geschicktes zu verfertigen. Die Schmiede schlagen gleich denen in Hindostan ihre Werkstatt unter freyem Himmel auf. Ihre Werkzeuge sind ein kleiner Ambos, eine Zange, etliche Hämmer, eine Feile und eine Ziegenhaut, die ihnen statt des Blasbalgs dienet. Das Eisen tauschen sie von den Europäern, und verfertigen ihre Pflugscharen, Messer, Degen, die Spitzen zu den Affagaien, Pfeilen und Wurfspiessen, nebst den Ketten für die Sclaven daraus. Diejenigen, welche die lebernen Säckchen verfertigen, in welche die Amulette gethan werden, machen auch Sättel, Zäume, Schilde und Köcher. Die dritte Art der Professionisten sind die, welche die Wände in ihren Häusern, die Töpfe und die Za-

bakspfeifen verfertigen. Weiber und Mädchen spinnen Baumwolle, und weben Zeuge daraus, die aber nur zwey bis vier Ehlen lang, und fünf bis sechs Zoll breit sind. Doch weben die Dualofen baumwollene Tücher sieben und zwanzig Ehlen lang und neun Zoll breit, welche entweder weiß bleiben, oder mit Indigo und andern Farben gefärbt werden.

Ueberhaupt sind die Negern immer fröhliche Geschöpfe, die Musik, Tanz und alle Arten von Vergnügungen lieben. Sie haben eine Menge musikalische Instrumente, die zwar nur einen sehr geringen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, für Negern aber doch immer noch gut genug sind. Ihre Trompeten sind ausgehöhlte Elefantenzähne, ihre Trommeln hohle Baumstämme, die auf der einen Seite mit einem straffen Felle überzogen werden. Sie haben Flöten von Rohr, Lauten, die aus einem großen Kürbis gemacht, und mit sechs Saiten überzogen sind, ihr vorzüglichstes Instrument aber heißt Balaso, und wird folgender Maßen beschrieben: es steht einen Fuß hoch über der Erde, ist unten hohl, und hat oben siebzehn hölzerne Wirbel. In diesen sind eben so viel Saiten von Drath befestigt, welche einen Fuß lang, und so dick als eine Federspule sind. Unten hangen zwey hohle Kürbise, den Schall zu fangen und zu verstärken. Der Spieler sitzt auf der Erde, und rührt die Saiten mit zwey Stöcken. An den Armen hat er eiserne Ringe mit Schellen, welche während des Spielens einen Klang geben. Dieses Instrument spielen die eigentlichen Dichter und Sänger, welche Guirioten heißen, und theils zu Ehren der Vorfahren verfertigte Nationalgesänge theils aus dem Stegreife singen. Wo der Balaso erschallt, läuft alles zum Tanzen zusammen, der hier wie überall bey Naturvölkern unverstellter Ausdruck der Leidenschaften ist *).

*) Fig. 1. a ist ein Neger, Fig. 1. b eine Negerinn am grünen Vorgebirge, Fig. 2. ein Neger am Senegal, Fig. 3. a ein Neger, und Fig. 3. b eine Negerinn von Bazegut abgebildet.





V o n d e r V e r s c h i e d e n h e i t d e r M e n s c h e n .

III. A f r i k a n e r .

(F o r t s e t z u n g .)

Die ursprünglichen Bewohner des heutigen Königreichs Algier oder desjenigen Theils von der Barbarey in Afrika, welche für das alte cäsarische Mauritantien gehalten wird, die Mauren oder Mohren werden heut zu Tage in Stadt- und Land- Mohren eingetheilt; die erstern suchen ihren Erwerb zu Wasser und zu Lande, und die Aga oder Beyn derjenigen Dörter, wo sie wohnen, eigentlich aber unter dem Dey von Algier stehen, sind die Oberhäupter und Schiedsrichter ihrer Familien. Einige derselben sind Künstler, andere Pächter, andere Staatsbediente, und man kann sie füglich für Bürger des Reichs ansehen. Hingegen haben die Land- Mohren keine unbeweglichen Güter, sondern ziehen mit ihren Familien im Lande herum, und sind dabey so zahlreich, daß sie gleich den Arabern ganze Stämme und Nationen vorstellen können. Sie werden entweder durch die Nahmen des Landes, das sie bewohnen, unterschieden, oder sie nennen sich nach den Stiftern ihrer Familien. Jede Familie sieht einem wandelnden Dorf ähnlich, welches man mit dem allgemeinen Nahmen Abdouar benennt. Für jede Familie ist ein solches Zelt, doch befinden sich auch zuweilen zwey bis drey Nebenzweige von einer Familie beyammen. Ihr kleines leichtes Haus besteht aus schwarzem und weißem Segeltuche, von außen oft durch mancherley Farbe unterschieden, innerlich aber durchgängig gleich an Unreinlichkeit. Das Zelt ihres Oberhauptes ist etwas höher, und steht in der Mitte ihres Lagers; dieses ihr Oberhaupt sorgt für alles, und die ganze Gesellschaft muß für ein jedes einzelne Glied haften. Daneben bezahlt auch ein jeder Abdouar dem Dey von Algier eine gewisse Taxe, nach der Anzahl der Einwohner und nach der Beschaffenheit des Landes, welches sie bewohnen. Gemeinlich pachten die wandernden Mohren die Aecker der Stadt- Mohren, und geben ihre Zinsen entweder in Getreide, Früchten oder Wachs, haben auch sehr viel Geschicklichkeit den Boden tragbar zu machen. Ihre Lebensmittel sind so einfach wie die Zubereitung derselben. Um das Getreide zu mahlen haben sie eine Mühle, die von einem Ort zum andern getragen werden kann; und

ungesäuerte Kuchen aus Mehl und Wasser vermischt, in Asche gebacken, Wasser zum täglichen Getränke, und bey Festen Del und Weinessig oder etwas Fleisch sind ihre ganzen Tractamente.

Die Gestalt der Bewohner des südlichen Theils der Kaffernküste oder der Hottentotten *) ist groß und stark. Sie haben große Augen, eine platte Nase, dicke Lippen, kurzes und wolliges Haar, große breite Füße; sind aber sehr selten buckelig, oder sonst durch Erziehung vernachlässiget; und sind dabey im Laufen so geübt und leicht, daß ein wohl berittener Reiter schwerlich einem Hottentotten im Laufe gleich kommen kann. Ihr Gesicht, so wie ihre ganze Haut hat eine gelb braune Farbe, die der Farbe solcher Europäer, welche die Selbstsucht im hohen Grade haben, gleich kommt; doch ohne daß sie in dem Weißen des Auges nur im mindesten bemerkt wird. Die Lippen sind bey ihnen doch nicht so groß als bey ihren Nachbarn den Negern, Kaffern und Mozambikern. Der Mund ist übrigens mittelmäßig und fast durchgängig mit den schönsten Zähnen besetzt. Ihre ganze übrige Gesichtsbildung, ihre Mienen, ihre Geberden und Bewegungen zusammen genommen, verrathen Gesundheit und Zufriedenheit, wenigstens ein gewisses sorgenfreyes Wesen, das jedoch allerdings Munterkeit und rasche Thätigkeit, Eigenschaften, welche die Hottentotten bey vorkommenden Gelegenheiten wirklich blicken lassen, zu erkennen geben.

*) Der Name, den man ihnen in Europa beygelegt, kommt von den Wiederholungsworten eines Liedes her, welches sich alle Mahl endiget: Hottentottum brok ana (bezahlt den Hottentotten). Man sagt, sie verfertigten dieses Lied, um sich an einem holländischen Prediger zu rächen, der sich geweigert hatte einem Bedienten von ihrer Nation Brot und Tabak zu geben, das er ihm statt seines Lohnes versprochen hatte.

Wenig Völker sind von den Schriftstellern so verschieden als die Hottentotten abgechildert worden; man hat ihnen entweder einen ganz andern Körper, mit ganz andern Gliedern als die unsrigen angebildet, oder man hat an ihnen so viel Abscheuliches zu entdecken geglaubt, was eigentlich nichts als angenommene Sitte, oder wohl gar für sie eine Nothwendigkeit ist. Das Schminken, wenn man es so nennen will, besteht bey ihnen darin, daß sie sich den ganzen Körper mit Fett beschmieren, und darauf etwas Ruß einreiben. Dieß waschen sie nie ab; auch hat man nicht gesehen, daß sie, um ihre Haut zu reinigen, etwas anders thun, als daß sie z. B. wenn beym Schmieren des Wagens Theer oder Pech sich an den Händen fest setzte, solches mit Ruhmist ohne Mühe abrieben, und oben drein noch wohl mit diesem Reiben den ganzen Arm hinauf bis an den Elbogen fort fuhren. Da also Staub und anderer Schmutz an der mit Ruß vermischten Schmiere, und so gar an ihrem Schweiß beständig fest kleben muß, wenn gleich vieles durch Arbeit oder sonst wieder abgeht; so wird doch dadurch ihre natürliche Farbe ganz unbekannt, und verwandelt sich aus einem glänzenden Rußbraun in ein schmutziges, dunkles Braungelb.

Diese Völker wohnen in Hütten, welche wegen ihrer eysförmigen und niedrigen Gestalt mehr den Backöfen als Häusern gleichen, und eben so wie ihre Kleidung Beweise der Einfachheit, aber auch eben so sehr der genauen Uebereinstimmung mit der Lebensart der herum ziehenden Hirten sind; denn gerade diese Lebensart trifft man bey allen diesen Völkern an. Ihre Bedürfnisse sind hinreichend ihre Wünsche zu befriedigen, und diese Neigung zur Einförmigkeit scheint Ursache zu seyn, daß in einem Dorfe alle Hütten auf einerley Art gebauet sind. Einige sind zirkelrund, andere länglich, fast wie ein Gewölbe oder Bienenkorb. In der Mitte kann selten eine große Person aufrecht stehen; auch ist die Thüre viel niedriger, und man muß bloß hinein kriechen und darin liegen. In der Mitte ist der Feuerheerd oder die Küche, um welche sie sich sämmtlich her lagern. Die niedrige Thüre ist zugleich auch das Fenster, die Hütte zu erhellen, und der einzige Ausgang des Rauches. Jedoch kann ihn der gegen den Rauch von Kindheit an abgehärtete Hottentotte, ohne daß er seinen Augen schadet, vertragen und recht gut umher sehen, wenn er auf der mit Staub bedeckten Erde, dem Fußboden seiner Hütte wie ein Igel zusammen gekrochen, und auf seinem Schafpelze liegt, oder dann und wann aufstehen muß, das Feuer zu unterhalten oder seine Pfeife anzuzünden, oder auch zu Zeiten das Stück Fleisch, welches er auf den glühenden Kohlen für sich zubereitet, umzuwenden. Die Materialien zu diesen Wohnungen sind sehr leicht zu bekommen. Dünne Sprossen oder Stäbe machen die Sparren einer solchen gewölbten niedrigen Hütte aus; sie haben eine ihrer Bestimmung gemäße Beugung, bestehen entweder aus einem Stück oder werden zusammen gebunden, und entweder auf einander oder kreuzweise aufgesteckt, hernach mit andern Ruthen fest gebunden und befestiget. Ueber diese Sparren werden große Matten so gut als möglich gelegt, und diese machen eine vollkommene Bedeckung aus. Die zur Thür gelassene Oeffnung wird im erforderlichen Fall mit einem dazu eingerichteten Fell oder einem Stück von einer Matte, das davor gehängt wird, verschlossen. Dergleichen Matten verfertigen sie von einer Art Rohr oder Schilf, so daß die Halme neben einander gelegt, und auf Sehnen oder Darmschnüren gereiht werden. Wenn der Hottentotte seine Wohnung abgebrochen hat, und anders wohin versetzen will, erleichtert er sich die Mühe dadurch, daß er Matten, Pelz und Sprossen auf seine Kuh packt, welches einen seltenen Anblick gibt. In diesen großen und kleinen Hütten hält sich nur eine Familie auf ein Mahl auf, die aus zehn oft aus mehreren Alten und Jungen besteht. Die Ordnung der Hütten ist in einem Dorfe oder Kraale gemeinlich so, daß sie in einem Kreise beisammen stehen, nach welchem die Thüren sämmtlich einwärts gekehrt sind. Hierdurch wird ein eingeschlossener Platz gebildet, wo sie während der Nacht ihr Vieh versammeln.

Eine ihrer Hauptbelustigungen ist die Jagd, in der sie erstaunliche Geschicklichkeit, sowohl im Gebrauch der Waffen als im schnellen Laufen zeigen. Wenn der Hottentotte in Gesellschaft von zwey oder dreyen jagen geht, so thut er es bloß um Wildpret für seine Familie zu fangen; allein das heißt alsdenn eine große Jagd, wenn alle Männer eines

Flecken zusammen kommen, und ausgehen, ein wildes Thier, das ihre Heerden beunruhiget, zu erlegen. Ist es ein Elephant, Nashorn, Elenn oder wilder Esel, so umringen sie es, und greiffen es mit ihren Wurfspießen an, und in dieser Geschicklichkeit haben sie es so weit gebracht, daß es ihnen wohl schwerlich jemand in Europa nachthun würde. Sie treffen gewiß alle Mahl den Fleck und keinen andern, sey er auch noch so klein, oder das Ziel nur nicht gar zu weit, sowohl durch Werfen eines Steines oder durch Bogen und Pfeile.

Von Handwerken und den dazu gehörigen Werkzeugen haben sie keine Begriffe, wohl aber geben sie sehr deutlich zu erkennen, daß sie keineswegs zu ungeschickt dazu sind. Sie sind z. B. Gerber, und können ihre Thierfelle ausarbeiten; obgleich die Art derselben nur im Beschmieren mit Fett und im Trocknen in freyer Luft bestehet, so können sie doch Gebrauch davon machen. Sie sind Schneider; obgleich ihre Nadel nur ein spiziger Vogelknochen, und die Sehne, die längst dem Rückgrade der Thiere hinunter gehet, ihr Zwirn ist, so verfertigen sie sich doch ihre Krosse damit. Sie arbeiten in Elfenbein, obgleich ihr einziges Instrument ein Messer ist, womit sie die Klinge auf eine seltene Weise glatt und rund machen. Die Weiber verfertigen Matten aus Binsen und Schilf, den sie an der Sonne trocknen, mit den Fingern künstlich weben, und auf gleiche Weise auch Stricke, die so gut wie die unsrigen sind. Sie sind Töpfer; denn jede Familie verfertiget sich ihr irdenes Geschirr bloß aus der Erde der Ameisenhaufen, worunter sie Ameisen kneten. Sie sind Schmiede; und diese mühsame Arbeit verdient alle mögliche Bewunderung, da sie ihr Eisen erst aus den Eisensteinen schmelzen müssen. Zu dem Ende machen sie in einem erhabenen Erdreich ein großes Loch, um das Erz zu schmelzen, und etwas tiefer ein kleineres, um das Metall aufzufangen. Alsdann machen sie rund um die große Grube ein Feuer, werfen die Steine hinein, und machen gleichfalls ein Feuer darüber, welches so lange verstärkt wird, bis das Eisen schmilzt und in die kleinere Grube fließt. Alsdann wird es bloß durch Hülfe der Steine von einander gebrochen, wieder erhitzt, mit Steinen in die Form geschlagen, wie sie sie zu ihren Waffen nutzen können. Kaum sollte man glauben, daß diese unbeschreibliche Mühe bey einem so trägen Volke anzutreffen sey; und leicht würde ihre Geschicklichkeit zu erweitern seyn, wenn sie nicht vor allem, was Aufklärung verräth, Abscheu trügen *).

*) Fig. 1. ist ein Mohr, Fig. 2. a ist ein Gottenotto, Fig. 2. b eine Gottenottin, Fig. 3. a. ein Bewohner, und Fig. 3. b eine Bewohnerin von dem Eylande St. Johann abgebildet.

W.P.L.





N^{ro}. II.

V o n d e r V e r s c h i e d e n h e i t
d e r M e n s c h e n.

IV. T a r t a r e n.

Die vierte Spielart der Menschen begreift alle diejenigen tartarischen Nationen in sich, welche in Norden von dem kalten Erdgürtel, in Westen von der uralischen Bergkette, in Süden von dem hohen Gebirge Boghdo und großen Sinesischen Flusse Hoangho, und in Osten von dem Oceane begränzet wird; aber in diese Gränzen sind auch zugleich die Reiche Japan und Jesso zu ziehen, weil sie ganz nahe an den östlichen Küsten dieses fünften Districts der Welt liegen. Alle Völker, die zu dieser Spielart gehören, kommen ebenfalls in verschiedenen Kennzeichen, wodurch sie sich von andern Spielarten der Menschen unterscheiden, mit einander überein, und solche bestehen: erstlich in langen flachen Angesichtern, die oben breit, unten hingegen spitzig und mit einem weit hervorstehenden Kinne versehen sind, zweytens in kleinen tief versteckten Augen mit dicken Lidern und sehr starken borstigen Braunen, drittens in kurzen breit gequetschten Nasen, viertens in erhabenen Backen, fünftens in wenigen oder dünnen Haupt- und Bart-Haaren, welche an beyden Orten sehr borstig und grob wie Pferde-Haare sind, und endlich sechstens in dicken Schenkeln mit kurzen Füßen. Gelehrte und Künstler gibt es da freylich nicht; aber im übrigen leben diese Menschen noch so ziemlich ordentlich, und nähren sich meistens Theils von der Viehzucht. Die Farbe der Haut ist bey ihnen fast durchgängig sehr brunet; aber in andern Dingen weichen die einzelnen Horden oder Stämme dieses Volkes ebenfalls merklich von einander ab.

Die Tungusen *) sind mehrentheils von kleiner und mittelmäßiger Leibesgestalt; und man findet nicht leicht einen, der einen Bart hätte, weil sie die Haare ausraufen. Sie haben den Gebrauch, die Gesichter ihrer Kinder auf den Backen, vor der Stirn und auf dem Kinn mit Figuren zu bezeichnen, die blau oder schwarz aussehen. Wenn sie dieselben verfertigen wollen, so nehmen sie gemeinen Zwirn und schwarze Kreide, oder Ruß, machen mit Hülfe des Speichels einen Brei daraus, und ziehen den Faden durch denselben; alsdann nehmen sie die Gesichter Stich an Stich, und ziehen den gefärbten Faden immer durch die

Haut, wobey die Kinder erbärmlich schreyen. Wenn das Gesicht aufkluft, so beschmieren sie es mit Fett. In alten Zeiten hat man bey ihnen besonders die Sieger mit solchen Figuren beehret, die man nicht nur im Gesicht, sondern auch auf dem ganzen Leib gemacht. Wer diese Herrathen hatte, war geehrt; daher scheint das Volk sie lieb gewonnen, allgemein gemacht, ja sogar für schön angesehen zu haben. Ihre Religion ist fast durchgehends gleich, und ihre Götzen heißen Schewüki. Zur christlichen Religion haben sie noch nicht gebracht werden können. Sie wohnen fast alle in kleinen Hütten, die leicht von einem Ort zum andern zu bringen sind. Der größte Theil von ihnen steht unter Rußlands Schuß, ein geringer Theil aber unter China **).

*) Diese große Nation wohnt in den Provinzen Sibiriens Jenisei und Irkugsk weit und breit zerstreuet. Von den Chinesen werden sie Solon, von den Ostiaken Kelle oder Delle, das ist, die Bunten genannt; sie selbst aber nennen sich Gewön. Die am Ket wohnenden so genannten Ostiaken sind Schuld daran, daß die ganze Nation Tungusen genannt wird; denn sie haben den Namen des Stammes derselben, welcher Tungusin heißt, zum allgemeinen Namen der Nation gemacht.

** Fig. I. ist ein Tunguse abgebildet.

Die Kamtschadalen *), welche die Halbinsel Kamtschatka bewohnen, sind ein zur Sinnlichkeit geneigtes Volk, dabey furchtsam, mißtrauisch, störrig und hartnäckig. Empfindungen von Erkenntlichkeit, Dankbarkeit und Dienstfertigkeit scheinen den Kamtschadalen durchaus unbekannt; vielleicht weil sie durch die schlimme Behandlung der Russen dagegen verhärtet worden sind. Eben daher kommt es auch wohl, daß man mit Höflichkeit und Gelindigkeit wenig von ihnen erhält, sondern alle Wahl mit Strenge fordern muß. Da sie auch leicht zur Verzweiflung geneigt sind, so sind Ersäufen und Hängen gewöhnlich die Mittel, durch welche sie in die untere, ihrer Meinung nach bessere Welt zu kommen suchen. Ihre Kleider machen sie aus Rennthier- oder Seehundsellen, und auch aus Vogelhäuten. Der Unterrock Barka ist mit Ellernrinde hoch pomeranzenfarb gefärbet, und hat unten eine Borte von bunter Seide, in welcher noch Lederstreifen eingesezt, und Büschel von roth gefärbten Seehundshaaren angeheftet sind, darüber tragen sie einen bis an die Knöchel reichenden Oberrock mit weiten Ärmeln, eine Kappe, die man über den Kopf ziehen kann, und eine Klappe an der Brust, welche des Nachts über das Gesicht geschlagen wird. Männer und Weiber tragen Hosen von Leder, und darüber noch andere von Hunds- Wolf- oder Bärenfell. Der Hemden bedienen sie sich seit der Bekanntschaft mit den Russen; Schuhe und Stiefeln nehen die Weiber jezt schon mit Seide, Gold- und Silberfaden aus; und überhaupt ist die Nachahmungsfucht so stark, daß sie gewiß ihre Kleidung gegen die Deutsche oder Russische vertauschen würden, wenn Noth und Klima es ihnen erlaubten; denn schon ezt wendet jeder, welcher es vermag, hundert Sabel daran, sich eine vollständige Deutsche

Kleidung anzuschaffen, mit welcher er in dem Russischen Ostrog erscheint. Sie haben für Winter und Sommer verschiedene Wohnungen; diese stehen auf 10 bis 12 Fuß hohen Pfählen wie Taubenhäuser, dienen auch zu Provianthäusern, und unterhalb derselben werden die Fische getrocknet, Geräthschaften aufbewahrt, und die Hunde an die Pfähle gebunden; jene, die Winterwohnungen, sind in die Erde gegraben, mit einigen Balken belegt und mit Rasen bedeckt; daher sie von außen einem runden Hügel gleich sehen. Der Hausrath, den man in diesen elenden Löchern findet, besteht in Schalen, Schüsseln, Tiegeln und Kannen; alles von Birkenrinde verfertigt, wiewohl sie jetzt doch auch einiges Eisengeräthe von den Russen kaufen. Die Zubereitung ihrer Nahrungsmittel ist äußerst einfach und nicht selten auch säuvisch. Ehe Kessel bekannt waren, kochten sie in hölzernen Trögen, indem sie glühende Steine ins Wasser warfen. Sie haben Liebeslieder, die sie zum Klange einer Pfeife absingen; wilde Tänze und sogar Schauspiele, welche meist satyrische Nachahmungen fremder Sitten sind. Ihre Begriffe sind äußerst eingeschränkt. Der rohe Bewohner von Kamtschatka kann ohne Hülf seiner Finger nicht über Drey zählen. Es ist sehr lustig, wenn man ihn über Zehn rechnen sieht; denn wenn er die Finger beyder Hände zusammen gezählt hat, legt er dieselben zusammen, welches Zehn bedeutet; alsdann faßt er mit den Zehen an, und rechnet bis auf Zwanzig; nach diesem aber wird er ganz verwirrt und ruft: Matcha? das heißt, wie soll ich weiter kommen? Die Unzählbarkeit deutet er durch das Sinken der Finger, oder dadurch, daß er sich in die Haare greift, an. Er zählt zehn Monathe im Jahre, von denen einige länger, andere kürzer sind; denn er ordnet dieselben nicht nach den Veränderungen des Mondes, sondern nach gewissen Begebenheiten, die sich allda ereignen, wie man aus folgendem Verzeichniß ersehen kann: 1) Reinigung von Sünden; denn in diesem Monathe, welcher unser November ist, hat er einen Feyertag zur Reinigung von Sünden. 2) Der Artbrecher, wegen des starken Frostes. 3) Anfang der Hitze. 4) Die Zeit des langen Tages. 5) Der Vorbereitungsmonath. 6) Der Rothfischmonath. 7) Der Weißfischmonath. 8) Der Kalkfischmonath. 9) Der große Weißfischmonath. 10) Der Monath des abfallenden Laubes. Dieser letztere Monath dauert bis in den November, und ist fast so lang als drey der vorigen. Die übrige Eintheilung der Zeit ist ganz besonders. Die Kamtschadalen machen aus einem Jahre zwey; das eine ist der Winter, und das andere der Sommer; jener fangt im May und dieser im November an. Die Tage werden durch keine besondere Benennung unterschieden, auch weder in Wochen noch in Monathe abgetheilt; sie wissen auch nicht, wie viel Tage in einem Monathe oder Jahre sind. Ihre ganze Zeitrechnung bestimmen sie nach gewissen merkwürdigen Begebenheiten, z. B. die Ankunft der Russen, der große Aufruhr, oder die erste Unternehmung auf Kamtschatka. Sie wissen eben so wenig vom Schreiben, weder durch Buchstaben noch durch Bilder oder hieroglyphische Zeichen, die eine Bedeutung haben, um das Gedächtniß einer Sache zu behalten. Alle ihre Wissenschaft besteht also in einer mündlichen Ueberlieferung, welche in Ansehung dessen, was vor langer Zeit geschehen ist, gar

bald ungewiß und fabelhaft wird. Wenn sich eine Sonnenfinsterniß zuträgt, bringen sie Feuer aus den Hütten, und bitten das große Weltlicht zu scheinen wie zuvor.

Die so genannten Kurilen *), welche südlich am Volschaja, Reka und Anatscha wohnen, sind von den Kamtschadalen in der Sprache und Sitten wenig unterschieden, und werden also mit Recht für ein Volk mit denselben angesehen **).

*) Die Kamtschadalen haben diesen Namen von den herum streifenden Korjaken bekommen, als von welchem sie Kantschadal, das ist Leute, die am äußersten Ende wohnen, genannt werden, woraus die Russen Kamtschadal gemacht haben.

***) Fig. 2. a ist ein Kamtschadale, Fig. 2. b eine Kamtschadalinn, und Fig. 3. ein Kurile abgebildet.

Die Tschuktshi, welche in der nordöstlichen Ecke von Sibirien zwischen den Flüssen Anadir und Kolyma wohnen, und die Gewohnheit haben einen Walroßzahn in jedem Baeken zu tragen, dazu in der Kindheit die Löcher gemacht werden, und von welchen die Schelagi ein besonderes Geschlecht sind, haben sich dem Russischen Jeyter bisher noch nicht unterworfen, sondern vielmehr gegen die Russen alle Feindseligkeit ausgeübet. Sie werfen sehr geschickt mit der Schleuder, bedienen sich aber doch im Krieg meistens der Bogen und Pfeile. Von den Korjaken werden sie Tanginjaku und Mainetong, das ist, streitbare Männer genannt *).

*) Fig. 4. ist eine Tschuktshin abgebildet.





Willer, del.

J. K. del. sculp.

V o n d e r V e r s c h i e d e n h e i t d e r M e n s c h e n .

I V . T a r t a r e n .

(F o r t s e t z u n g .)

Die Bucharen wollen sich nicht unter die Tartarn rechnen *), die sie vielmehr als schlechte und dumme Leute verachten. Sich selbst aber halten sie allein für gesittet und gelehrt; und die benachbarten Könige erkennen sie dafür, indem sie sie bey wichtigen Staats-Angelegenheiten um Rath fragen. Sie sind Mohamedaner, aber dabey ehrliche Leute. Mit den Russen, Persern, Indiern und andern Asiatischen Völkern treiben sie einen großen Handel. Die größte Klugheit ist bey den Priestern. Diese haben in allen Wissenschaften alte Schriften, die sie überaus geheim halten. Ihre Aerzte fühlen den Puls nicht, wie die Europäischen, auf der Hand-Wurzel, sondern an den äußersten Spitzen der Finger. Ihre Kuren sind sehr heftig, und viele ihrer Patienten müssen solche mit dem Leben bezahlen. Beym Gottesdienste bedienen sie sich der Arabischen Sprache und des Alkorans. Im gemeinen Leben haben sie eine Sprache, die mit der Arabischen etwas verwandt ist. Sie schreiben von der Linken zur Rechten. Ihre Geschlecht-Register wissen sie nicht, die doch alle andere Tartarn so sorgfältig aufbewahren. Sie sind Todtfeinde von den Juden, die sich unter ihnen aufhalten **).

*) Die Bucharey gränzet gegen Abend an die Caspische See, gegen Morgen an das Reich Tangut, gegen Mittag an Persien und Indokan, und gegen Mitternacht an das Land der Kalmücken und anderer Tartaren. Sie hat zwey Könige, wovon der eine seinen Sig in der Hauptstadt Buchara, und der andere zu Chiwa hat. Man theilet sie sonst auch in die weißen, rothen und schwarzen Bucharen ein.

***) Fig. I. ist ein Sibirischer Buchar abgebildet.

Die Kalmücken sind überhaupt betrachtet von mittelmäßiger Größe; doch gibt es auch sehr große und starke Leute unter ihnen. Sie haben große Köpfe, ein gelb braunes Gesicht, platte Nasen, kleine schwarze Augen und breite Wangen, einen kleinen Mund, aber große Ohren und wenig Bart. Ihre schwarzen Haare flechten die Männer in einen, die Weiber aber in zwey Zöpfe. Die gemeinen gehen nur in Schafpelzen und grobem wollenen Zeug, und im Sommer fast nackt; die Vornehmen aber haben lange Kleider von Tuch und seidnem Zeug. Fast in allen vornehmen Russischen Häusern in Rußland trifft man einige dieser Kalmücken von männlichem und weiblichem Geschlecht an. Sie leben bloß von der Viehzucht. Des Winters lagern sie sich alle nächst der Wolga auf Russischem Grund und Boden. Sie sind Heiden, und verehren einen Götzen, der in der Gestalt eines Menschen von Metall gegossen ist, und in einem Häuschen von gleicher Materie sitzt, den sie Burchan nennen. Sie verehren auch einen in Holz geschnittenen Löwen, den sie mit Butter und Milch beschmieren, und wenn es ihnen nicht nach Wunsch geht, schlagen. Dieser scheint eine Vorstellung eines bösen Gottes zu seyn. Die Sonne, der Mond und das Feuer sind ihnen auch heilig. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß sie von der Religion des Dalai Lama sind, der ihnen einen Unter-Lama zuschicket, welcher an unmittelbaren Unterthanen fast so mächtig ist als der Chan selbst *). Ihre Waffen sind Bogen, Pfeil und Säbel. Sie bringen nach den Russischen Städten an der Wolga, insonderheit nach Astrachan Käse und Schafe, Leder, sehr gute Schafpelze und andere nützliche Sachen, dafür sie Korn, Mehl, Kupfer, Eisen, Messer, Geld, Reis, Tücher und Persische Waaren zurück nehmen **).

*) Viele tausend von ihnen sind gefaßt, und nach Stawropol gebracht worden. Sie sind im J. 1616, da ihr Fürst Uelut Taischa den Eid der Treue an Rußland abgelegt hat, zuerst unter Russische Botmäßigkeit gekommen, haben sich aber nachmahls wieder los gerissen. Im J. 1736 unterwarf sich ihr Fürst Kuska Taischa der Russischen Oberherrschafft, und es wurde ihm die Gegend an der Wolga zwischen Saratow und Astrachan eingeräumt; vermuthlich hat ihm auch Peter der Große um eben diese Zeit den Titel eines Chans beygelegt. Von diesen Wolgischen Kalmücken oder Törgöt kommen auch diejenigen her, welche nicht nur, wie schon oben gesagt worden, bey Stawropol, sondern auch bey Orenburg wohnen.

**) Fig. 2. ist ein Kalmücke abgebildet.

Die Baschkiren bewohnen den südlichsten Theil des Ural-Gebirges zwischen dem Kama-Wolga- und Ural-Flusse, welcher fruchtbare Ebenen, schöne Wälder und fischreiche Seen hat. Sie unterwarfen sich bey Zerstückung des Königreichs Kasan dem Russischen Scepter freywillig, und bestanden i. J. 1770 aus 27000 Familien. Ihre Gesichtsbildung ist meist tartarisch, von Gliedern aber sind sie stärker und fleischiger. Ihr Verstand könnte leicht ausgebildet werden. Man schreibt ihnen auch Herzhaftigkeit zu, doch sollen sie nur im Sommer, wenn sie Pferde-Milch trinken, muthig, im Winter hingegen feig und kleinmüthig seyn.

Sie unterscheiden sich darin von andern nomadischen Völkern, daß sie Winter-Dörfer haben, und nur des Sommers in Filz-Hütten wohnen. Die Häuser dieser Winter-Dörfer sind oft so klein, daß man kaum aufrecht darin stehen, und die Thüre so niedrig, daß man nicht anders als auf den Knien hinein kriechen kann. Das vornehmste Hausgeräth, welches in diesen Hütten ist, besteht in einem hohen lebernen Schlauche, der beständig mit saurer Milch angefüllt ist; und weil er nie rein gemacht wird, den unerträglichsten Geruch von sich gibt. Im Winter ersetzen sie den Mangel dieses Getränkes dadurch, daß sie aus gesäuerter Milch gemachte und im Rauch getrocknete Käse zerreiben und im Wasser zerweichen. Da sie zu gewöhnlich zum Ackerbau sind, so säen sie nur sehr wenig Korn, ungeachtet die Regierung durch Austheilung von Prämien sich viele Mühe gibt sie weiter darin zu bringen. Ihre starke Viehzucht wird ein beständiges Hinderniß in Absicht des Ackerbaues bleiben, da sie noch dazu nicht alle Tage Brot brauchen; und wenn sie welches backen, bloß einen Fladen kneten, der auf dem Herd in heiße Asche gescharrt wird. Ueberhaupt sind sie bey ihrer Kost nicht im mindesten ekel, und wenn sie z. B. Schafflässe essen wollen, so werfen sie dieselben mit der Wollé ins Feuer, theilen sie mit den Händen und stopfen einander die Speisen in den Mund; ist aber die Portion zu stark, so spuckt der Gestopfte einen Theil wieder in seine eigene Hand, und bringt ihn zum zweyten Mal zum Munde. Ihre Kleidung ist tartarisch, und ihre Leinwand verfertigen sie sich theils aus Nesseln, theils aus Hanf. Ihre Religion ist die Mohamedanische, die aber mit vielem Heidenthume vermischt ist. Sie geben Tribut an Honig, Wachs, Korn, Hornvieh und Pelzwerk; es werden auch jährlich 2000 Mann bey den Festungen gebraucht, welche mit Pfeil, Bogen, Lanzen, Panzerhemden, Helmen, Säbeln, Flinten und Pistolen bewaffnet sind. Unter ihnen wohnen auch Ufische Tartarn *).

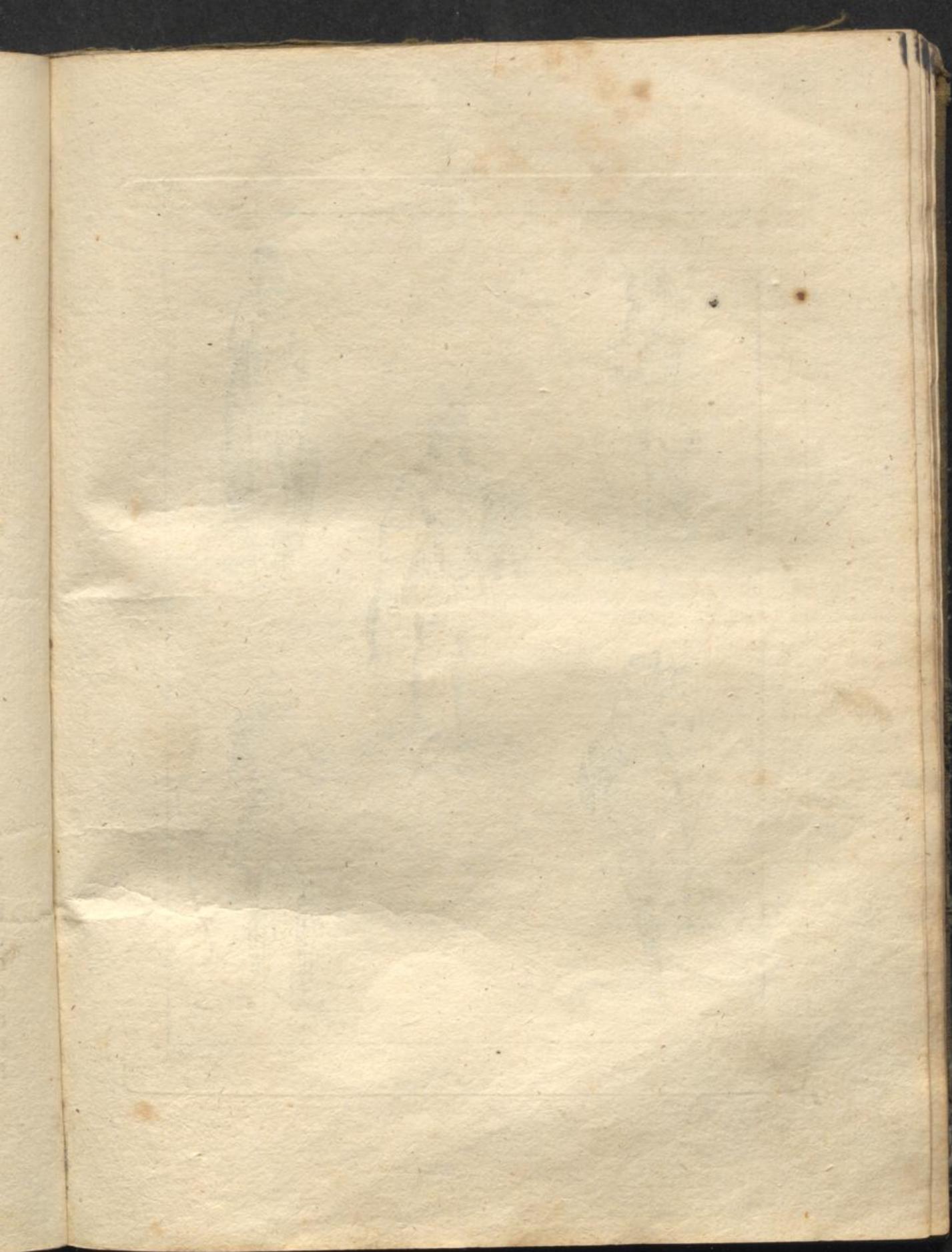
*) Fig. 3. ist ein Vaschir abgebildet.

Die Jakuten, welche jetzt in den untern Gegenden des Lena-Stroms wohnen, müssen vor Alters mit den Tartarn ein Volk ausgemacht haben, welches ihre Sprache und Leibesbildung anzeigt. Sie erzählen selbst, daß ihre Vorfahren aus der obern Gegend des Lena-Stroms von den Mongolen und Buräten vertrieben wären, und sich hieher begeben hätten. Sie nennen sich selbst Socha, und in der vielfachen Zahl Sochalar *). In ihrer Lebensart sind sie von den andern heidnischen Nationen nicht sehr unterschieden. Um Brot bekümmern sie sich gar nicht, sondern essen verschiedene Wurzeln, Knoblauch und Zwiebeln, Pferde und Kühe, und die Milch von denselben, alle wilde Thiere, die ihnen vorkommen, am meisten aber Mäuse und Murmelthiere, und alles wilde Geflügel. Sie haben Winter- und Sommer-Furten, und in denselben auch ihr Vieh, welches sich des Winters sein Futter selbst suchen muß. Sie brauchen Mörser von gefrorenem Kuh- oder Dachsen-Mist,

darin sie trockne Fische, Wurzeln, Beeren u. d. gl. stampfen. Die Anzahl ihrer Götzen ist groß, sie sehen alle wie Puppen aus, und sind von Lumpen zusammen gestopft; denn einen hölzernen Götzen achten sie für nichts. Sie schmieren demselben das Maul mit Fett oder Blut von einem Thier. Unter ihren Göttern ist auch einer, Namens Tatar. Ehedessen sollen sie ihre Todten verbrannt, oder auf Bäume gelegt, oder in den Jurten, darin sie gestorben, gelassen haben; heutiges Tages aber pflegen sie dieselben gemeiniglich zu beerdigen, welches sie vermuthlich von den Russen gelernt haben. Viele von ihnen sind getauft **).

*) Im J. 1750 steueren sie für 33000 Männer, seitdem aber haben sie sich nicht allein vermehrt, sondern überhaupt geben sich diese Völker des Tributs wegen allzeit schwächer an, als sie wirklich sind.

**) Fig. 4. a ist ein Jakute, und Fig. 4. b eine Jakutin abgebildet.





Silvestre. del.

G. Stahl. sculp.

Von der Verschiedenheit der Menschen.

V. Polarmenschen.

Die Gränzen der fünften Spielart der Menschen sind in dem nördlichen Asien und Europa der Polarkreis, in Amerika hingegen die Hudsons- Straße und Bay; aber auf der südlichen Halbkugel kann man füglich die Magellan- Straße für die natürliche Klust annehmen, welche die Polarmenschen von den übrigen Bewohnern unsers Erdballs trennet. Die allgemeinen Merkmale derselben sind: erstlich ihre kleine Statur, die nicht viel über vier Fuß beträgt, zweytens das bartlose Kinn, und drittens die schmutzig brunete Haut; aber in Ansehung ihrer Gestalt findet man unter ihnen eben so wie bey andern Spielarten beträchtliche Verschiedenheiten.

Die Samojeden haben kurze Füße, platte Gesichter, kleine länglichte Augen, so eingedruckte Nasen, daß das Ende derselben fast in gleicher Linie mit der obern Kinnlade ist; die Kinnladen aber sind stark und erhaben, der Mund ist groß und die Lippen sind dünn. Ihre schwarzen glänzenden Kopfhaare sind hart und stark, und hängen wie Lichter herab auf die Schulter. Ihre Gesichtsfarbe ist ein sehr gelbes Braun. Ihre Ohren sind groß und erhöhlet. Die Männer haben sehr wenig oder fast gar keinen Bart, und eben sowohl als die Frauenzimmer gar keine Haare am Leib. Ob sie ihnen von Natur fehlen, oder ob sie dieselben ausraufen, ist unbekannt. Sie haben ein scharfes Gesicht, leises Gehör, sind geschickte Bogenschützen, und können sehr geschwind laufen; hingegen sind sie sehr unempfindlich, und von grobem Geschmack. Im Sommer ernähren sie sich vom Fischfang, und im Winter von der Jagd. Die Rennthiere machen ihren einzigen Reichthum aus. Das Fleisch derselben essen sie beständig roh, und trinken das warme Blut derselben. Sie essen auch alle Fische roh. Andere Fleischarten kochen sie. Ihre pyramidenförmigen Gezelte, darin sie wohnen, sind von Baumrinde gemacht, und mit Rennthierhäuten bedeckt. Die letzteren dienen ihnen auch zur Kleidung. Sie wohnen zerstreuet, um einander in der Nahrung nicht zu

hindern; und um eben dieser Nahrung willen verändern sie auch oft den Ort ihres Aufenthaltes. So schlecht auch ihre Lebensart ist, so ziehen sie doch dieselbe der Lebensart der so genannten civilisirten Völker vor *).

*) Fig. I. ist ein Samojede abgebildet.

Die Lappen sind zweyerley in Ansehung ihres Aufenthaltes und ihrer Nahrung; nämlich Wald- und Berg-Lappen; jene liegen größten Theils den Sommer über in den Wäldern, und haben nicht nöthig nach den Gebirgen zu ziehen als diese. Die ersteren haben ihre meiste Kost von Fischen und Vögeln, halten aber auch Kühe und Schafe, und die letzteren haben ihren Unterhalt von Rennthieren. Die Lappen sind insgemein für gute Vogenschützen gehalten worden, welchen Ruhm man auch einigen, sonderlich den Wald-Lappen, nicht streitig machen kann. In Gruben und Bergwerken haben sie einen großen Abscheu; doch haben einige ihre Rechnung dabey gefunden, daß sie bey den Bergwerken, die in Gang kommen können, gearbeitet, oder mit ihren Rennthieren das Erz weg geföhret. In den meisten Lappmarken pflegen viele die Bürger für Bezahlung nach den Jahrmärkten zu fahren, haben auch der Bürger Rennthiere den Sommer über bey sich, und warten ihrer gegen eine billige Vergeltung. Der Lappe liegt lieber den ganzen Tag in seinem Zelt und schläft, als daß er einige Arbeit vornehmen sollte, insonderheit wenn er anders leben kann; die aber in Armuth gerathen sind, hat die Noth arbeiten gelehret, und an deren Beyspiel sieht man, daß diese Nation nicht so ungeschickt zu allerley Handarbeit sey. Sie wissen sich ganz artig und wohl Bäte und dergleichen Dinge zu bauen. Man hat gesehen, daß sie ihre Schlitten ganz artig mit Horn in allerhand Figuren ausgeleget haben. Kleine Kästchen, Schachteln und Körbe machen sie selbst. Ihre hörnerne Böffel und die so genannten Numenstäbe oder Kalender, wie auch die Formen, worin sie ihr Zinnzeug gießen, nebst ihrem Schießgeräthe, Spielkarten und mehr dergleichen, machen sie selbst. Die Lappischen Weiber haben ein Horn, in welchem weite und enge Löcher sind; dadurch ziehen sie das Zinn ganz künstlich zu Fäden oder Drat, womit sie die Gürtel, Kleider und Schlittengeräthe austicken. Sie wissen insgesammt allerley Felle auf vielfache Art zu bereiten, und allerley bey ihnen gebräuchliche Kleider zu nähen. Die Schnupftabaksdosen der Lappen von allerley Gestalt und Geschick sind bekannt.

Hieraus ist klar, worin das Vermögen der Lappen hauptsächlich bestehe, und worauf ihr Wohlstand sich vornehmlich gründe. Die Rennthiere machen nämlich bey ihnen alles aus, deren einige wohl etliche tausend besitzen, so daß in mancher Dorfschaft allein an die 30000 große und kleine zu finden seyn sollen. Dieser Reichthum aber ist sehr mißlich, weil die Rennthiere theils den Nachstellungen der reisenden Thiere, theils vielen Krankheiten unterworfen sind, und durch beyde Ursachen häufig umkommen, andere zu geschweigen.

Weil die Viehzucht das vornehmste Nahrungsmittel der Lappen ist, so müssen sie das Jahr über sehr oft den Ort ihres Aufenthalts verändern. Denn so lange die Berg-Lappen des Winters unten in den Wäldern sind, wird man sie schwerlich einen halben Monath an einem Ort antreffen, und gegen den Frühling müssen die meisten mit ihrem ganzen Hause zwanzig bis dreyßig Meilen ins Gebürge gegen die Norwegische Gränzen bis an die Westsee reisen, wo sie bis zum Herbst bleiben, und alsdenn sich wieder vom Gebürge herunter begeben, weil sie sonst aus Holzmangel erfrieren, und ihre Rennthiere des unzulänglichen Mooses wegen versungern müßten. Hingegen halten sie sich des Sommers im Gebürge auf, weil sie daselbst ihr Land haben, wovon sie der Krone ihre Schätzung bezahlen müssen; und also des Winters, und so lange sie in den Wäldern leben, wirklich auf anderer Grund und Boden sind, denen sie dafür eine billige Vergeltung geben müssen. Ihre Rennthiere haben auch besseres Gedeihen auf dem Gebürge. Ueberdieß läßt ihnen ihre Nahrung nicht zu, beständig an einem Ort zu leben und zu wohnen; welches man an den Dorfschaften und Fischer-Lappen in allen Lappmarken sieht, welche keine Reisen nach dem Gebürge zu thun haben, aber doch niemahls stille liegen können; sondern theils um der Fische, theils um der Rennthiere willen von einem Ort und See nach dem andern ziehen. Selbst die Rennthiere nöthigen sie dazu, indem dieselben entweder bey Ermanglung des Futters oder bey herannahendem Frühling sich reisefertig machen, ihr Herr mag wollen oder nicht. Dieses ihr unstätes Leben macht, daß sie sich selbst mit solchen Häusern versehen müssen, welche sie hinführen können, wo es seyn soll. Solche sind ihre Zelte, die folgender Gestalt gebauet werden. Sie richten Stangen in der Runde gegen einander auf, unten weit und oben schmal, fast in der Gestalt einer abgestuften Pyramide, oder eines Zuckerhutes, dessen oberste Spitze abgehauen worden. Diese Stangen bedecken sie mit einer Art groben Tuchs, auf Schwedisch Wallmar genannt, oder mit Fichtenästen. In einem solchen Hause können bis zwanzig Personen Platz haben. Die Feuerstätte ist mitten im Zelt, um welche ein Haufen Steine gelegt werden, damit das Feuer sich nicht zu weit ausbreite. Der Rauch zieht durch ein bey der Zusammensetzung der Stangen offen gelassenes Rauchloch hinaus, das zugleich anstatt des Fensters dienet, und in welches ein paar eiserne Ketten gehängt werden, die Hacken an den Enden haben, woran die Kessel hangen, in denen das Essen gekocht, oder das Eis zum Trinken geschmolzen wird. Inwendig an den Wänden herum breiten sie ihre Kleider aus, damit kein kalter Wind hinein wehen könne. An den Seiten rund herum legen sie Birken- oder Lannenreiser und Rennhäute oben darauf zum Sitzen. Sie brauchen weder Stühle noch Bänke, sondern sitzen lieber auf der Erde. Um dieses Zelt herum haben sie ihre Speisekammern und Behältnisse, die auf Pfosten oder bloßen Klögen stehen, und fast ein solches Ansehen haben, wie unsere Taubenhäuser, so auf Säulen gebauet sind. Auf solche Weise kann kein Thier dazu kommen. Wenn es einiger Maßen möglich ist, so setzen sie ihre Zelte an solche Derter, wo sie dicke Fichten finden, deren sie sich zum Brennholz bedienen können; im Herbst und Frühling aber müssen sie sich mit Birkenreisig zum Brennen

begnügen. In einigen Lappmarken haben sie auch Hütten von Brettern, oder solche kleine Häuser, die den Schwedischen ähnlich sind *).

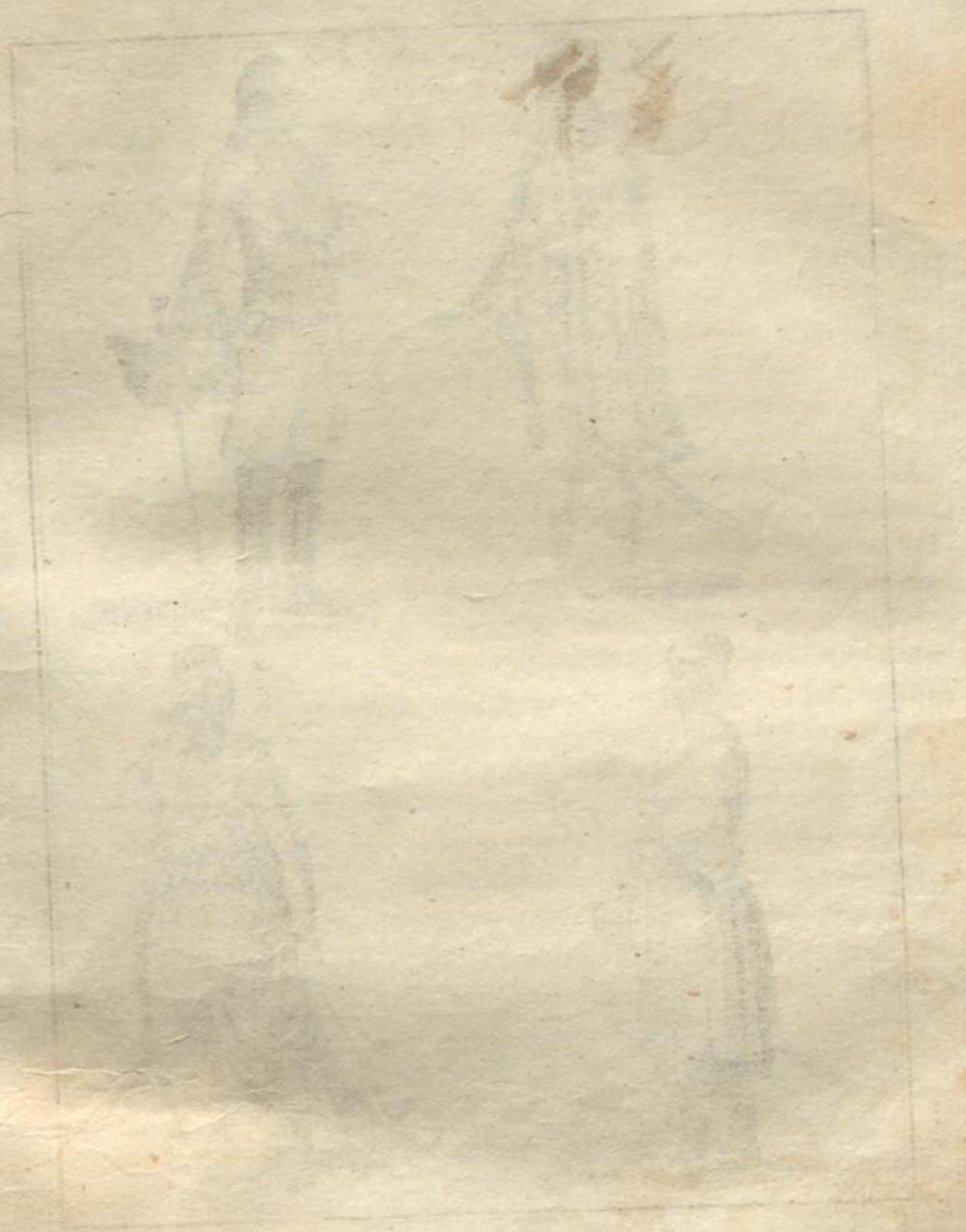
*) Fig. 2. ist ein Lappländer abgebildet.

Die Grönländer, sowohl Weiber als Männer sind kurz und untersezt vom Leibe, doch dabey wohl proportionirt von Gliedmaßen, fett und völig, nur daß sie etwas platte Gesichter haben. Ihre Haare sind schwarz und schlecht, ihre Angefichter von ihrer schmutzigen Lebensart braun und roth. Sie sind selten mit einigen natürlichen Gebrechen behaftet, und wissen nichts von Kinderpocken und dergleichen Krankheiten. Sie haben aber beständig Schnuppen, und gemeinlich sind sie mit der Landkrankheit, dem Scorbut geplaget, wogegen sie außer dem Löffelkraut noch ein anderes mit Nutzen gebrauchen. Geschwüre am Leibe, Augen- und Brustkrankheiten sind die häufigsten Krankheiten, daran die meisten langsam und schmerzhaft sterben. Sie haben weder Wund- noch andere Aerzte. Es gibt einige unter ihnen, die Angekoken oder Angekuten genannt werden, und ihre Weltweisen, Geistliche und Aerzte sind, sich aber in viele Meinungen und Partheyen abtheilen. Die Befragung der Angekoken vertritt bey den Grönländern die Stelle des Bebethes. Sie haben auch Leute, welche sie für Hexenmeister halten, und Illiseetsut nennen. Wenige Männer bringen ihr Leben über fünfzig Jahre, die Weiber aber werden älter. Ihre Sprache aber hat mit keiner andern eine Uebereinstimmung, als mit der Sprache der Eskimos im nördlichsten Amerika, welche mit den Grönländern ein Volk zu seyn scheinen *).

*) Fig. 3. ist eine Grönländerin, und Fig. 5. eine Eskimosin abgebildet.

Die Petscheräs haben erhabene Backenknochen, niedrige Stirnen, kleine schwarze Augen, nieder gedrückte Nasen mit großen Seitenflügeln und weiten Nasenlöchern, große weite Mäuler mit kleinen häßlichen Zähnen, borstiges Haar und unförmliche Bäuche, woran elende dünne Schenkel und magere ausgemergelte Arme hangen *).

*) Fig. 4. ist ein Petscheräs abgebildet.





Wolferen. del.

W. Stahl. del.

V o n d e r V e r s c h i e d e n h e i t d e r M e n s c h e n.

V I. E u r o p ä e r.

Zur sechsten und letzten Spielart der Menschen rechnen wir die Europäer. Unsere Gränzen sind in Norden der kalte Erdgürtel, in Westen hingegen der Ocean, und in Süden das mittelländische Meer, der Euphrat, der Persische Meerbusen, das Indische Meer und der Indus; aber in Osten begränzen die beyden Gebürge Imaus und Ural unsere Wohnungen, und sind gleichsam die natürlichen Scheidewände zwischen Asien und Europa, weil sie nur eine einzige Reihe von Bergen ausmachen, die bey den Quellen des Indus und Ganges anfangen, und sich so fort nach Norden bis an den Polarkreis hinauf krümmen. Diese Gränzen umgeben also außer den Ländern, die man eigentlich zu Europa rechnet, auch noch ganz Persien, ein großes Stück von Klein-Asien, ganz Turkomannien, Georgien und Eschir-kassien.

Wir unterscheiden uns von den übrigen Menschen durch unser länglichtes Hinterhaupt, durch die gefällige Wölbung des Hirnschädels und der Stirn, ferner durch das erhabene Angesicht mit weit geöffneten Augen von gehöriger Größe, dann durch die hervor stehende oder erhobene Nase, wie auch durch die dünnen Lippen, die weder sehr aufgeworfen noch zurück gezogen sind, und endlich durch das lange, etwas lockige und sehr dichte Haupt- und Bart-Haar, welches bey den meisten entweder braun oder blond aussieht, und mithin auch darin etwas Characteristisches zeigt, weil es bey allen andern Nationen, die einzigen Anfasas ausgenommen, durchgängig schwarz ist. Was die herrschende Farbe der Haut betrifft, so ist diese in den nördlichen Gegenden meisten Theils blond, in den südlichen hingegen brunet. Aber in Ansehung der Statur ist dieses wieder merkwürdig, daß man zwar Nationen und Stämme der ersten, aber keine der niedrigsten Größe unter uns findet; denn von jenen gibt es doch wenigstens einige in Georgien und Turkomannien, obgleich die übrigen alle von mittlerer Statur sind.

Bei einem vollkommen schönen Europäer sind die innern Augenwinkel und Enden der Augenbraunen nicht schief gegen die Nase herab oder gegen die Stirn hinauf gerichtet, sondern stehen einander gerade entgegen. Das Angesicht ist länglicht wie ein Ey, dessen dünneres Ende das Kinn, das dickere hingegen den Scheitel vorstellet. Von der Länge desselben beträgt die Stirn oder der Raum zwischen den Haaren und Augenbraunen ein Drittheil, so wie die Nase das zweyte, und endlich der übrige Theil bis an die Spitze des Kinnes das dritte Drittheil einnimmt. Der Rücken der Nase ist nicht sehr eingedrückt oder gebogen, sondern senkt sich beynabe in einer schnur geraden Richtung von der Stirn schief vorwärts herab; und der Raum zwischen beyden Augen ist gerade so breit als der Mund oder jedes Auge selbst, welches auch von den Nasenflügeln gilt, die ebenfalls die Breite des Mundes oder den Raum zwischen beyden innern Augenwinkeln nie überschreiten. Theilt man endlich das unterste Drittheil des Angesichts der Länge nach ebenfalls in drey gleiche Theile, so nimmt der Raum zwischen der Nase und Spalte des Mundes ein Drittheil ein, dieweil das zweyte bis an die Vertiefung über dem Kinne, und endlich das dritte bis an das Ende des Kinnes reicht. Dieß ist ungefähr die Beschreibung der Schönheit, die man die Griechische oder Eschirakassische zu nennen pflegt, und wozu überdieß noch ein Körper von mittlerer Größe erfordert wird, dessen Glieder alle stark, wohl gebildet, und mit einer zarten Haut umgeben sind. Wie oft aber die Natur von diesem Bilde in Kleinigkeiten abweiche, können wir beynabe täglich wahr nehmen. Es gehet damit eben so wie mit unsern Seelenkräften; denn in Rücksicht auf diese übertreffen wir, im Ganzen genommen, auch alle andere Völker, ob sich gleich hin und wieder auch Leute unter uns finden, die vielleicht weniger Verstand besitzen als die Hottentotten und Neu-Seeländer.

Nachdem wir bereits von den Europäern überhaupt gehandelt haben, so wollen wir nun einige Europäische Nationen insbesondere betrachten.

Die Russen haben ein ziemliches Ansehen, und sind sehr stark von Natur. Wenn man gleich bey ihnen eben so viel Verstand, Fähigkeit zu Erfindungen, Wiß, Scharffsinn und standhafte Arbeitsamkeit als bey andern Nationen antrifft, so ist es doch noch nöthig, daß diese Nation gleichsam erst von einem allgemeinen Geiste der lebhaftern Thätigkeit beseelt würde, und sich recht im Ganzen, und in allen einzelnen Theilen zugleich wie andere Europäische Völker zu erheben anfangen. Was zu ihrer Aufklärung und Verfeinerung durch richtigere Begriffe von der Religion und Sittlichkeit, durch Gesetze, Einführung milderer Lebensarten, Künste und Wissenschaften bereits geschehen ist, verdient allerdings, besonders in Rücksicht auf einen so späten Anfang *), viel und ruhmwürdig zu heißen. Doch in jeder dieser Betrachtungen ist noch eben so viel, und vielleicht noch mehr als schon ausgerichtet worden, zu leisten übrig. Das Christenthum der meisten Russen besteht noch hauptsächlich im äußerlichen Cerimoniel. Der größte Theil ihrer Religionslehrer hat sehr geringe Kenntnisse; aber sie

genießen doch insgesammt einer ausnehmenden Verehrung. Bey den geringern Ständen der Nation herrschen noch manche rohe Sitten, und besonders ist die Trunkenheit unter ihnen sehr gewöhnlich. Die Bauern sind noch Leibeigene, die gleich andern Gütern verkauft oder verschenkt werden; obgleich in den neuesten Jahren die Regierung selbst es empfohlen hat, nach und nach einer Anzahl derselben eigenthümliche Besitzungen zu erteilen. Was die Tapferkeit der Russen anbelangt, so kann man nicht unerschrockener oder unbeweglicher in dem Feuer der Feinde aushalten, als es die Russischen Soldaten gewohnt sind **).

*) Rußland hat seinen gegenwärtigen blühenden Zustand den Entwürfen P e t e r s des Ersten oder des Großen, die von seinen Nachfolgern glücklich fort geführt wurden, zu verdanken. Peter starb im J. 1725.

***) Fig. I. ist ein Russe abgebildet.

Die Türken sind ansehnlich, stark, kriegerisch, besonders sehr gutthätig und liebreich gegen den Nächsten; aber auch prahlerisch, treulos und grausam gegen ihre Feinde. Ihre Kleidung ist lang und weit. Die Vornehmen tragen lange Bärte, die Krieger aber Knebelbärte. Der gemeine Mann muß seinen Bart bis zu einer gewissen Höhe abschneiden. Sie sitzen, essen und schlafen nach morgenländischer Art auf dem Fußboden, den sie mit einem Teppich bedecken, und wenn er ein und einen halben Fuß hoch erhöht ist, Sopha genannt wird. Der gemeinste Trank ist Koffee, die gemeinste Speise aber Reis. Der Wein ist nach ihren Gesezen verboten.

Die Türken haben Fähigkeiten genug zu mancherley Lebensarten und Geschäften bewiesen. Wenn gleich die Kriege, welche sie einige Jahrhunderte nach einander fast unaufhörlich geführt haben, der Liebe zu den Wissenschaften und witzigen Künsten bey ihnen hinderlich geworden sind, so ist doch dieselbe dadurch nicht ganz unterdrückt worden. Sie haben ihre Sprache, der es gar nicht an Annehmlichkeit fehlt, aus der Arabischen, die von ihren Gelehrten gesprochen wird, bereichert, und zur Dichtkunst und Beredsamkeit sehr geschickt angewandt. Außer der Erklärung des Corans, welches ihre vornehmste gelehrte Beschäftigung ist, haben sie die Geschichte ihrer Nation, die Sittenlehre, die Arzneykunde, und einige mathematische Wissenschaften nicht unglücklich bearbeitet. Um das Jahr 1730 wurde auch eine Buchdruckerey zu Constantinopel angelegt, damit die Gelehrsamkeit durch den geschwinden, häufigen und wohlfeilen Abdruck guter Bücher desto mehr unter allen Ständen befördert werden möchte. Sie ist aber bald darauf wieder untergangen, weil einige tausend Schreiber, welche sich in der gedachten Hauptstadt befinden, dadurch ihren Unterhalt verloren haben würden. Außer dem werden auch die Türkischen und morgenländischen Handschriften so schön und zierlich geschrieben, daß diesen Völkern der beste Druck, dagegen gehalten, wenig gefällt.

Da die Türken viele treffliche Länder besitzen, so haben sie auch eine Menge natürliche und andere durch Kunst bereitete Waaren, mit welchen sie eine sehr vortheilhafte Handlung treiben können. Koffee, Wolle, Kameelgarn, Wein, Mandeln, Rosinen, (oder eigentlich Raisins, das heißt im Französischen, getrocknete Weinbeeren,) sehr wohl zubereitetes Leder, schöne Tapeten, seidene, goldene und silberne Stoffe, und viele andere Waaren mehr werden aus dem Türkischen Reiche in großer Anzahl ausgeführt. Allein die Türken treiben die Handelschaft weniger als die Juden, Griechen und Armenier, die unter ihnen wohnen. Auch werden manche jener Waaren von vielen christlichen Europäischen Nationen, sonderlich zur See, aus den Häfen des Türkischen Asiens geholt, welches man die Levante nennt, von dem Französischen Worte, Levant, das den Morgen bedeutet *).

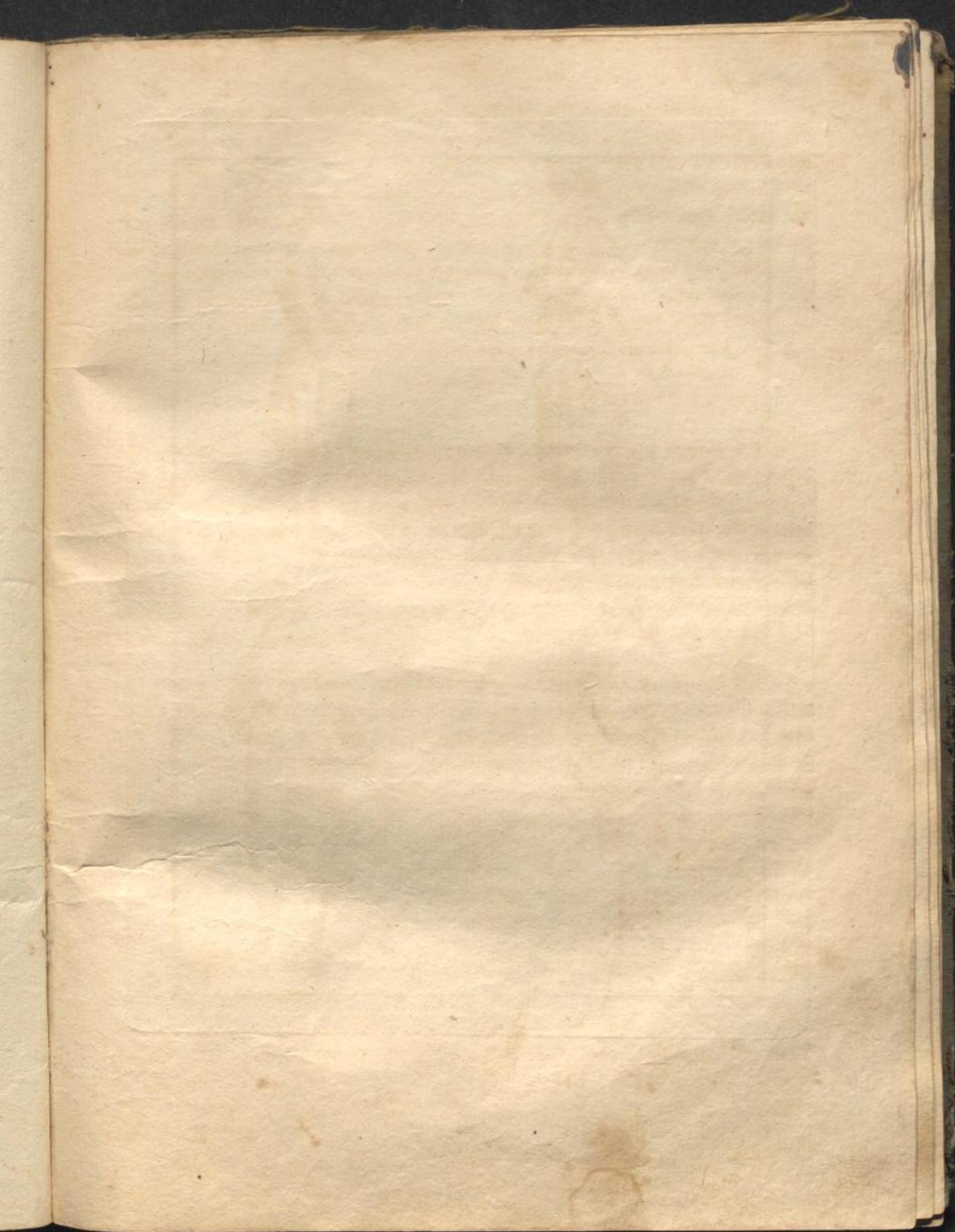
*) Fig. 2. ist ein Türke abgebildet.

Die Pohlen sind stark von Leibe, dauerhaft, gesund, kriegerisch, und Freunde von starken Getränk und Gewürz. Der zahlreiche Adel, welcher herrliche und große Vorrechte hat, ist munter, freygebig, gastfren, gegen Fremde höflich, gegen die Untergebenen strenge, und oft voller ausschweifenden Eifer für die Freyheit. Der größte Theil ist arm. Die vornehmsten Familien aber sind reich, prächtig in Kleidung, Bedienung und Equipage, und haben viele hundert arme Edelleute in ihren Diensten *).

*) Fig. 3. ist ein P o h l e abgebildet.

Die Gemüthsart der Ungarn ist mehrentheils hitzig und kräftigerisch; sie zeichnen sich vorzüglich durch ihre Liebe zum Vaterlande, und durch die Begierde nach dem Ruhm fühner Thaten vor andern Nationen aus *).

*) Fig. 4. ist ein Ungar abgebildet.





G. Bohn. del.

G. Bohn. sculp.

V o n d e r V e r s c h i e d e n h e i t d e r M e n s c h e n .

VI. E u r o p ä e r .

(F o r t s e t z u n g .)

Unter dem allgemeinen Nahmen der Italiäner werden mehrere Nationen begriffen, welche nicht allein in Ansehung ihrer bürgerlichen Verfassung, sondern auch durch ihre Neigungen, Sitten, Lieblingsbeschäftigungen und andere Eigenthümlichkeiten weit genug von einander unterschieden sind. Sie stehen daher auch so wenig in einer gemeinschaftlichen Verbindung mit einander, daß vielmehr unter ihnen zum Theil eine merkliche Abneigung herrscht; wie z. B. zwischen den Römern und Florentinern, den Römern und Venetianern, zwischen den letztern und den Genuesern. Die Piemonteser und Savoyarden rechnen sich nicht einmahl zu den Italiänern. Auch die Mundarten dieser Nationen entfernen sich einiger Maßen von einander. Die Venetianische und Neapolitanische Mundart kommt der edeln Römischen und Florentinischen gar nicht nahe. Die Einwohner von Piemont und Savoyen sprechen gebrochen Französisch, mit dem Italiänischen vermischt. Aus dem letztern dieser Länder, welches seine Einwohner nicht alle ernähren kann, gehen jährlich einige tausend in fremde Länder, wo sie sich mit Murrelthieren, die in ihrem Vaterlande häufig hervor kommen, mit Schorsteinfegen, Schuhpußen, Zauberlaternen und andern Mitteln nähren. So sehr die Piemonteser den Krieg lieben, so wenig sind die übrigen Italiäner demselben ergeben. Die Römer haben einen hohen Geist und feinen Geschmack; aber zum Arbeiten sind sie nicht sonderlich aufgelegt. Hingegen kommt an Betriebsamkeit und Geschicklichkeit in der Handelschaft nicht leicht eine andere Italiänische Nation den Genuesern bey. Man hat unterdessen auch einige allgemeine Eigenschaften aller Italiäner zu bemerken geglaubt. Diejenigen, welche sie eine Zeit lang in der Nähe betrachtet haben, beschreiben sie als ernsthafte, mäßige und haushälterische, für ihren guten Nahmen äußerst besorgte, erfindsame, schlaue und verschlagene, aber auch heimliche, hinterlistige und überaus mißtrauische Leute. Doch diese allgemeinen

Abschilderungen ganzer Nationen, zumahl so sehr von einander verschiedener als die Italiänischen sind, treffen selten richtig zu. Und wenn gleich eine jede Nation gewisse vorzügliche Gaben oder auch auffallende Fehler an sich hat, so gibt es doch bey einer jeden Personen genug, die an bessern oder schlechtern Eigenschaften den andern Nationen ähnlich sind *).

*) Sicherer und nützlicher ist es, über die Kennzeichen des Geistes und der besondern Denkungs- und Handlungsart einer Nation, welches man zusammen genommen ihren Charakter nennt, die Geschichte zu befragen. Sie lehrt uns zuverlässig, was dieselbe Kuonnehmendes versucht, erfunden, ausgeführt und überhaupt bewirkt hat, welchen Weg sie am liebsten gegangen sey, wo sie am öftesten gestrauchelt habe, und was man ihr entweder überhaupt oder auch vielen einzelnen Mitgliedern derselben beylegen könne. Biweilen erinnert sie uns auch, nicht zu schnell Nationalauschweifungen oder Laster, die einer Nation vor andern zugeschrieben werden, zu glauben, weil sie den Grund von einer solchen Beschuldigung ganz anders angibt, als flüchtige Beobachter dieser Nation zu thun gewohnt sind.

Fig. I. ist ein Italiäner abgebildet.

Die Franzosen bestehen aus einem Gemische vieler Völkerschaften. Denn zu dem ersten Stammvolke, den Galliern, sind die Römer, die Burgunder, die Westgothen, die Britannier, die Franken, die Normänner gekommen. Daher findet man bey den heutigen Franzosen in den verschiedenen Provinzen eine große Verschiedenheit der Neigungen und Sitten, welche jedoch nicht so allgemein ist, daß sie nicht zugleich eine Aehnlichkeit in vielen Eigenschaften haben sollten.

Ueberhaupt sind sie wohl gebildet, munter und lebhaft, von Natur witzig, überaus höflich, gesellig und dienstfertig; und dieß nicht allein gegen Freunde und Bekannte, sondern eben so sehr gegen Fremde, mit welchen sie auch eben so leicht als mit ihren Landsleuten, Freundschaft machen, und sich darin nicht nur unelgenmäßig, sondern zuweilen sogar großmüthig beweisen.

Aber so wie die Tugenden selbst, wenn sie das Mittelmaß überschreiten, leicht in Fehler ausarten; so hat man angemerkt, daß die Lebhaftigkeit der Franzosen zu thätig, ihr Witz mit vieler Eitelkeit versetzt, und ihre Höflichkeit selbst übertrieben sey.

Als ein natürlicher Fehler der Franzosen wird auch ihre Unbeständigkeit getadelt, die besonders in ihrer unaufhörlichen Veränderung der Moden in der Kleidung, dem Pufe, ja in allen Sachen sichtbar ist.

Alles was der Französische Charakter Böses und Ungereimtes hat, findet man in den so genannten Petits-Maitres vereinigt. So nennt man in Frankreich gewisse Leute, die sich

in der Denkungsart, im Reden, in der Kleidung und in allen ihren Handlungen von andern auf eine lächerliche Art unterscheiden *).

*) Fig. 2. ist ein Franzose abgebildet.

Die Engländer sind von ansehnlicher Größe, wohl gebildet, stark, und zu heftigen Leibesübungen so geschickt als geneigt; daher sind Reiten, Jagen, Wettlaufen, Ringen und Kämpfen bey ihnen vorzüglich beliebte Zeitvertreibe.

Das Wohlleben ist bey ihnen in allen Ständen gemein, und eine Folge ihres glücklichen Zustandes und ihrer Reichthümer, deren Erwerbung sie sich sehr angelegen seyn lassen, weil dieselben ihre Besitzer zu sehr wichtigen Leuten machen; allein diese Reichthümer werden bey vielen auch die Quelle der Eitelkeit und Pracht, der Verschwendung und der verderbten Sitten.

Die Engländer sind nicht so lebhaft als die Franzosen, auch nicht so gesellig und vertraut gegen Fremde. Aber man kann auf ihre Freundschaft, wenn man sie gewonnen hat, desto mehr bauen. Sie sind großmüthig, gutthätig, aufrichtig, herzlich und tapfer bis zur Kühnheit, folglich treffliche Kriegerleute. Jedoch müssen sie wohl verpflegt werden, weil sie nichts weniger als den Mangel der Lebensmittel ausstehen können.

In ihren Leidenschaften sind sie heftig, und im Zorne fast wüthend. In ihren Sitten herrschet noch eine gewisse Wildheit, die, besonders bey dem gemeinen Mann, blutige Spiele gewöhnlich und beliebt macht, z. B. der Hahnenkampf, das Hahnenwerfen, der Kampf der Hunde mit Stieren und andern wilden Thieren, und vormahls auch der feyerliche Streit der Fechter, die sich oft erbärmlich verstümmelten. Sonst macht die Schwermuth, wozu die Engländer sehr geneigt sind, sie unzufrieden, und unterwirft sie der Milzsucht, einer Krankheit, die sich oft mit dem Selbstmorde endigt. Bey dem allen lieben sie die Lustbarkeiten, deren sie sehr viele haben, als theatralische Schauspiele, Opern, Concerte, Bälle, Maskeraden, gesellschaftliche Zusammenkünfte in öffentlichen Häusern, Pferdewettläufe und unzählige andere mehr.

Ungeachtet ihres Eigensinnes und der Beständigkeit in ihren Grundsätzen oder Meinungen verändern sie doch oft ihre Moden; und ungeachtet ihrer Verachtung und des Hasses gegen die Franzosen, lieben sie doch die Französischen Moden und Waaren. Dieß gehöret zu den Widersprüchen, deren noch mehr bey ihnen angemerkt werden. Die Engländer haben auch ihre Petits-Maitres, die gerade das Gegentheil der Französischen sind *).

*) Fig. 3. ist ein Engländer abgebildet.

Arbeitsamkeit, kriegerischer Muth, Ehrlichkeit, Treue und Standhaftigkeit sind die vorzüglichsten Eigenschaften der Deutschen. Was die Fehler der Deutschen anbelangt, so wurde einst an denselben die Unmäßigkeit im Trinken mit Recht getadelt *).

*) Vergebens wurde diese Unmäßigkeit im Trinken selbst durch Schlüsse der Reichstage im sechzehnten Jahrhunderte verbothen, und Carl der Fünfte ermahnte die Fürsten, ihren Unterthanen hierin ein nachahmungswerthes Beyspiel zu geben. Die Herrschaft dieses Lasters in allen Ständen konnte nicht getilgt werden. Unsere Sprache ist noch voll von Redensarten und Anspielungen auf die alte Liebe zum Tranke bey unserer Nation. Die großen Weinbecher, die ungeheuren Weinfässer, die hin und wieder den Häusern gleich erbauet wurden, und andere solche Denkmähler bestätigten eben dieses.

Der Fortgang der Deutschen in den Wissenschaften und Künsten war in diesem Jahrhunderte größer als in allen vorher gehenden. Ihre Sprache hat sich ungemein verschönert und ausgebildet. Das Kriegswesen, die Handlung haben ihre unläugbaren Vorzüge; und die Deutschen Künste sind endlich aus eigenen Kräften empor gestrebt, und haben die Großen, von denen sie mehr abgeschreckt als aufgemuntert wurden, gleichsam genöthigt, ihnen einen Theil des Beyfalls zu schenken, den ehemahls Italiäner und Franzosen an sich gezogen haben *).

*) Fig. 4. ist ein Deutscher abgebildet.





Sollors del.

C. Kohl invat.

N^{ro}. 16.

1 der Riese
2 der Zwerg

gigas,antis, m.
nanus, ni, m.

il gigante
il nano

le geant
le nain

the giant (bscheiant)
the dwarf (dwarf)

Besondere Verschiedenheiten einzelner Menschen.

So wie ganze Nationen merklich von einander unterschieden sind, eben so unähnlich sind oft bey einzelnen Menschen die Kinder ihren Aeltern *).

*) Aus dieser Verschiedenheit der Kinder von ihren Aeltern läßt sich ein neuer Beweis herholen, daß alle Menschen, wenn gleich ganze Nationen merklich von einander unterschieden sind, doch nur einen Stammvater haben.

Im Anfange dieses Jahrhunderts ward in der Engländischen Provinz Suffolck ein Knabe geboren, der anfänglich zwar wie andere Kinder aussah, nach acht bis neun Wochen aber gelb, sodann ganz dunkel braun, und bald hernach mit warzenartigen Auswüchsen bewaffnet ward, welche so dick wie Bindsäden, beynah eine Zoll lang, dunkel braun oder schwarz, und ungemein steif und hart waren, so daß sie ein deutliches Geräusch machten, wenn man ihn streichelte. Man nannte ihn hernach nur den Stachelshweinmenschen, weil dieses Vieh mit seinen Stacheln ebenfalls ein großes Geräusch machen kann, und weil er fast an dem ganzen Leibe, den Kopf und das Angesicht nebst den flachen Händen und Fußsolen ausgenommen, mit solchen stachelichten Auswüchsen ziemlich dicht bewachsen war. Durch die Plattern und Bemühungen der Aerzte ward er zwar etliche Mahl von ihnen befreuet; aber sie wuchsen dennoch sofort wieder. Sie fielen auch jeden Winter ab, und wuchsen im Frühlinge aufs neue. Anfangs sahen sie alle Mahl nur bräunlich aus; aber wenn sie einige Wochen alt waren, wurden sie dunkler. Im übrigen war er vollkommen gesund, und von Aeltern entsprossen, die wie alle andere Engländer aussahen; aber alle seine Kinder, deren er sechs gezeugt hat, sind ebenfalls, wie er, mit Borsten oder Stacheln bewaffnet gewesen, und frühzeitig wieder gestorben, bis auf einen Sohn, der sich noch vor zwanzig Jahren in London für Geld hat sehen lassen *).

*) Fig. 3. ist dieser Stachelshweinmensch abgebildet.

Mit diesem Manne und seinen Kindern hatte auch das Mägdechen viel Aehnlichkeit, welches seine Aeltern, die wie andere ordentliche Menschen aussahen, vor etlichen Jahren hier auf der Messe sehen ließen. Dieses war zwar nicht mit Stacheln, aber doch mit dichten steifen Haaren fast an dem ganzen Leibe, wie ein Reh oder Hirsch, bewachsen.

Wenn nun dergleichen Menschen von ohngefähr in Ländern wären geboren worden, wo Klima und Speisen dem Wachstume solcher Stacheln und Haare beförderlich wären; so könnten die Weltumschiffer dereinst ganz leicht ganz besondere Nationen von Stachelschwein- und Reh-Menschen finden, die schwerlich für Abkömmlinge ordentlicher Aeltern würden angesehen werden. Man würde ihnen mit vielen Gründen der Wahrscheinlichkeit einen eigenen Adam, und mithin sehr irren.

In Beyspielen von übermäßig kleinen Menschen, die von Aeltern der gewöhnlichen Größe abstammen, fehlt es auch nicht. Der Zwerg des Königs in Pohlen war nur 33 Pariser Zoll hoch, und ganz gerade gewachsen; denn er ward nur erst in seinem sechzehnten Jahre etwas schief. Von Vernunft hat man fast gar keine Spur an ihm wahrgenommen, ob er gleich 23 alt geworden ist. Ein Pohlischer Edelmann hingegen, der in einem Alter von 20 Jahren gar nur 22 Zoll lang und schwächlich war, hatte einen sehr fähigen Kopf, und konnte verschiedene Sprachen reden. Sein Bruder und seine beyden Schwestern waren ebenfalls Zwerge und Zwerginnen; aber die Aeltern nicht. Andere von der nämlichen Statur haben in ihrem sechzehnten Jahre schon graue Haare und alle andere Zufälle des hohen Alters bekommen, und sind sehr frühzeitig gestorben. Die kleine Nürnbergerin war wenigstens 3 Fuß hoch, und gehörte daher noch nicht zu den kleinsten; sondern war nur wegen ihrer schönen Gestalt, die man bey dergleichen Leuten sonst selten findet, merkwürdig. Kleiner als 18 bis 16 Zolle hat man doch noch keinen bejahrten Menschen auf Erden gesehen; aber von dieser Größe soll es wirklich welche gegeben haben, die also außerordentlich sonderbar müssen ausgesehen haben, weil selbst neugeborne Kinder nicht selten diese Größe haben. Dabey ist zu merken, daß sie selten fähig sind, ihr Geschlecht fortzupflanzen; wenn sie es aber sind, so zeugen sie insgemein auch dergleichen kleine Nachkommen *).

* Fig. 2. a ist ein Zwerg, Fig. 2. b eine Zwergin abgebildet.

Es entstehen ferner auch außerordentlich große Leute aus Aeltern mittlerer Größe. Diese sind noch weniger als die kleinen fähig, ihr Geschlecht fortzupflanzen und riesenmäßige Kinder zu zeugen, wenigstens weiß man noch kein Beyspiel von solchen übermäßig langen Familien unter uns; denn wo die Natur auf der einen Seite ihre Gränzen überschreitet, da läßt sie es insgemein auf der andern an etwas mangeln; und es ist kein Glück ein Riese zu seyn. Acht und ein halber Fuß ist die größte Höhe, welche nach sichern Nachrichten jemahls

von Menschen erreicht worden ist. So hoch war aber nicht nur ein Trabant des Herzogs Johann Friedrich zu Braunschweig - Hannover, sondern auch ein Schwede unter der Preussischen Garde, wie auch Gilli aus Trident, der sich vor dreyßig Jahren in Deutschland hat sehen lassen *).

*) Fig. I. ist ein Riese abgebildet.

Höher als acht und einen halben Fuß, und niedriger als achtzehn Zolle, hat man also bisher noch keinen Menschen gesehen; folglich beträgt der größte Unterschied in der Höhe ohngefähr sieben ganze Fuß, das heißt, der kleinste Mensch ist wohl fünf Mal niedriger als der größte. Wenn aber beyde auf eine Wage gelegt würden; so würde man wohl hundert und fünfzig der kleinsten in die eine Schale legen müssen, wenn sie mit dem größten das Gleichgewicht halten sollten. Welcher außerordentliche Abfall der Größe des Leibes unter unsern Brüdern und Schwestern!

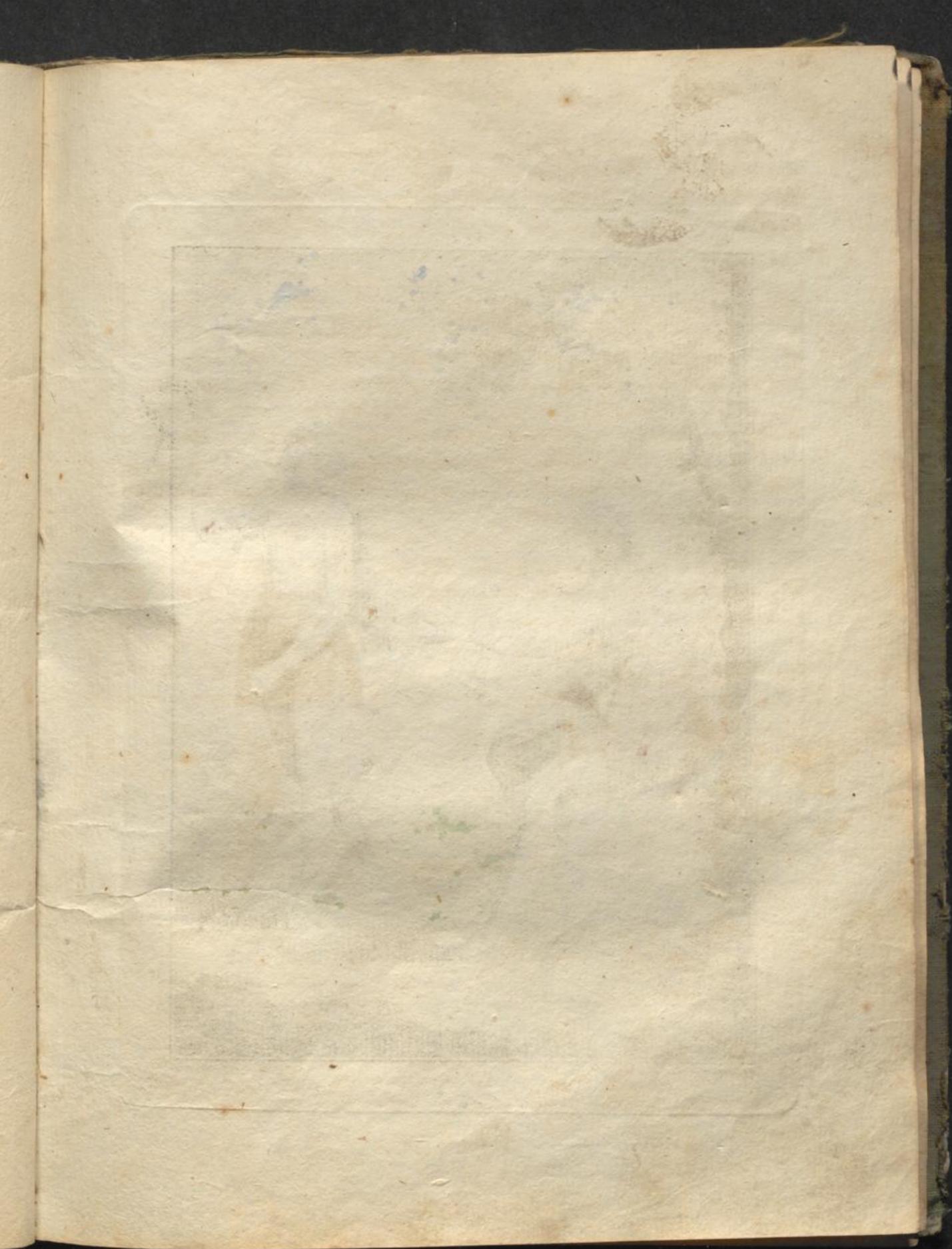
Ähnliche Beyspiele von besondern Verschiedenheiten naher Unverwandten findet man auch in Rücksicht auf ihre Gestalt, wobey vorzüglich dieses merkwürdig ist, daß sie nicht selten auch dergleichen fehlerhafte Kinder zeugen, wenn sie selbst ihr Gebrechen mit auf die Welt gebracht haben. So gebahr z. B. ein Weib, die einen zu kurzen Schenkel hatte, auch einige solche Kinder. Wäre ihr Mann mit diesem Gebrechen ebenfalls behaftet gewesen; so würden ihre Nachkommen wahrscheinlich alle lahm gewesen seyn, dieweil es nun nur einige davon sind.

Eine sechsfingerige Familie gibt es in der Französischen Provinz Bas- Anjou. Die meisten Aeltern lassen zwar ihren Kindern den sechsten Finger an jeder Hand bald nach ihrer Geburt wegschneiden; aber deswegen zeugen diese hernach dennoch wiederum Kinder mit sechs Finger. Wann und wie die ersten von diesen Leuten zu dem kurzen Schenkel und sechsten Finger gekommen seyn mögen, weiß man nicht; aber dieses weiß man gewiß, daß sie von keinem besondern Adam abstammen.

Dann gibt es auch schwarze Menschen, die von weissen, und weisse, die von schwarzen Aeltern entstehen. Schwarze Kinder von weissen Aeltern findet man zwar selten, indem bisher nur ein einziges Beyspiel davon bekannt ist, nämlich jener Stachelschweimmensch; aber desto öfter werden in Guinea, Madagaskar und Ostindien von schwarzen und braunen Aeltern weisse Kinder gezeugt, welche man Albinos oder Dondos, das heißt, weisse Neger nennet. Sie sehen freylich nicht angenehm röthlichweiß aus, wie wir, sondern vielmehr milchfaßl oder leichenhaft, und unterscheiden sich überdieß auch von den ächten Weissen nicht nur durch ihre runzelichte Haut, sondern auch durch ihre gelben und feuerrothen Augen, die

sie in dem hellen Lichte des Tages nie recht aufsperrern können, sondern stets blinzeln, weil ihnen die Strahlen des Lichts so viel Reiz verursachen, daß sie sogleich weinen müssen, sobald sie etwas Helles betrachten wollen. Beym Mondscheine und in dem Dunkeln können sie jedoch ganz gut sehen, daher sie auch, um ihre Arbeiten zu verrichten, nur des Nachts auszugehen pflegen; und aus diesem Grunde von einigen Naturforschern Nachtmenschen genannt werden. Das Haar dieser Albinos ist zwar eben so gewachsen, wie bey andern von ihrer Nation, nämlich wollenartig, wenn sie von wirklichen Negern, und etwas weniger krausig, wenn sie von Ostindianern abstammen; aber schwarz oder braun ist es niemahls, sondern allzeit milchfaßl und ekelhaft wie ihre Haut selbst, welches also gar nicht schön lassen muß, zumahl da die Bramen und Wimpern der Augen sowohl als die kurzen Haare ebenfalls so aussehen. Dabey sind sie nicht nur überaus dumm, sondern auch von einer sehr schwachen Leibesbeschaffenheit, und erreichen fast niemahls die gewöhnliche Statur der Völker, zu denen sie ihrer Geburt nach gehören. Wegen dieser Schwäche sind sie selten fähig Kinder zu zeugen; wenn sie es aber zuweilen sind, so werden ihre Nachkommen wieder schwarz oder braun, wie sie gewöhnlich seyn müssen.

Alles dieß gilt auch von den sogenannten Kakerlakern oder fleckigen Menschen, welche zuweilen von braunen sowohl als schwarzen Aeltern gezeugt werden, und eigentlich zwar schwarz oder braun aussehen, aber doch zugleich weiß getieget sind, wie gewisse Schaben, welche Kakerlaken heißen, und zu dieser Benennung der gedachten schäckigen Leute Anlaß gegeben haben. Die weissen Streifen scheinen aber hier bloß eine Art von Aufsatz zu seyn, weil sie sich nicht glatt wie die übrige Haut anfühlen lassen, sondern rauh, uneben, narbig, und runzelig sind.





Sellerus del.

C. Kahl sculpsit.

N^{ro}. 17.

Das Haupt, der Kopf	caput, itis, n.	il capo, la testa	la tête	the head (hedd)
die Haare	capilli	li capelli	les cheveux	the hairs (hährs)
die Ohren	ures	le orecchie	les oreilles	the ears (ihrs)
die Schläffe	tempora	le tempie	les temples	the temples (tempis)
das Angesicht	facies, ei, f.	la faccia	le visage	the face (fähs)
die Stirn	frons, ontis, f.	la fronte	le front	the forehead (fohrhedd)
die Augen	oculi	li occhi	les yeux	the eyes (eih)
die Augenbraunen	supercilia	li cigli	les fourcils	the eye brows (eihbros)
die Nase	nafus, i, m.	il naso	le nez	the nose (nohs)
die Nasenlöcher	nares	li narici	les narines	the nostrils (nohstrills)
der Mund, das Maul	os, oris, n.	la bocca	la bouche	the mouth (mauh)
die Lippen, Lefzen	labia	le labbra	les levres	the lips (lipps)
die Wangen, Backen	genæ, malæ	le guancie	les joues	the cheeks (tschihks)
das Kinn	mentum, i, n.	il mentone	le menton	the chin (tschinn)
der Bart	barba, æ, f.	la barba	la barbe	the beard (behrd)
der Hals	collum, i, n.	il collo	le cou	the neck (neck)
1 die Kehle	jugulum, i, n.	la gola	la gorge	the gullet (ghullit)
2 der Nacken, das Genick	cervix, icis, f.	la cervice, la coppa	le chignon	the nape (nähp)
3 die Achseln	axillæ	le spalle	les epaules	the shoulder (shohld'r)
4 die Brust	pectus, oris, n.	il petto	la poitrine	the breast (brest)
5 der Rücken	dorsum, i, n.	il dosso	le dos	the back (bäck)
der Bauch	venter, ris, m.	il ventre	le ventre	the belly (belli)
6 der Nabel	umbilicus, i, m.	l'ombelico	le nombril	the navel (nähv'l)
7 die Schultern	humeri	le spalle	les epaules	the shoulders (shohld'rs)
die Arme	brachia	le braccia	les bras	the arms (ahrms)

66					
8	der Ellbogen	cubitus, i, m.	il gomito	le coude	the elbow (ellbo)
	die Hände	manus, us, f.	le mani	les mains	the hands (hännbs)
	die Finger	digiti	le dita	les doigts	the fingers (finngfers)
	der Daumen	pollex, icis, m.	il pollice	le pouce	the thumb (thummb)
	der Nagel	unguis, is, m.	l'unghia	l'ongle	the nail (nähl)
9	die Lenden	lumbi	i lombi	les reins	the reins (rehns)
10	die Hüften	coxae	le anche	les hanches	the hips (hipps)
	der Arsch, Hintern	podex, culus	il culo	le ch, der- rière	the breech (britsch)
	die Arschbacken	nates	le natiche	les fesses	the buttocks (buttacks)
	der Fuß	pes, edis, m.	il piede	le pied	the foot (futt)
11	der Schenkel	femur, oris, n.	la coscia	la cuisse	the thigh (theih)
12	das Knie	genu, in plur. genua	il ginocchio	le genou	the knee (knih)
13	die Wade	fura, x, f.	la polpa	le gras de la jambe	the calf of the leg'
14	das Schienbein	tibia, x, f.	la gamba	le mollet la jambe	the leg (legf)
15	die Ferse	calx, alcis, m.	il calcagno, talone	le talon	the heel (hibl)
16	die Fußsohle	solum, i, n.	la pianta del piede	la plante du pied	the sole (sohl)
	die Zehen	digiti	le dita	les orteils	the toes (tohs)

V o n d e n ä u ß e r e n T h e i l e n d e s M e n s c h e n .

Gleichwie der gütige Schöpfer alle Körper des Himmels und alle Geschöpfe, die sich auf ihnen befinden, mit unbegreiflicher Kunst unter einander verbunden hat, um die große Maschine der Welt darzustellen, eben so hat er auch die einzelnen Glieder unseres Leibes mit allmächtiger Weisheit gebildet, und sie wie lauter Spannfedern, Hebel, Räder, Keile, Saugröhren, Ventile und Druckwerke zusammen gebildet, bey deren Betrachtung wir die unendliche Weisheit und Güte ihres Meisters bewundern und anbethen müssen.

Wir wollen erst die äußeren Theile des Menschen betrachten, und in dem folgenden Blatt zu den innern übergehen.

Man theilet die verschiedenen Theile des menschlichen Körpers in Kopf, Rumpf und Gliedmaßen ein.

Die oberste Stelle am menschlichen Leibe hat der Kopf, der in den Vorder- und Hinterkopf getheilet wird. Der Wirbel oder Scheitel ist bis zum Nacken mit Haaren von verschiedener Farbe bewachsen, die im Alter insgesammt grau werden, oft auch gar ausfallen, und eine Glazé oder einen Kahlkopf bilden. An dem offenen Angesichte des Menschen ist die Stirne, die im Alter Runzeln bekommt, das Paar Augen mit den Augenbraunen und Augenlidern, die Nase, die Lippen und der Mund, worin die mit 32 Zähnen umgebene Zunge liegt, die Wangen oder Backen, und das Kinn zu merken. An beyden Seiten des Kopfes nahe bey den Schläffen sind die Ohren.

Der Rumpf faßt den Ober- und Unterleib in sich. Am Ende des Hauptes ist der Hals mit der Gurgel oder Kehle; dann folgen die beyden Schultern, die Brust mit dem Herzgrüblein, und die Seiten.

Zu dem Unterleibe rechnet man die Gegend des Oberbauches, des Nabels und des Unterbauches, den Schoos, die Dünnungen unter den kurzen Rippen oder Seiten an dem Oberbauche, die Hüften, die Weichen unten am Schoos, die Geburtsglieder oder die Schaam.

Zu den Gliedmaßen des menschlichen Leibes zählt man die Arme und Beine. Jene werden in Ober- und Unterarme, in Hände und Finger abgetheilet; jede Hand hat fünf Finger mit ihren Gelenken und Nägeln. Die Finger heißen: der Daum, der Zeige- Mittel- Gold- und Ohrfinger, oder kleine Finger.

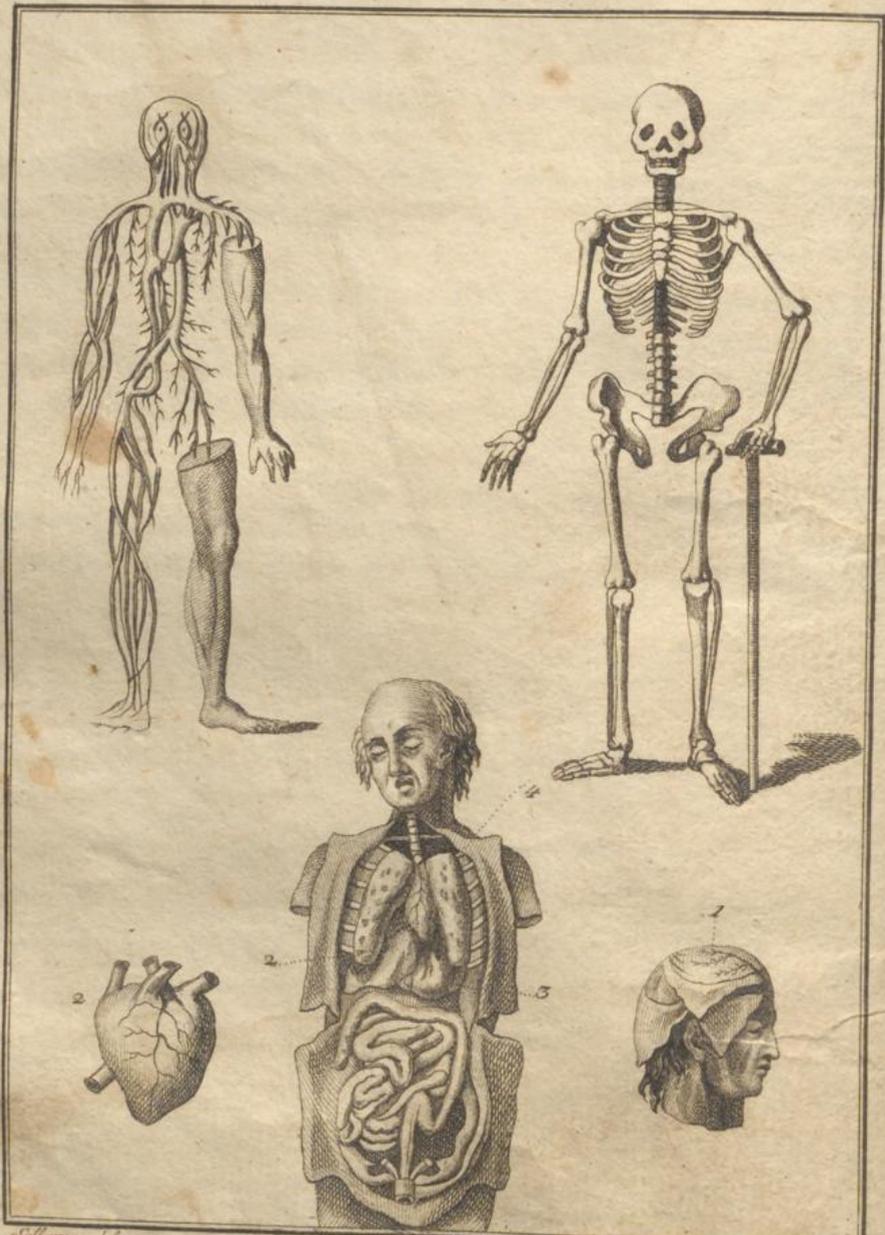
Zu den Beinen gehören die Schenkel oder dicken Beine, die von den Hüften bis an die Kniescheibe reichen; die Schienbeine, die Knöchel oder Knorren, die Füße mit den Fußsohlen, und die Zehen, deren an jedem Fusse fünf sind, und wovon jede Zehe, gleich den Fingern der Hände, am Ende mit Nägeln versehen ist.

An dem rückwärts gefehrten Menschen sieht man das mit Haaren bewachsene Hinterhaupt, unter diesem den Nacken oder das Genicke, den Rücken mit seinen Schulterblättern und Schultern, die Lenden, den Hintern mit den Arschbacken, die Kniekehle, die Waden und Fersen.

mb
an
die

te
if
f-

n
-
t



Sollner. del.

C. Koch. delincent.

Der Leinförper, das Todtengerippe	le sceleton, i, n. & m.	lo scheletto	le scelette	the skeleton (skelliton)
das Bein	os, ossis, n.	l'osso	l'os	the bone (bohn)
das Mark	medulla, z, f.	la midolla	la moëlle	the marrow (marro)
der Scheitel	cranium, il	il teschio	le crane	the scull (skoll)
der Kiefer	maxilla, z.	la mascella	la machoire	the jaw, or chops (dschah, ischapps)
der Zahn	dens, entis.	il dente	la dent	the tooth (tubih)
das Schulterblatt	scapula, z.	la paletta	l'omoplatte	the shoulder-blade (shobl, der. blähd)
der Rückgrad	spina dors.	la schiena	l'echine	the chine, back-bone (tschein, bafbohn)
die Rippe	costa, z.	la costa	la cote	the rib (ribb)
das Brustblatt	os pectoris.	la forcilla	le sternon	the breast-bone (bresser- bohn)
die Flächse, Sehne, Spannader, Nerve	tendo, inis, nervus, i.	il tendine, nervo	le tendon, le nerv	the tendon, nerv (tenn- don, nerv)
die Ader	vena, z.	la vena	la veine	the vein (vehn)
das Blut	sanguis, inis.	il sangue	le sang	the blood (blodd)
das Hirn	cerebrum, i.	il cervello	le cerveau	the brain (bräh)
der Schlund, die Gur- gel	gula, z.	la gola	le gosier	the throat (throht)
die Luftröhre	guttur, uris.	la canna della gola	le fiflet du gosier	the wifand (wiffänd)
die Eingeweide	viscera	le viscere	les entrailles	the entrails (innträble)
das Herz	cor, cordis, n.	il cuore	le coeur	the heart (harrt)
der Magen	stomachus, i.	lo stomaco	l'estomac	the stomach (stomack)
die Gedärme	intestina	gli intestini	les intestins	the intestins (intestins)
die Lunge	pulmo, onis, f.	il polmone	les poumons	the lungs (lunnks)
die Leber	jecur, oris, n.	il fegato	le foie	the liver (liver)
die Galle	fel, fellis, n.	il fele	le fiel	the gall (ghahl)
das Milz	lien, enis, n.	la milza	la rate	the spleen (splihn)
die Nieren	renes	i rognoni	les rognons	the kidneys (kidnis)
das Gefröse	mesenterium, ii.	il mesenterio	le mesentere	the mesentery (miffentervi)
das Fleisch	caro, carnis, f.	la carne	la chair	the flesh (flesch)
die Maus, Muskel	musculus, i.	il muscolo	le muscule	the muscle (moffel)
die Haut	cutis, is, f.	la pelle	la peau	the skin (ffinn)

V o n d e n i n n e r e n T h e i l e n d e s M e n s c h e n .

Ein Skelet oder Beinkörper besteht aus künstlich zusammen gesetzten Knochen, wo man die natürliche Ordnung und Gelenke beybehalten hat. Die Knochen des Hauptes bestehen in der Hirnschale, wozu das Stirnbein, die Beine des Vorder- und Hinterhauptes, die Schlafbeine, das Keil- und Siebbein gehören. Die Hirnschale ist darum so stark, daß das Gehirn, welches hinter derselben liegt, nicht so leicht Schaden nehmen könne.

Der Ober- und Unterkiefer enthält die Nasen- Thränen- Joch- Backen- und Gaumenbeine, nebst dem Pflugchar- und Zungenbeine. Beyde Kiefer haben Kinnladen, worin 32 Zähne liegen, nämlich 8 Schneidezähne, 4 Hundszähne, 16 Backenzähne und 4 Weisheitszähne. Selten hat ein Mensch alle 32 Zähne bis ins hohe Alter beysammen; gemeinlich fallen einige vorher aus, oder werden zur Tilgung der Zahnschmerzen ausgerissen.

Zu den Knochen des Rumpfes gehört der Rückgrad, an welchem man 24 Wirbel, nebst dem heiligen Bein und Schwanzbein zählet; 7 Wirbel zählet man am Halse, 12 am Rücken und 5 an den Lenden.

Das Brustbein begreift 24 Rippen, deren an jeder Seite 12 sind, und wovon die 7 obern wahre, die 5 untern aber falsche Rippen heißen: Dann gehören hieher noch die Hüftbeine, welche nebst dem heiligen Beine das Becken ausmachen.

Die Knochen der Gliedmaßen bestehen in den Knochen der Arme, nämlich in den Schulterblättern, den Schlüsselbeinen, den Oberarmbeinen, den Knochen der Unterarme, der Hände und Finger.

In jedem Fusse hat man das Schenkelbein, (wozu der Kopf, der Hals, der große und kleine Umdreher und die beyden untern Knorren gehören) die Kniescheibe, das Schienbein und die Schienbeinröhre, die Fußwurzel oder den Vorderfuß, den Mittelfuß und die Knochen der 5 Zehen zu bemerken.

In den Knochen, die größten Theils inwendig hohl sind, ist das Mark oder sonst ein Saft, und zwischen denselben das Knochenwasser, welches verhindert, daß sich die Knochen durch das beständige Reiben nicht verletzten; auswendig umgibt die Knochen eine sehr empfindliche Knochenhaut.

Ein erwachsener Mensch hat bey 256 Knochen, die durch Bänder zusammen hangen; Kinder aber über 300, weil verschiedene Theile der Knochen noch nicht zusammen gewachsen sind. Durch Knorpel können zwey Beine oder ein zerbrochenes zusammen wachsen.

Defnet man einen Menschen nach dem Tode, so erscheinet oben unter dem Kopfe nach dem Munde der Schlund, der die Straffe der Speisen und Getränke ist, und solche nach dem Magen führet. Neben dem Schlunde ist die Luftröhre, welche aus knorpelichten Ringen zusammen gesetzt ist, und zur Sprache und zum Athemholen dienet; sobald etwas Speise in dieselbe gelangt, so sucht sie solche durch den erregten Husten wieder auszustößen. In diesem Falle sagt der gemeine Mann: „es sey ihm etwas in die unrechte Kehle gekommen.“ In dem Oberleibe, der inwendig durch eine dicke Haut, die man das Zwergfell nennet, abgefondert und durch das Mittelfell in zwey Höhlungen der Brust abgetheilet wird, sind die vornehmsten Eingeweide das Herz. Es besteht aus einem hohlen Stück Fleisch, das durch eine Scheidewand in zwey Abtheilungen oder Kammern abgetheilt ist, und in einem Beutel hängt. Durch die Bewegung des Herzens wird das Blut in die Pulsadern getrieben; es dehnt sich entweder aus, oder zieht sich zusammen. Bey seiner Ausdehnung füllet es sich mit Blut, und durch seine Zusammenziehung treibt es das Blut in den Leib. Die geringste Verlesung des Herzens ist ohne Rettung tödtlich.

Die Blutgefäße sind entweder Pulsadern oder Blutadern. Jene führen das Blut vom Herzen in die Lunge und in alle Theile des Leibes; daher kommt es, daß man am ganzen Leibe, wo man sich verwundet, Blut antrifft. Die Blutadern führen das Blut von der Lunge und von dem Leibe wieder zum Herzen zurück. Das Herz unterhält demnach den Kreislauf des Geblütes im menschlichen Körper, der in fünf und einer halben Minute geschieht. Man schätzt die Masse des Bluts bey einem erwachsenen gesunden Menschen auf fünf und funfzig Pfund. Die schnelle und heftige Bewegung des Herzens erhellet daraus, daß man in einem Tag bey 100,000 Pulsschläge zählt.

Die Lunge ist ein großes Stück weiches und schwammigtes Fleisch, das aus unzähligen Fasern und Gefäßen besteht, die in einander geschlungen und verwickelt sind. Sie ist blaßroth, breitet sich über die ganze Brust aus, und theilet sich in zwey Lappen. Sie dient hauptsächlich zum Athemholen, indem sie sich ausdehnt und Luft schöpft, aber auch sich wieder zusammen zieht oder die Luft wieder ausstößt; sie tragt aber auch nebst der Luftröhre zur Bildung der Sprache, der Stimme und Töne das ihrige bey, und kühlet das Blut ab. Sie leidet sehr bey erhitzen Ausschweifungen, bey dem Saufen und von heftigen Leibesübungen; woraus Husten, Heiserkeit, Seitenstechen, Schwind- und Lungensucht und ein elender Tod erfolgt.

Die Eingeweide des Unterleibes sind:

- 1) Der Magen, ein ziemlich großer Beutel, der gleich unter dem Zwergfell und Brustbein liegt, Speisen und Getränke empfängt, und durch seine wurmförmige Bewegung die erhaltene Nahrung zu einem Brey macht. Er ist inwendig ganz mit Schleim überzogen, um ihn vor ätzender Schärfe zu bewahren. Fast alle Krankheiten entstehen aus dem Magen.
- 2) Die Gedärme; sie sind eigentlich ein einziger Schlauch, der sieben bis acht Mahl länger ist als der Mensch. Hier sondert sich der Milchsaft ab, der den Menschen eigentlich

nährt; eben dieses geschieht auch mit den überflüssigen Theilen der Speisen, die weiter fort geleitet werden.

3) Die Leber; sie liegt auf der rechten Seite des Magens, ist ein Stück braunes Fleisch, sondert die Galle aus dem Blute ab, die alsdann in der Gallenblase gesammelt wird. Die Galle ist grünlich, sehr scharf, und löset Gummi und Fett auf. Ergießt sich die Galle zu sehr, so entstehen daraus gefährliche Krankheiten, z. B. Ruhr, Fieber, Gelbsucht. Oft wachsen Steine und Würmer in der Leber; wenn sie sich verhärtet, so muß der Mensch sehr viel leiden, und zuletzt erbärmlich sterben.

4) Die Milz; sie liegt auf der linken Seite des Magens, und befördert die Verdünnung des Blutes, so wie die Absonderung der Galle in der Leber. Bey Erhitzungen empfindet man von ihr allerhand Beschwerden; sie verursacht auch sonst vielerley Krankheiten.

5) Die beyden Nieren sind zwey Stücke braunes Fleisches, welche unter dem Magen liegen, und das überflüssige Wasser vom Blute absondern, und sodann durch zwey Nöhren tropfenweis in die Blase führen. Diese ist groß und im Stande viel Wasser zu fassen, damit man der Beschwerde es oft zu lassen, überhoben sey. Viele schreckliche Krankheiten haben ihren Sitz in der Blase; oft erzeugen sich darin Kies und Steine von mancherley Größe, die die heftigsten Schmerzen verursachen und oft erst mit dem Tode sich endigen.

6) Das Gekröse; es besteht aus einer fettichten Haut zwischen den Gedärmen, und führet den Milchsaft aus denselben in das Blut. Alle Eingeweide sind vorwärts mit dem Netze bedeckt. Durch die beständige Bewegung des Magens, welche auch nach der Verdauung und Fortführung der Speisen fort dauert, entsteht eine unangenehme Empfindung, welche der Hunger heißt. Der Durst rühret von dem Mangel der Feuchtigkeit in dem Schlunde her.

Der ganze Leib des Menschen ist mit einer Haut bedeckt, welche man in die Oberhaut, in die gemeine Haut und in die Fetthaut theilet. Die Oberhaut oder der äußere Theil der Haut hat viele kleine Schweißlöcher, zum Ausdünsten entbehrlicher und schädlicher, und zum Einsaugen gesunder Säfte; ausserdem finden sich auf der Oberhaut noch viele kleine Linien und Vertiefungen, aber keine Nerven. Die gemeine Haut bestehet aus vielen nervigten Fasern, und enthält viele kleine Blutgefäße, Drüsen und Schweißlöcher; die Fetthaut bestehet aus vielen Bläschen oder kleinen mit Fett angefüllten Gefäßen.

t
s
t
h
=
r
=
=
=
=
=
n
p
b
n
e
=
e
=
=
t



Sollner del.

J. Stahl del.

1 Das Sehen, Gesicht	visus, us, m.	la vista	la vuë	the sight (sicht)
der Blick	aspectus, us, m.	lo sguardo	lo regard	the look, view (Lud, vjuh)
2 das Gehör	auditus, us, m.	l'udito	l'ouïe	the hearing (hiring)
3 der Geruch	odoratus, us, m.	l'odorato	l'odorat	the smelling (schmelling)
4 der Geschmack	gustus, us, m.	il gusto	le gout	the taste (täst)
5 das Gefühl	tactus, us, m.	il tatto	le tact	the feeling (fühling)

V o n d e n f ü n f S i n n e n d e s M e n s c h e n.

Das Gesicht, das Gehör, der Geruch, der Geschmack und das Gefühl sind die fünf Sinne der Menschen; aber die sinnlichen Handlungen sind: Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen.

Die Gegenstände der Sinne sind: die sichtbaren Oberflächen der Körper, das Zittern der Luft, die Ausdünstungen der Körper, die schmeckbaren Theile derselben, und die betastbaren Oberflächen.

Der Mensch sieht. Da die Augen äußerst zart mußten gemacht werden, wenn sie Licht empfinden sollten; so hüllte sie der weise und gütige Schöpfer nicht nur in etliche feste Häutchen ein, die er an ihren hintern Gegenden mit vielem Fette umgab, sondern er legte sie auch zugleich tief in jene Hölen, die aus starken Veinen bestehen, worinn sie wie in Festungen vor den meisten verderblichen Anfällen harter Körper sicher seyn können. Gleichwie aber jede Festung mit Thoren und Wällen und Außenwerken versehen seyn muß, eben so hat Gott auch diese beinernen Hölen obenher mit starken Bögen, die mit dichten Haaren verbrämt sind, verschanzet, und vorne herum mit Außenwerken bedeckt, um sie zu beschützen, so daß nicht leicht etwas hinein fallen oder daran stoßen kann. So dienen die Bramen auch die Schweißtropfen dergestalt zu lenken, daß sie nicht in die Augen fallen können, sondern neben ihnen an den Schläfen herunter laufen müssen.

Auf daß nun aber diese hellen und zarten Werkzeuge der Seele vor allen Gefahren hinlänglich sicher seyn möchten, die ihnen Staub und andere Materien verursachen würden, wenn sie ungehindert hinein fallen könnten; so hat der Schöpfer einem jeden von ihnen zwei Decken oder Lider gegeben, die sich wie ein paar Thürlügel öffnen und wieder zufallen, welches letztere vorzüglich des Nachts geschieht, wann wir einschlafen, weil die Muskeln, womit wir sie offen erhalten, wegen ihrer starken Struktur bald müde werden, und mithin ihre Last sinken lassen.

Die Hauptfarben sind: weiß, grau, grün, blau, gelb, roth, braun, schwarz. Nebenfarben sind die vermischten, und die Farbe des Wassers, der Luft. Manche Dinge sind glänzend, manche durchsichtig. Entfernte Dinge sieht man besser durch Ferngläser, kleine durch Vergrößerungsgläser.

Der Mensch hört. Was man unter Schall oder Klang oder Töne verstehe, ist ohnehin bekannt. Feste Körper können nämlich entweder unmittelbar an unsern Kopf prallen, und mithin die Wände jener beinernen Höhlen, in welchen das Gehör seinen Sitz hat, erschüttern, oder bloß durch ihre geschwinde Bewegung die Luft zusammen pressen, und vermittelst dieser an unsere Ohren stoßen, so daß wir es inwendig empfinden müssen; denn durch diese Stöße, sie mögen nun von zusammen gepresster Luft, oder von festen Körpern und Materien herkommen, wird auch zugleich jenes feine Nervengewebe, womit der Schöpfer gedachte Höhlen umgeben hat, erschüttert und bewegt; und diese Erschütterung ist es eigentlich, welche man empfindet und hören nennet. Was aber den knorpelichten Theil, den man äußerlich sieht und gemeinlich nur Ohr nennet, anbelangt; so ist zu wissen, daß er bloß gemacht ist, um die sanften Erschütterungen der Luft wie ein Trichter in das eigentliche Hörorgan hinein zu trichtern. Feste Körper, die unsern Kopf, unsere Zähne, unsere Ellenbogen, unsere Knie, oder andere dergleichen harte Theile unseres Leibes selbst berühren, und stark genug zittern oder schallen, brauchen diesen Trichter nicht; denn ihre schütternde Kraft ist ohnedieß hinlänglich, das Hörorgan zu erschüttern und sich hörbar zu machen. Hätte uns Gott nicht mit Luft umgeben; so würden wir das äußere Ohr, das heißt, den Weg, welchen er dem schwachen Luftschalle zu dem Sitz des Gehörs gebahnet hat, eben so gut entbehren, wie die Fische, die ohne ihn gewiß auch sehr leise hören, nämlich in ihrem Elemente, dem Wasser.

Die Beschaffenheiten des Schalls sind: die Stärke und Schwäche, das Gepfeife, das Geschnarre, die Dumpfigkeit, der helle Klang, die Regelmäßigkeit, der tiefe oder hohe Ton. Die menschliche Stimme macht einen mehrern Theils etwas bedeutenden Schall in Wörtern. Aber wir können auch andere Arten des Schalles machen; z. B. brummen, winseln, seufzen, schnauben und singen. Die Aussprache der Menschen ist stark, schwach, hell, heiser, fein,

grob, vernehmlich, undeutlich, geschwind oder langsam, männlich oder weiblich. Der Widerschall entsteht, wenn von einem Körper, gegen welchen die Luft anzittert, eine rückgängige Zitterung verursacht wird. Die Sprachröhren und die Hörröhren dienen, die Wirkung des Schalles an den Ohren zu verstärken.

Der Mensch riecht. Wenn der Schöpfer uns nicht mit Niechwerkzeugen versehen hätte, so würden wir keine übel riechende Dämpfe fliehen; sondern sie oft einathmen, und unser Blut damit vergiften, indem wir sie nicht alle Mahl sehen, nicht hören, und nicht fühlen können; denn das Niechorgan ist es nur, wodurch wir die wohlthätigen Ausdünstungen heilsamer Gewächse, oder die erfrischenden Kräfte der reinen Luft, von den tödtenden Dämpfen fauler Pflügen und garstiger Cadaver unterscheiden sollen, um die letztern zu fliehen und die erstern zu suchen, weil diese Leben und Gesundheit, jene hingegen Krankheit und Tod in unsere Nerven gießen.

Die innern Theile der Nase bestehen hauptsächlich aus Nerven, die in Gestalt kurzer Fäden durch das Siebbein aus dem Gehirn in die Nasenhöhlen herab gezogen, und hier in einen zarten Schleyer zusammen gewebet sind. Mit diesen hat Gott nicht nur die inneren Seiten der Nase und ihrer Scheidewand, sondern auch etliche beinerne dünne Blätter, die wie gewundene Papier- oder Hobelspäne aussehen, und inwendig fest sitzen, wie mit Tapeten überzogen und bekleidet, so daß die Luft an sie prallen, und sich daran reiben kann, wann wir, ohne den Mund zu öffnen, Athem holen.

Für den Geruch heißt das Angenehme wohl riechend, wie manche Blumen und Gewürze; hingegen einige verfaulende, gährende und andere Körper sind für den Geruch unangenehm oder wohl gar stinkend.

Der Mensch schmeckt. Gleichwie wir Niechwerkzeuge haben, um die heilsame Luft von ansteckenden Dämpfen zu unterscheiden, und jene zu suchen, diese hingegen zu fliehen; eben so haben wir auch ein Schmeckorgan, um verschiedene Speisen und Getränke, die unsere Natur verabscheuet, von denjenigen, die ihr wohl bekommen, abzusondern.

Die Nerven, die den Geschmack empfinden, hat Gott hinten an dem großen Loche des Hinterhauptbeines aus dem Gehirn heraus gezogen, und in die Zunge geleitet, wo sie sich sofort in unzählig viele Aestchen zerspalten, die an der Oberfläche dieses Organs ebenfalls mit feinen Aederchen verwebet sind, und ein besonders Häutchen bilden. Auf diesem Nerven- und Adergewebe, womit die fleischige Masse der Zunge umgeben ist, erheben sich aber überall kleine Wärzchen, welche theils spizig, theils rund sind, und jene bekannte Rauigkeit der Zunge verursachen, weil sie mit ihren Spizgen oder Köpfen durch eine zweite

Decke, die wie ein feines Netz durchlöchert ist, in die Höhe ragen, so daß man sie ganz füglich erkennen kann, ob sie gleich nicht nackend, sondern noch mit einem dritten gemeinschaftlichen dünnen Häutchen überzogen sind.

Der Schöpfer hat der Zunge verschiedene Berrichtungen aufgetragen. Erstlich können wir es vermittelst seiner vielen Muskeln auf allerley Weise bewegen, um nicht nur die Stimme unserer Kehle damit zu artikuliren, und verschiedene Buchstaben, oder vielmehr deren Klang zu bilden; sondern auch die Speisen, die wir nicht ungekauet verschlingen, unter den Zähnen herum und in den Schlund hinab zu schieben. Dann können wir auch zugleich die verschiedene Güte der Nahrungsmittel damit unterscheiden, weil sie gedachten Reiz in den Nervenspigen erregen, die sich auf seiner Oberfläche befinden.

Der Mensch fühlt. Die fühlbaren Dinge sind nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit hart oder weich; heiß, warm, lau oder kalt; rauh oder glatt; eben oder gekrümmt; stechend, schneidend oder stumpf; und bey derselben Größe entweder leichter oder schwerer.

Mit der Zeit lernen wir einsehen, daß ein jeder unserer Sinne nur eine besondere Art des Gefühls sey. Durch den Geschmack fühlen wir die Glätte, Rauhtigkeit oder Stacheln der besonders schmeckbaren Dinge in den Speisen und Getränken. Durch den Geruch wird gefühlt das Andringen der aus den riechbaren Dingen kommenden Ausdünstungen nach ihrer verschiedenen Menge, und nach Beschaffenheit ihrer Figur oder Oberfläche. Durch die Ohrenerven fühlen wir das Andringen der zitternden Luft in der besondern Art ihrer Zitterung. Und durch das Gesicht fühlt man gleichfalls das auf die Gesichtsnerven andringende Licht. Man kann also jeden Sinn eine Art des Gefühls heißen; aber wenn der Sinn des Gefühls nicht wäre, oder wenn kein Wesen reizbare Nerven hätte; so wäre auch keine Fühlbarkeit der Dinge; so wäre nichts Warmes, nichts Kaltes, nichts Sanftes und nichts Rauhes, und so weiter *).

*) Auf der Kupfertafel sieht jener Knabe nach dem Schmetterling, ein anderer riecht angezündetes Stroh. Der Mann bey der Glocke hört den Schall derselben, indem ein Knabe das Brot, das er im Munde hat, schmeckt, aber dabey fühlt, wie er von einem andern fortgerissen wird.

ig
l=

n
ie

er
h

n

it
e

rt
n

b
er

l=

J.
t.

l=

l=



Silva del.

J. G. Sch. 1788.

1 Der Kuhhirt die Weide	bubuleus, i. pascuum, ni, n.	il bisfolco, vaccaro la pastura	le vacher le paturage	the cow-herd (Kuhhirt) the pasturage (Pässio, rädtsch)
2 die Euter die Milch der Milchrahm	uber, eris, n. lac, actis, n. flos lactis	la poppa, zinna il latte il fior del latte	le pis le lait la crème du lait	the udder (odd'r) the milk (milck) the flower of milk (flauer of milck)
3 das Butterfaß 4 der, die Butter der Käse	vas butyraceum butyrum, i. caseus, i.	la baruttola il butiro il formaggio	la baratte le beurre le fromage	the churn (tschurn) the butter (butter) the cheese (tschibs)
5 der Schäfer, Schaf- hirt	pastor, oris.	il pastore	le berger	the shepherd (scherperd)
6 die Hirtentasche	pera, æ.	la tasca	la panetière	the scrip (stripp)
7 der Hirtenstab	pedum, i.	il bastone pastorale	la houlette	the crook (Fruck)
8 der Schafhund	moloſus, i.	il massino	le mâtin	the mastif (massstiff)
die Heerde	grex, egia, m.	la greggia	le troupeau	the flock (flack)
die Wolle	lana, æ.	la lana	la laine	the wool (wull)

V o n d e r B i e h z u c h t.

Vor uralten Zeiten war es Königen und Helden keine Schande sich mit der Viehzucht abzugeben; heut zu Tage beschäftigt sich nur das gemeine Volk mit der Viehzucht oder mit der Pflege, Unterhaltung und Vermehrung des zahmen Viehes. Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen und Schweine, die heerdenweise gehalten werden, sind ein Gegenstand der Viehzucht. Weil aber die Pferdezucht viele Kosten fordert, so übernehmen solche gemeiniglich große Herren auf ihre Rechnung und Gefahr, und lassen Stutereyen anlegen, die durch Englische, Spanische und Arabische oder Barbarische Pferde immer mehr verbessert werden. Gut eingerichtete Stutereyen sind einem Lande sehr einträglich, wenn man nur bedenken will, wie viele Pferde zum Staat, zur Landwirtschaft, zum Fuhrwesen, zu den Posten und im Kriege erfordert werden.

In genauerer Bedeutung versteht man unter Viehzucht die Wartung und Vermehrung des Rindviehes, der Schafe, der Schweine und Ziegen; wozu an vielen Orten noch die Zucht der Gänse gerechnet wird.

Ein Heerde Rindvieh, die aus Kühen und Kälbern besteht, und mit einem Heerdochsen versehen ist, wird von dem Kuhhirten, der auf seinem Horne bläset, damit sie aus den Ställen zu gehöriger Zeit gelassen werden, auf die Weide getrieben. In Dörfern, wo die Rindviehzucht stark getrieben wird, hat man auffer dem Kuhhirten auch einen eigenen Ochsenhirten, der die Ochsen, welche man nicht mehr anspannt, sondern mästen will, gleichfalls auf die Weide treibt.

In unsern Zeiten hat man hie und da angefangen, die gemeinen Weiden aufzuheben, und in Wiesen oder Kleefelder zu verwandeln, und dagegen das Rindvieh in Ställen zu füttern, weil man dadurch nicht nur den ganzen Dünger desselben gewinnt, sondern auch im Stande seyn soll, der Viehseuche und deren Ansteckung dadurch am sichersten zu begegnen. Hirtenvölker und solche Nationen, die mit vielen fetten und überflüssigen Viehweiden versehen sind, haben die Stallfütterung bey sich noch nicht eingeführt.

Die Kühe tragen neun Monate, und werfen gewöhnlich ein Kalb, selten zwey. Die Kälber werden entweder, wenn sie etliche Wochen alt sind, geschlachtet, oder zur künftigen Nutzung angebunden (auferzogen). Kuhkälber werden in der Folge Kühe; Stierkälber aber Heerdochsen, (Bullen, Brummochsen, Faselochsen); die meisten Stierkälber werden verschnitten als Ochsen zum Zuge gebraucht, und zuletzt gemästet und geschlachtet.

Von den Kühen gewinnt man Milch, die von der Bäurinn oder Viehmagd aus den Eutern der Kühe gemolken wird, wenn diese im Stalle an der Krippe angebunden sind. Das Wedeln und Schlagen der Kühe mit dem Schwanz während dem Melken würde oft das Gesicht der Bäurinn oder Viehmagd verletzen; sie schützt sich aber dagegen durch einen aufgesetzten Strohhut. Die Milch wird in dem Melkschaffe (Melksüber) gesammelt, geseiht, und entweder frisch getrunken oder abgefotten, und sodann zu mancherley Milch- und Mehlspeisen im Hause verwendet.

Läßt man die Milch in besondern Gefäßen stehen, so steigt der Rahm in die Höhe; aus ihm macht man im Butterfaße Butter, die allerhand Formen, Butterwecken genant, bekommt, und entweder frisch verbraucht, oder eingesalzen, oder ausgelassen und dadurch zu Schmalz (Schmelzbutter) wird; die übrige dünnere Milch heißt Buttermilch, die man als ein kühlendes Getränk, und bey Verstopfungen statt eines Laxiermittels gebraucht, oder auch mit vielem Vortheile zur Schweinmastung anwendet.

Die geronnene Milch wird zu mehrerer Verdickung an einen warmen Ort gebracht, und in einem Sacke gepreßt; was durchläuft, heißt Molken, aber das Dickere, was im

Sacke geblieben ist, gibt Käse von verschiedener Form und Größe, auch nach verschiedener Behandlung und Beymischung einiger Gewürze von gutem Geschmacke. Die bekanntesten Kuhkäse sind Hand- oder Schlägellkäse, Schweizer- und Holländerkäse, die einen wichtigen Handlungsartikel ausmachen.

Die Viehzucht im Großen getrieben, bringet sehr viel Geld in ein Land; Beyspiele davon sind Ungarn und Polen, die jährlich für viele Tonnen Goldes Ochsen in die benachbarten Länder austreiben; davon nichts zu gedenken, daß die Viehzucht sehr viele Materialien für Fabrikanten, Künstler und Handwerker liefert. Aus Franken, besonders aus dem Fürstenthum Hohenlohe kommen alle Jahre viele hundert fette Ochsen nach Frankfurt, Straßburg und Paris. In unsern ökonomischen Zeiten hat man angefangen, Schweizerereyen und Holländerereyen zu errichten; d. i. das Rindvieh in Menge nach Art der Schweizer und Holländer zum künftigen Verkaufe zu erziehen. Am einträglichsten geschieht solches auf großen Meierhöfen und herrschaftlichen oder sogenannten Hofgütern (Kammergütern).

Das Schafvieh wird von dem Schäfer auf die Weide geführt; er ist mit einer Hirtenfackel und einem Schäferstabe, der am Ende eine eiserne Schaufel hat, versehen, und hat gemeiniglich einen Rüden oder Schafhund bey sich, der die Heerde in Ordnung halten, und sie gegen Raubthiere vertheidigen muß; er ist in dieser Absicht mit einem stachlichten Halsbande gegen die Wölfe bewaffnet.

Man theilet die Schafe in reines Vieh und in Schmiervieh. Unter letzterm versteht man solche Schafe, die mit der unverheilbaren Raude oder Krätze angesteckt sind, und beständig geschmiert werden müssen. Das Schmiervieh gibt feinere Wolle als das reine. Schafmilch und Schafkäse sind eben nicht beliebt. Durch Salzlecken kann man vielen Krankheiten der Schafe vorbeugen; Nässe und Kälte sind ihnen sehr schädlich; Blattern aber und Schwindel fast immer tödlich. An einigen Orten werden die Schafe jährlich ein Mal, an andern zwey Mal geschoren; letzteres soll der Erfahrung zu Folge minder vortheilhaft seyn als das erstere.

So einträglich das Schafvieh wegen seiner Wolle ist, so schädlich ist es, wenn man mit demselben zu lange auf Wiesen oder in jungen Schlägen hütet; denn die Schafe ziehen, zumahl bey nasser Witterung, die Gräser mit den Wurzeln aus der Erde, und kein junger Baum, den sie angegriffen haben, kann aufkommen. Der hitzige Schafmist ist für kühle Felder sehr nützlich; um diese zu düngen, wählet man den Hurdenschlag, da die ganze Heerde gegen Abend in den Pfeg eingetrieben, und in den Sommermonathen auch bey Nacht unter freyem Himmel gelassen wird.

Spanien hat unter allen Europäischen Ländern die meisten Schafe, und liefert von ihnen zu den Woll- und Tuchmanufakturen die feinste Wolle; nach dieser kommt die Englische, und dann die Böhmische. Aus gemeiner Landwolle können nur ganz gewöhnliche Zeuge und geringe Tücher gemacht werden. Mit der Verarbeitung der Wolle beschäftigen und nähren sich viele Millionen Menschen.

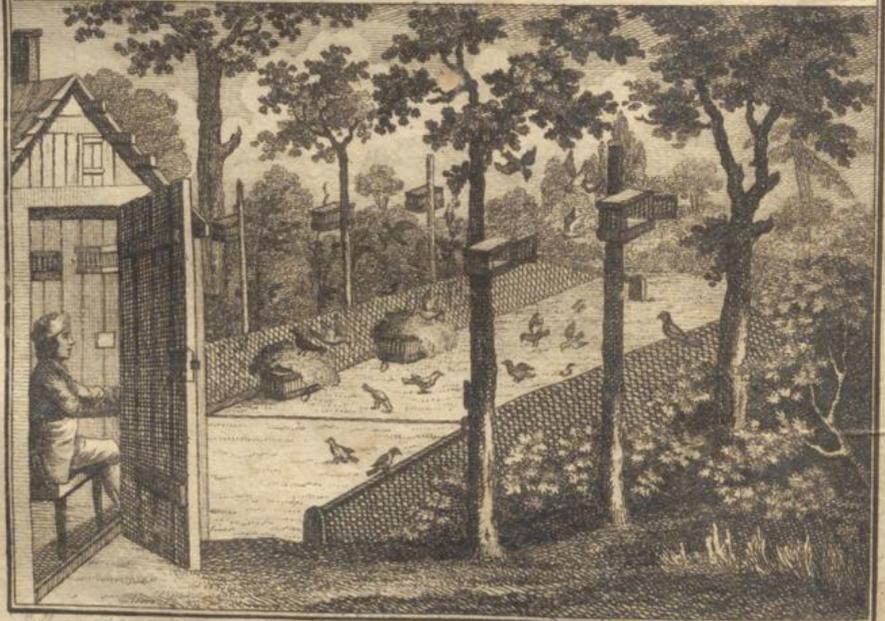
Der Schweinhirt treibt die Schweine aus, und hat gemeinlich bey seiner Heerde auch eine gute Anzahl Ziegen. Die Schweine sind wegen ihrer Unreinlichkeit, Gefräßigkeit und starken Vermehrung bekannt; man mästet sie aber erst in Eichen- oder Buchenwäldern, oder im Schweinstalle, ehe sie geschlachtet werden, und speiset das Fleisch derselben theils grün (frisch), theils geräuchert; letzteres gibt hauptsächlich wohlschmeckende Schinken, unter welchen die Westphälischen in Deutschland vor allen andern den Vorzug haben.

Die Ziegen sind ihrer Milch wegen für Schwindsüchtige schätzbar; sie begnügen sich mit geringem Futter, schaben aber Hecken, Zäunen und Gärten. Nur das Zickel- oder junge Ziegenfleisch ist angenehm. Die Felle der Ziegen werden vornämlich von Kirchnern, Bockfelle aber, wenn sie der Weißgärber gegärbet hat, von Säcklern oder Beutlern verarbeitet.

von
gli-
leu-
und

rde
keit
en,
is
ter

ich
der
n,
re



Salomon del.

C. Vogel del.

Der Fischer	piscator, oris, m.	il pescatore	le pecheur	the fisherman (fischer-männ)
1 die Angel	hamus, i, m.	l'amo	l'hameçon	the angle (Ännel)
die Speise, der Köder	esca, æ, f.	l'esca	l'amorce	the bait (Bäht)
2 die Angelruthe	arundo, inis, f.	la verga	la verge	the angling-rod (Ännel-ling-radd)
3 das Netz	rete, etis, n.	la rete	le ret	the fishing-net (Fisching-nett)
der Vogelfänger	auceps, upis.	l'uccellatore	l'oifeleur	the fowler (Fauler)
4 der Lochherd	area, æ.	l'ala	l'aire	the floor (Flöhr)
5 das Vogelgarn	rete aucupatorium	la rete	le filet	the net (nett)
6 der Lochvogel	illex, icis.	il zimbello	l'appau	the bird-call (börd. Kahl)

Von der Fischerey.

Die Fischerey ist für jedes Land, das mit Seen, großen Teichen oder Flüssen versehen ist, einträglich; den größten Nutzen von dem Fischfang ziehen diejenigen Nationen, die an der See wohnen, und im Meere oder in den Meerbusen Fische in Menge fangen, um solche getrocknet oder eingesalzen, oder geräuchert an andere Völker zu verkaufen, oder auch, wenn wie z. B. bey dem Wallfischgeschlechte, das Fleisch nicht genießbar ist, sich durch das Ehrverdienßen Vortheile zu verschaffen. Die Europäer erwerben von ihren Fischereyen, die sie auf verschiedenen Meeren anstellen, jährlich viele Millionen Thaler.

Man fangt Fische entweder in angelegten oder sorgfältig unterhaltenen Teichen; oder in Bächen, Landseen, Flüssen und großen Strömen. Ersteres ist ein Stück der Landwirthschaft, wobey ein kluger Oekonom sich viel Nutzen schaffen kann. Mit dem öffentlichen Fischfang geben sich Fischer ab, die eine eigene Kunst ausmachen, und die Kunst verstehen müssen, alle Arten der Fische zu rechter Zeit und auf mancherley Weise zu fangen. Dieses fordert viel Nachdenken, Mühe, Erfahrung, Unverdroffenheit und einen abgehärteten Körper, und ist oft mit vieler Leibes- und Lebensgefahr verbunden.

Die einfachste aber auch langweiligste Art Fische zu fangen, ist, wenn man sich ans Ufer stellet, und einer Angel bedienet; diese hanget von der Angelruthe an der Schnur herab, an deren Ende das Angeleisen, und an diesem die Speise (Köder) befestiget ist. Um nun zu verhindern, daß die Schnur nicht ganz unter das Wasser sinke, bringt man am gehörigen Orte bey derselben einen Federkiel an, der auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, und durch sein Sinken zu erkennen gibt, daß ein Fisch angebissen habe und gefangen sey;

sobald man dieses bemerkt, ziehet man die Angel aus dem Wasser, macht den Fisch davon los, und schlägt ihn entweder ab, oder wirft ihn in eine mit Wasser gefüllte Gelte. Die Angel wird hierauf so lange geködert und ins Wasser gelassen, bis man einen genugsamen Vorrath von Fischen gefangen hat. Diese Art Fische zu fangen, raubt viel Zeit, und hat ohne Zweifel zu dem bekannten Sprichworte: „Der Fischfang und das Vogelstellen verdirbt manchen Junggesellen“, Gelegenheit gegeben.

Mit größerm Vortheile bedienet man sich an Orten, wo das Wasser nicht zu tief ist, zum Fischfange des Hamens, welcher ein tiefes rund gestricktes Netz ist, und wie ein umgekehrter Kegel aussieht, dabey aber an einem eisernen Ringe angeknüpft, und an einer langen hölzernen Stange befestiget ist. Diese Art Fische zu fangen, gehet alsdann am besten von statten, wenn ein Fischer hinter einem Busche mit dem Hamen ins Wasser langet, und ein anderer in gehöriger Entfernung mit einem Prügel ins Wasser schlägt, die Fische scheu macht und gegen den Hamen jagt. Bey dem Fischen der Weiher wird gewöhnlich der Hamen gebraucht; werden sie aber gegen den Winter abgelassen, so kann man die darin befindlichen Fische sogar mit den Händen fangen. Eben dieses geht bey den Forellen an, die sich nur in Bächen aufhalten, wenn man ihnen des Nachts leuchtet, oder sie in ihren Aufenthaltsörtern durch ein angezündetes Licht blendet.

Auf den Flüssen fahren die Fischer in Rähnen herum, und versuchen ihr Heil im Fischfangen mit Garnen oder Netzen, die oben her mit leichten Hölzern, unten aber mit Stückchen Blei versehen sind. Diese werden ins Wasser gelassen, und eine Zeit lang untergehalten, da denn beym Herausziehen die gefangenen Fische heraus genommen, und in Gelten oder Fischkästen geworfen werden.

Auch mit Neusen werden Fische gefangen. Sie sind gemeinlich aus Weiden geflochten, oben weit und unten immer enger, damit die Fische nicht wieder heraus kommen können. Man leget sie allzeit gegen den Strohstrom, und beschwert sie mit Steinen, oder pflöcket sie an, daß sie die Gewalt des Wassers nicht wegreiße. Des Abends senkt man sie ein, läßt sie über Nacht stehen, und sichtet am Morgen nach der Beute. Um die Fische herbey zu locken, versiehet man die Neusen mit einem Köder, z. B. mit Leinfuchen, mit gebratener Ochsenleber, und dergleichen.

Auf großen Seen und Strömen bedienet man sich zum Fischfange der Zuggarne. Einige Fischer behalten einen Theil des Seiles am Zuggarn bey sich; andere ziehen es, und werfen es nach und nach ins Wasser; oder sie breiten das Netz gemeinschaftlich aus, trennen sich dann von einander, und machen gleichsam einen Bogen, und ziehen das Netz ohne Lärmen ans Ufer. Zuweilen folgen mehrere Rähne zum Fischen, wovon einige mit Legung und Ausbreitung des Netzes beschäftigt sind, andere hingegen ausser dem Netze mit Prügeln ins Wasser schlagen, und durch dieses Getöse verhindern, daß die bereits im Netz gefangenen Fische nicht über die von Pantoffelholz gemachte Einfassung des Zuggarns springen.

Von dem Vogelfang.

Der Vogelfang ist ein Stück der Jägerey, und es muß daher ein wohl gelernter Jäger damit geschickt umzugehen wissen. Es verstehen sich aber auch andere Leute, die sonst keinen Zeitvertreib kennen, oder sich auf eine nützliche Art nicht zu beschäftigen wissen, auf die Kunst, Vögel zu fangen; oft bringen sogar große Herren ihre Erholungsstunden auf dem Vogelheerde zu, wie solches unter andern auch der berühmte Kaiser, Heinrich der Finkler oder Vogler genannt, zu thun pflegte. Die Vögel, die im freyen Felde, im Walde, in Sümpfen und Teichen sich aufhalten, werden auf verschiedene Weise gefangen. Der Vogelsteller richtet an einem schicklichen Orte im freyen Felde oder im Gehölze einen Vogelheerd (Lockheerd) an, so daß die Vögel von allen Seiten frey anfallen, ihn aber in der dabey stehenden Hütte nicht sehen können. Dann spannet er das Netz (Vogelgarn) an Stangen aus, und streuet die Aß (Lockspeise) auf den Vogelheerd. Um nun die fremden vorüber ziehenden Vögel herbey zu locken, bedienet er sich entweder der Lockspeise oder der Lockvögel, die theils in Käfige eingesperret und bey dem Vogelheerde hingestellt oder an Bäume angehängt sind, theils aber auch frey auf dem Vogelheerde herum laufen, aber dabey mit dünnen Schnüren an den Füßen angebunden sind, an welchen der Vogelsteller nach Belieben ziehen, und dadurch machen kann, daß sie von Zeit zu Zeit aufflattern.

Sobald Vögel auf die Aß fallen, ziehet der Finkler das Netz zu, so daß sich beyde Wände desselben zusammen schlagen, und er die gefangenen Vögel nach Gefallen heraus nehmen kann. Sangvögeln schenkt er zum Theil das Leben, um sie an Liebhaber zu verkaufen; die übrigen werden erwürgt oder durch Eindrückung des Hirns getödtet. Alle sogenannte Halbvögel müssen das Leben lassen, und werden dann von reichen und vornehmen Leuten als Leckerbissen verspeist. Das Netz läßt sich aufspannen, so oft der Vogler Lust hat, und er streuet sodann frische Aß auf den Vogelheerd. Gewöhnlich ist es, daß der Jäger zum Vogelfang sich härterer Stricke oder Schlingen, die auch Dohnen heißen, bedient; das geschieht, wenn die Vogelbeere roth sind, um welche Zeit die Vögel zu streichen pflegen. Die Dohnen werden von schwarzen Pferdchaaren gemacht, und in zähe Weiden gesteckt, die sich gerne biegen lassen; beyde Enden spitzt man zu, und steckt sie alsdann oben und unten in die Bäume, und legt die Vogelbeere dabey. Wenn nun die Vögel davon fressen wollen, so fangen sie sich in den Dohnen, und erhängen sich selbst. Gemeintlich geschieht dieses zwischen zehn und elf Uhr des Vormittags, oder auch wenn es gelinde regnet. Viele solcher ausgesteckten Dohnen machen einen Schnaid aus, die oft durch eine große Strecke Waldes fort geführt wird. An dieser Schnaid thun die Füchse nicht selten großen Schaden, indem sie die gefangenen Vögel eher weg fressen, als der Jäger sie heraus genommen hat.

Man fangt auch Vögel mit gekrümmten Bogen (Sprinzen) oder mit dem Sprengel, worein man die Aß legt; ingleichen mit Schnüren und Schlingen, die an einen Reif befestigt sind; letzteres geschieht vorzüglich im Winter, wenn tiefer Schnee liegt; da wird der

Reif in den Schnee gebrückt, und innerhalb seines Umfangs Futter gestreuet, welches die kleinen Vögel fressen wollen, und sich in den weissen Schlingen selbst fangen.

Gleiche Dienste zum Vogelfange leisten Leimstangen und Leimruthen. Es läßt sich hierzu jede lange Stange, auch ein verdorrter Baum brauchen; in erstere werden kleine Sprossen oder Ruthen, die man mit Vogelleim bestreicht, gesteckt. Eine solche Leimstange setzt man in eine Hecke, und unweit davon stellet man ein Käuzlein, zu welchem sich kleine Vögel zu versammeln pflegen. Indem sie sich nun auf die Leimruthen setzen, verwickeln sie sich die Federn, daß sie entweder daran kleben bleiben, oder doch auf die Erde fallen, und nicht mehr davon fliegen können; worauf sie der Vogler mit leichter Mühe in seine Gewalt bekommt.

Der Vogelfsteller bedienet sich auch des Klobens zum Vogelfang, welchen er durch eine Oeffnung der Vogelhütte steckt, auf dem untern Theile mit Aß bestreuet, und dann, wenn Vögel darauf fallen, den obern Theil zusallen läßt, da sie denn ihre Näscheren mit dem Leben büßen.

Der bekannte Weisefasten oder Weisefschlag dienet auch dazu, Vögel einzeln zu fangen; man streuet Futter darein, und setzt ihn an einen erhabenen Ort, oft auch auf die Erde, nachdem die Jahreszeit ist. Bey der geringsten Erschütterung desselben, die der hinein fliegende Vogel macht, fällt der offene Deckel zu, und der Vogel ist gefangen.

Im Spätjahre (denn zur Zeit, da die Vögel nisten, ist der Vogelfang nach Waidmannsrecht verboten) werden Lerchen und Finken auf freyem Felde mit besondern Garnen hundert und tausendweis in manchen Gegenden gefangen. Man hängt auch Garne in Weinberge zur Zeit, wenn die Trauben reifen, um Feldhüner und Wachteln zu fangen.

Viele Strichvögel z. B. Krammetsvögel und Schnepfen werden geschossen. So werden auch Hüner- und Wasserhunde abgerichtet, um Wachteln, Rebhüner, wilde Enten und Gänse, Trappen u. dgl. zu schießen; worauf die Jäger solche wilde Vögel mit Bequemlichkeit schießen können. Verschiedene Stoßvögel, die zu dem Habichtgeschlecht gehören, läßt man durch Falkeniere gewöhnen, auf größere Vögel Jagd zu machen; sie stoßen besonders auf Keiger, welche sie durch allerhand Wendungen im Fluge dergestalt zu packen wissen, daß sie solche endlich zu Boden werfen, und in die Hände der Menschen liefern. Dieses ist die berühmte Keigerbeize, die ein Lieblingsvergnügen mancher Fürsten ist; aber auch großen Aufwand erfordert, und ihre Liebhaber oft in große Gefahr bringt.

Die
ie-
gen
in
er-
ge-
hr

ne
nn
e-

;
,
e-

o-
n-
e-

b
it
n
f
e
e-
e-



Welleran del.

Ch. Hart delinuit

N^{ro}. 22.

Die Jagd	venatus, us, m.	la caccia	la chasse	the chace (tschähs)
1 der Jäger	venator, oris, m.	il cacciatore	le chasseur	the hunter (hunner)
das Wild	fera.	le fiere	les bêtes	the deers (dihrs)
2 der Spürhund	canis sagax.	il bracco	le limier	the lime-hound (leim- haund)
3 der Windhund	vertagus, i, m.	il veltro, levriere	le levrier	the grey-hound (grh- haund)
das Wildbret	ferina, æ, f.	la selvacina	le gibier, la venaison	the game (gähm)

B o n d e r J a g d.

Durch die Jagd versteht man die Kunst, durch eine geschickte Uebung den wilden Thieren und Vögeln entweder mit Gewalt oder mit List nachzustellen, und dieselben zu fangen oder zu fällen.

Die Jagd ist eine eben so nöthige als nützliche Uebung, weil dadurch nicht nur ein Land oder eine Gegend von reißenden und schädlichen Thieren befreuet und gesäubert, das übrige Wild aber an Hirschen, Rehen, Schweinen, Hasen und Federwildbret zu gehöriger Zeit zu Nutzen gebracht wird; sondern sie ist auch, weil man auf derselben das Gewehr zu Pferde und zu Fuß fertig und geschickt zu gebrauchen, Hunger und Durst, Arbeit und Mühe, Hitze und Frost, Regen und Ungewitter, Wachen und andere Fatiguen ausstehen lernt, eine mächtige Stärkung und Abhärtung der Leibeskräfte und Geschicklichkeit.

Sie ist auch eine löbliche Uebung, wenn sie in ihren ordentlichen Schranken bleibt, und der rechte Gebrauch derselben nicht überschritten, sondern, wie in allen andern Sachen, also auch hierin richtige Ordnung und Maß gehalten wird. Doch ist, wegen allerley übeln Folgen und Versäumnis in andern noch nöthigern und nützlichen Wirthschaftsgeschäften, die Ausübung und Belustigung damit, für sich selbst, andern insonderheit gemeinen Leuten nicht zu verstatten. Denn also betrachtet, wird sie eine in der Polizey schädliche Sache. Ja, der Mißbrauch der Jagd bey Großen und Vornehmen, zieht ebenfalls sehr großes Uebel in der Landwirthschaft nach sich. Die vielen Jagddienste (Jagdfrohnen) und Jagdfolgen; die unbarmherzige Behandlung, welche die armen Leute von der Jägerrey erdulden müssen; die vielfältige Bedrückung, welche öfters damit für den armen Landmann sonst verknüpft ist; der Verlust der Gesundheit seines Leibes; die Versäumnis in seiner Feld- und Hausarbeit; das zur bloßen Lust gewöhnliche überflüssige Jagen des Wildes, und der daraus entstehende Wildfraß, und die Verwüstung der Felder und Gärten, dabey man doch selten den armen Leuten an Steuern und Abgaben etwas erläßt, u. s. w. alles dieses macht die Jagd, wenn man nicht vernünftig damit verfährt, schädlich. Und so angenehm dieselbe auch ist, so bringt sie doch, wosfern man nicht mit einer vernünftigen Mäßigung damit umgeht, auch bey Höfen schlechten Nutzen ein, ja sie nimmt vielmehr ein Großes von andern Einkünften weg.

Es wird die Jagd gemeinlich in die hohe und niedere Jagd unterschieden. Der hohen Jagd werden die Hirsche, wilden Schweine, Bären, Rehe, Trappen, Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner, Schräne und Fasanen bezehlet; zur niedern Jagd aber die Hasen, Füchse, Dachse, wilde Kagen, Rebhühner, Schnepfen, wilde Gänse und Aenten, Taucher und dergleichen Wasservögel, Lerchen und andere kleine Vögel gerechnet; wiewohl an etlichen Orten die Mitteljagd, d. i. diejenige Art der Jagd oder Jagdgerechtigkeit, welche das Mittel zwischen der hohen und niedern Jagd hält, dazu Rehe und Frischlinge gehören, in Uebung ist.

Ohne tüchtige Hunde kann kein Jäger viel ausrichten. Die vornehmsten sind:

- 1) Der Leithund, den der Jäger an einem Riemen an seinem Leibgehäng führt, um das Wild aufzuspüren, und dadurch auf dessen Fährte zu kommen.
- 2) Der Spürhund. Dieser gehet frey dem Wilde nach, das er zuerst aufgespüret hat.
- 3) Der Windhund oder das Windspiel. Man braucht ihn bloß Hasen und Füchse zu jagen.

4) Der Schweißhund. Er folget dem angeschossenen Wilde nach, um es entweder nochmal's vor den Jäger zum Schuß zu bringen, oder ihm den Ort, wo es gefallen ist, anzuzeigen.

5) Der Zühnerhund (Wachtelhund). Er suchet allerhand Vögel auf, und stellet sich vor ihnen, damit sie der Jäger schießen könne.

Wenn das Wild in Menge geschossen, oder eine Jagd gehalten werden soll, so geschieht solches durch Aufjagen des Wildes im Walde und im freyen Felde; wobey der Jäger mit seinen Burschen und Schützen die gehörige Anordnung macht, und einen Kreis schliessen läßt, in welchem das Wild beym Treibjagen hinein getrieben und erlegt wird. Diese Art ist bey Hasenjagden gewöhnlich; mitunter findet sich auch zuweilen ein Fuchs, Rehe u. s. w. Viele Hasen haben hiebey Gelegenheit zu entwischen.

Eine feyerliche Jagd wird nur auf Befehl eines Fürsten veranstaltet. Man umstellt alsdann einen Wald mit Jägernezen oder Wildgarnen, die nach der hohen und niedern Jagd eingerichtet sind, und mit Sabeln aufgestellt, auch hie und da in der Erde mit Pfählen befestigt werden. Hierauf wird das Wild eines gewissen Bezirks durch die Treiber in das Netz gejagt, und sorgfältig bewacht, daß es nicht vor dem Tage des Abschießens wieder durch breche, und die fürstliche Lust vereitelt werde.

In dem Orte, wo das Abschießen gehalten werden soll, wird ein Schirm oder Jagdhaus errichtet, aus welchem ein Fürst mit seinen Hofleuten das vorgejagte Wild erlegt. Die Büchsenpanner müssen das nöthige Gewehr laden, behändigen und wieder abnehmen. Bey Schweinsjagden bedient man sich auch des Jagdspießes oder der Schweinsfeder, um wilde Schweine dadurch zu fällen. Indem der Jäger auf das Schwein los geht und Hollaruft, rennt es auf ihn sehr schnell los, und stößt sich den Spieß in den Leib, wo es sodann mit dem Hirschfänger vollends erlegt wird.

Während dem Abschießen prellt das Wild oft gegen das aufgestellte Netz oder Tuch, um Löcher hinein zu reißen, und dadurch zu entwischen; dieß wird durch die dahinter stehende Jäger und Treiber verhindert. Hat der Fürst seine Lust mit dem Abschießen gebüßt, so wird das Garn wieder aufgemacht, und das noch vorhandene Wild wieder in den Wald gelassen. Der Oberjägermeister mit seinen Wildmeistern, Jägern und Burschen bringt das Jagdgeräthe wieder in Ordnung, und ertheilt Befehle zur Ueberlieferung des Wildes in die fürstliche Küche, u. s. f.

Zum Fang der Wölfe macht man Gruben, worein man sie ludert, und alstann, weil sie aus der Tiefe nicht heraus springen können, todt schlägt oder erschießt. Füchse, Marder und andere Thiere, die den Hühner- und Gänseställen gefährlich sind, werden in Schlagsen gefangen, und hierauf getödtet.

Die gefährlichste und grausamste Art das Wild zu tödten, ist die Parforze = Jagd, wo man einem Hirsche oder Rehe, oder auch einem wilden Schweine auf einem besondern Wege so lange zu Pferde nach jagt, bis das Wild aus Mattigkeit fällt. Das Fleisch eines solchen zu todt gehezten Wildes ist nicht zu gebrauchen; sogar die Hunde mögen es nicht fressen.

Ein Land ist unglücklich, wenn bey seinem Fürsten die Jagd zur Leidenschaft wird; man nimmt alsdann den Unterthanen das Brot, und wirft es vor die Hunde. Anderer Bedrückungen, die dabey vorkommen, nicht zu gedenken. Wilddiebe sind als eine Pest der Jagd verschrien; man hat oft die Strafe der Wilddieberey bis zur Grausamkeit übertrieben.

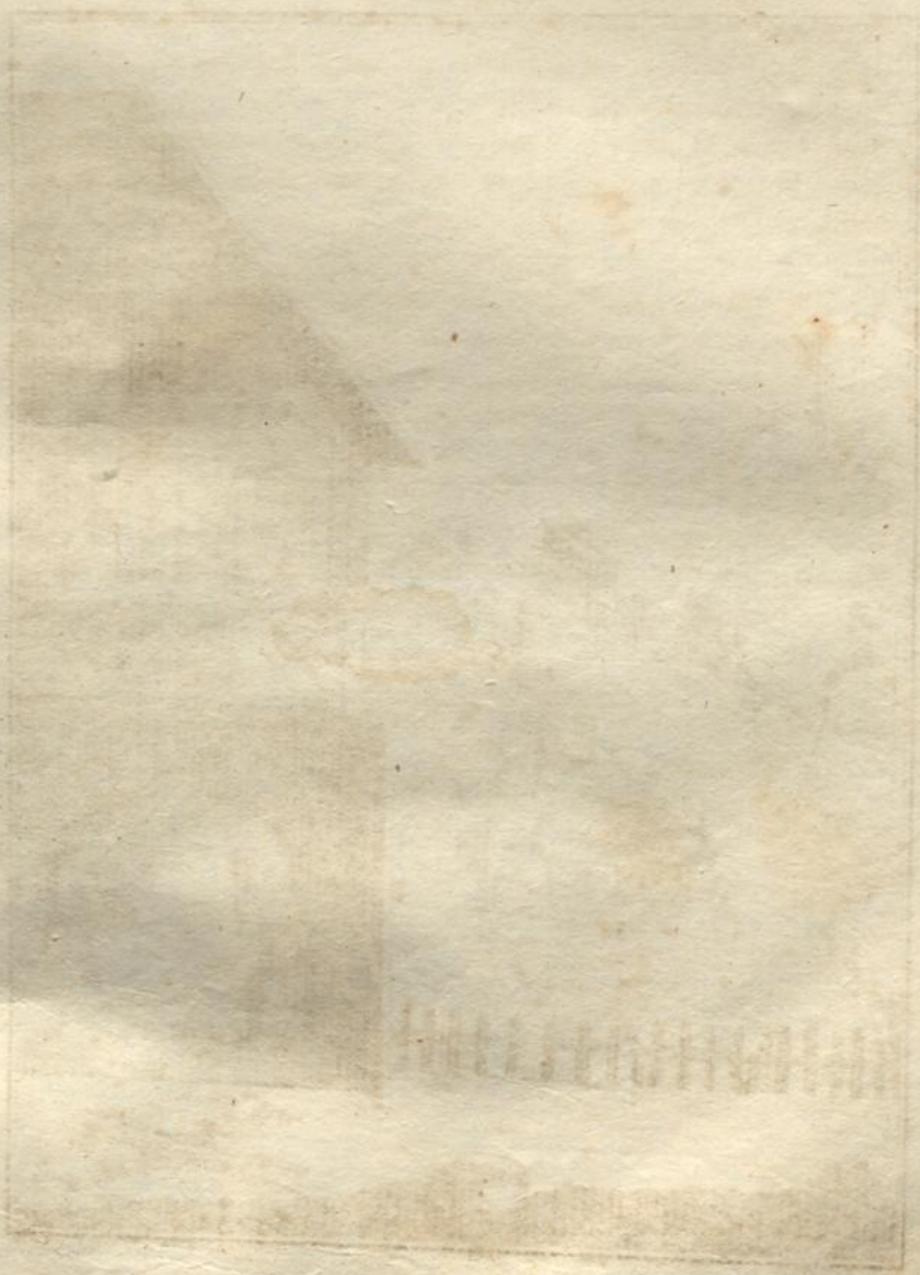
Gute Regenten verhüten durch Einzäunungen der Wälder, daß die Felder der Unterthanen durch das Wild nicht verwüstet, und doch ihre Kühen mit dem nöthigen Wildbret versehen werden. Dergleichen wohlthätige Anstalten verdankt Oesterreich noch seiner unsterblichen Maria Theresia.

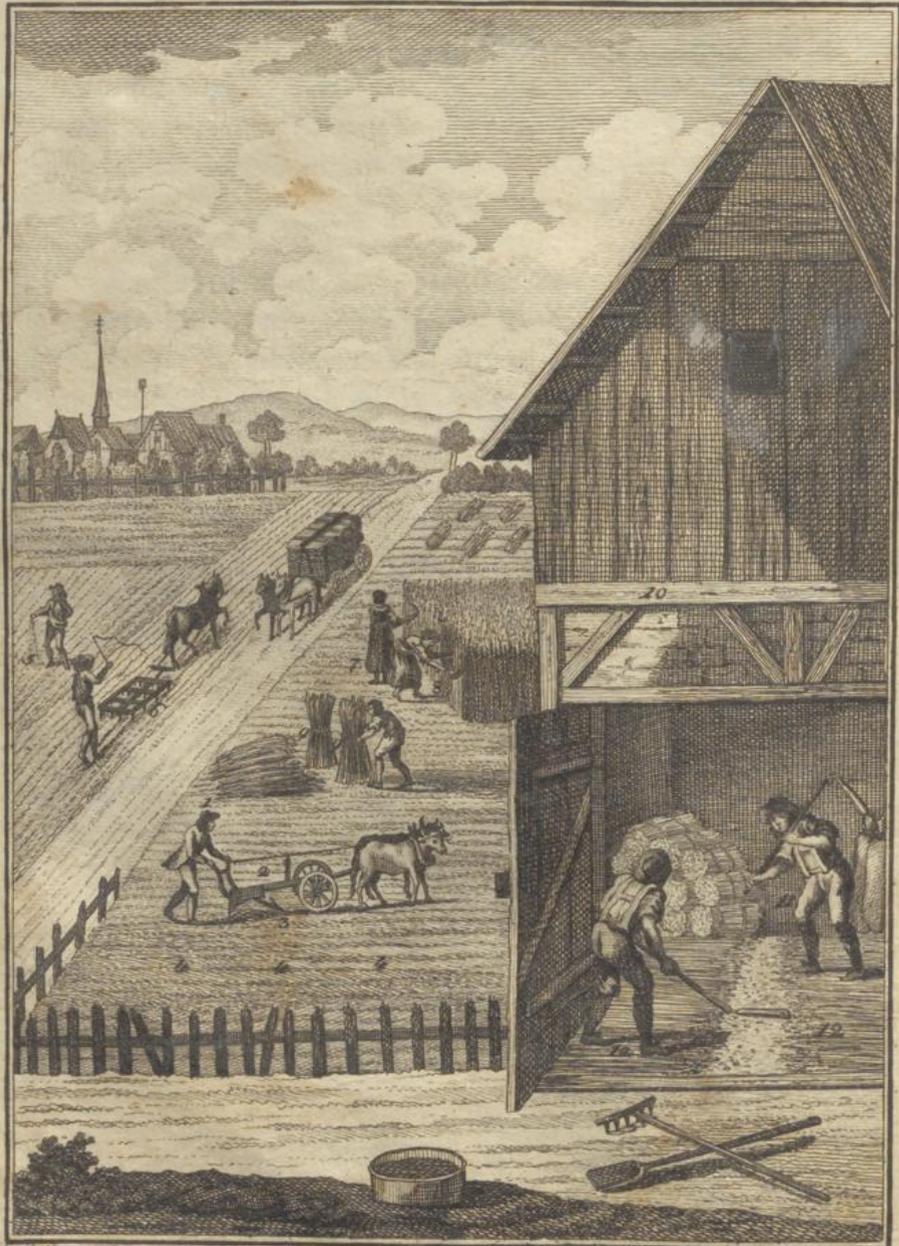
mn,
ise,
in

gd,
ren
nes
icht

bd;
erer
der
er-

ter-
ret
rh-





Sollner. del.

U. Kohl. sculp.

N^{ro}. 23.

Der Acker = oder Feldbau	agricultura, z.	<i>l'agricoltura</i>	<i>l'agriculture</i>	<i>the hus-bandry</i> (<i>huff</i> <i>bandri</i>)
1 der Ackermann	arator, oris, m.	<i>l'agricoltore</i>	<i>le laboureur</i>	<i>the husbandman</i> (<i>huff</i> <i>bandmänn</i>)
2 der Pflug	aratrum, tri.	<i>l'aratro</i>	<i>la charrue</i>	<i>the plough</i> (<i>plaub</i>)
3 die Pflugschaar	vomer, is, m.	<i>il vomero</i>	<i>le soc</i>	<i>the ploughshare</i> (<i>plaub</i> <i>schär</i>)
4 die Furche	fulcus, ci, m.	<i>il solcho</i>	<i>leillon</i>	<i>the furrow</i> (<i>furro</i>)
5 der Same, die Saat	femen, inis, n.	<i>la semenza</i>	<i>la semence</i>	<i>the seed</i> (<i>sht</i>)
6 die Ege	occa, z.	<i>l'erpica</i>	<i>la herse</i>	<i>the harrow</i> (<i>harro</i>)
7 der Schnitter	mesor, oris, m.	<i>il mietitore</i>	<i>le moisson-</i> <i>neur</i>	<i>the reaper</i> (<i>rih'pr</i>)
8 die Sichel	falc messoria,	<i>la falcezza</i>	<i>la faucille</i>	<i>the scie</i> (<i>sichl</i>)
9 die Garbe	merges, itis, f.	<i>il balzello</i>	<i>la gerbe</i>	<i>the sheaf</i> (<i>shiff</i>)
10 die Scheune	horreum, ei.	<i>il granaro</i>	<i>la grange</i>	<i>the barn</i> (<i>bäbrn</i>)
11 der Drescher.	tritior, oris.	<i>il feugnatore</i>	<i>le butteur</i>	<i>the trascher</i> (<i>thrásh'r</i>)
12 das Stroh	stramen, inis.	<i>la paglia</i>	<i>de blés</i> <i>la paille</i>	<i>the straw</i> (<i>stroh</i>)

V o n d e m A c k e r b a u .

Mit dem Acker- oder Feldbau haben sich die Menschen von jeher beschäftigt. Er ist als die sicherste Grundstüze eines Landes zu betrachten; und bey allgemeiner Vernachlässigung desselben würde das Menschengeschlecht entweder bald aussterben oder verwildern, und sich gleich den Thieren von Wurzeln, Kräutern und Baumsrüchten nähren, oder von Thieren auf dem Lande und im Wasser leben müssen. Für gesittete Völker ist demnach der Ackerbau unentbehrlich. Man muß sich wundern, daß der Mensch so viele Mühe anwendet, um aus der Erde sich seine Nahrung und Kleidung zu verschaffen; aber diese Mühe wird auch durch große Vortheile reichlich versüßt.

„Unter allen Beschäftigungen, wovon man Nutzen zieht, gibt es keine vortrefflichere, angenehmere, und einem freyen Menschen anständigere, als den Ackerbau; es gibt auch keine, die einen rechtmässigen Gewinn gewährt. Sie setzt niemanden dem Noth aus; sie
V. B.

verhütet die unordentlichen Begierden. Die Wahrheit dieser Lobeserhebung, welche Cicero von dem Ackerbau macht, scheint niemahls besser eingesehen worden zu seyn, als heut zu Tage; und wie könnte man Bedenken tragen, derjenigen den Vorzug vor allen übrigen Künsten einzuräumen, welche die ersten Materien, und die Nahrung für die Künstler, für alle den Unterhalt, die Nahrungsmittel, die Bekleidung, die Feuerung, die Wohnung, die Arzneymittel und Annehmlichkeiten, liefert; einer Kunst, welche den stärksten Einfluß auf die guten Sitten und auf die Religion hat? indem dieselbe, da sie den Landleuten Beschäftigungen gibt, welche sich nicht aussetzen lassen, jener Menge von Lastern vorbeugt, welche aus dem Müßiggange entspringen; indem sie die Beyspiele der Pracht und Verschwendung von ihren Wohnungen entfernt, sie bey der Einfachheit der Sitten erhält; und indem sie ihnen die beständigen Wunder der Vorsehung vor Augen legt, sie mit den lebhaftesten Empfindungen der Liebe, der Gottseligkeit und der Dankbarkeit erfüllt.

Leute, die sich mit dem Ackerbau abgeben, heißen Bauern oder Ackerleute. Die größte Ehre wird diesem Stande in Sina erwiesen, wo der Kaiser selbst jährlich unter großen Feyerlichkeiten die erste Furche mit dem Pfluge ziehet, und in eigener Person auch die erste Aussaat verrichtet. In Europa genießt der Bauernstand in Schweden vorzügliche Ehre, wo er einen besondern Reichthum ausmacht, und wo auch König Gustav der III. einen eigenen Orden, nämlich den Wasaorden, zur Beförderung und Aufnahme des Ackerbaues gestiftet hat.

Das vornehmste Werkzeug, dessen sich der fleißige Bauer zur Bearbeitung des Feldes bedienet, ist der Pflug, eine künstliche und sehr nützliche Erfindung. Vor den Pflug spannet der Ackermann Pferde oder Ochsen; im Nothfalle auch Kühe, und zerschneidet dadurch die Erde, um sie allmählig zur Saat vorzubereiten. Beym Pflügen hält er mit der Linken die Pflugsterze, und mit der Rechten die Reute, wodurch er die Erdschollen auf die Seite schiebet und klein stößt. Mit der Pflugschaar und dem Pflugeisen pflüget er den Acker, und machet Furchen. Er muß wissen, ob er tief oder seicht pflügen soll, und daher die Natur des Bodens wohl kennen und zu beurtheilen verstehen. In feuchten oder nassen Gegenden macht er überzwerch Wasserfurchen, damit das Wasser nicht auf dem Acker stehen bleibe, sondern ohne Nachtheil der Saat bequem ablaufe.

Die Fruchtbarkeit des Feldes wird durch den Dünger (Mist) vermehrt, auch das schlechteste Feld dadurch verbessert: dieser wird zu gehöriger Zeit auf den Acker geführt, ausgebreitet oder zerstreuet, und beym Pflügen untergeackert. Ist der Acker gepflügt, so wird der Same darauf gesät, und mit der Ege eingeegget. Mancher Acker wird mit Korn, Weizen, Gerste, Dinkel, Haber, Erbsen, Wicken, Linsen u. s. w. besät, je nachdem

es der Boden verträgt, oder der Ackermann seinen Vortheil dabey zu finden glaubt. Oft wird auch mit den Getraidearten abgewechselt, oder manche Art mit der andern zugleich gesät, welches Gemäng heißt. Das Getraide ist entweder Winter- oder Sommerfrucht. Jenes sät man im Herbst, und ärtet es im Sommer darauf ein; dieses wird im Frühlinge gesät, und im nächst folgenden Sommer eingekernt. Zur Winterfrucht rechnet man Winterkorn (Winterroggen), Winterweizen, Wintergerste und Dinkel; zur Sommerfrucht aber Sommerkorn, Sommerweizen, Sommergerste, Hafer, Buchweizen, Hirse und alle Hülsenfrüchte.

Bei der Ausfaat nimmt der Ackermann den Samen gewöhnlich aus einem umhängenden Sacke oder Säetuche, eine Hand voll nach der andern, und streuet ihn mit abgemessenen Schritten nach einem gewissen Takte gleich vertheilt auf den Acker; an manchen Orten bedient man sich hiezu auch gewisser Maschinen, um den Saamen aller Orten in gleicher Menge hinzubringen. Der ausgestreute Same bleibt sodann in der Erde liegen, bis er aufkeimet, sößet und Frucht bringt.

Ist die Saat reif, so schlägt der Schnitter die Sichel an, und schneidet damit das zeitige Getraide ab, legt es in Hampeln, um das darunter befindliche Gras vertrocknen zu machen, und bedient sich der Strohseile, Garben zu binden. Diese werden auf Haufen gesetzt, hierauf auf den Wagen geladen und in die Scheune eingeführt. Das ausgefallene Getraide kommt den Vögeln des Himmels, den Feldmäusen und andern Thieren zu gut; die liegen bleibende Aehren werden von armen Leuten gesammelt; die Stoppeln nach der Aernthe untergeackert, und als eine Art des Düngers auf den Aekern gebraucht. Oft bauet man noch, wenn das Feld nach der Aernthe gleich umgerissen wird, Stoppelrüben, Wicken und anders Futter für das Rindvieh. In den Scheunen läßt man das Getraide so lange liegen, bis es kalt wird; gemeiniglich aber wird von dem neu eingekernteten Getraide das Samengetraide bald ausgedroschen.

Das eingebrachte Getraide wird am vortheilhaftesten im Winter auf der Scheunrenne mit Dreschflegeln nach einem gewissen Takte ausgedroschen; dieser muß darum beobachtet werden, weil sonst ein Flegel den andern hindern, oder ein Drescher den andern damit auf den Kopf treffen, und das Ausdreschen des Getraides ohne Beobachtung dieses Taktes nicht so geschwind gefördert werden würde. Das Stroh der ausgedroschenen Garben wird zusammen gerafft, und in Bunde (Schüte) gebunden, sodann in der Haushaltung zum Unterstreuen des Viehes oder auch zu Häckerling klein geschnitten und mit unter das Futter gemengt; Hafer- und Gerstenstroh ist das Winterfutter für das Rindvieh. An vielen Orten deckt man auch die Dächer der Bauernhäuser mit Stroh.

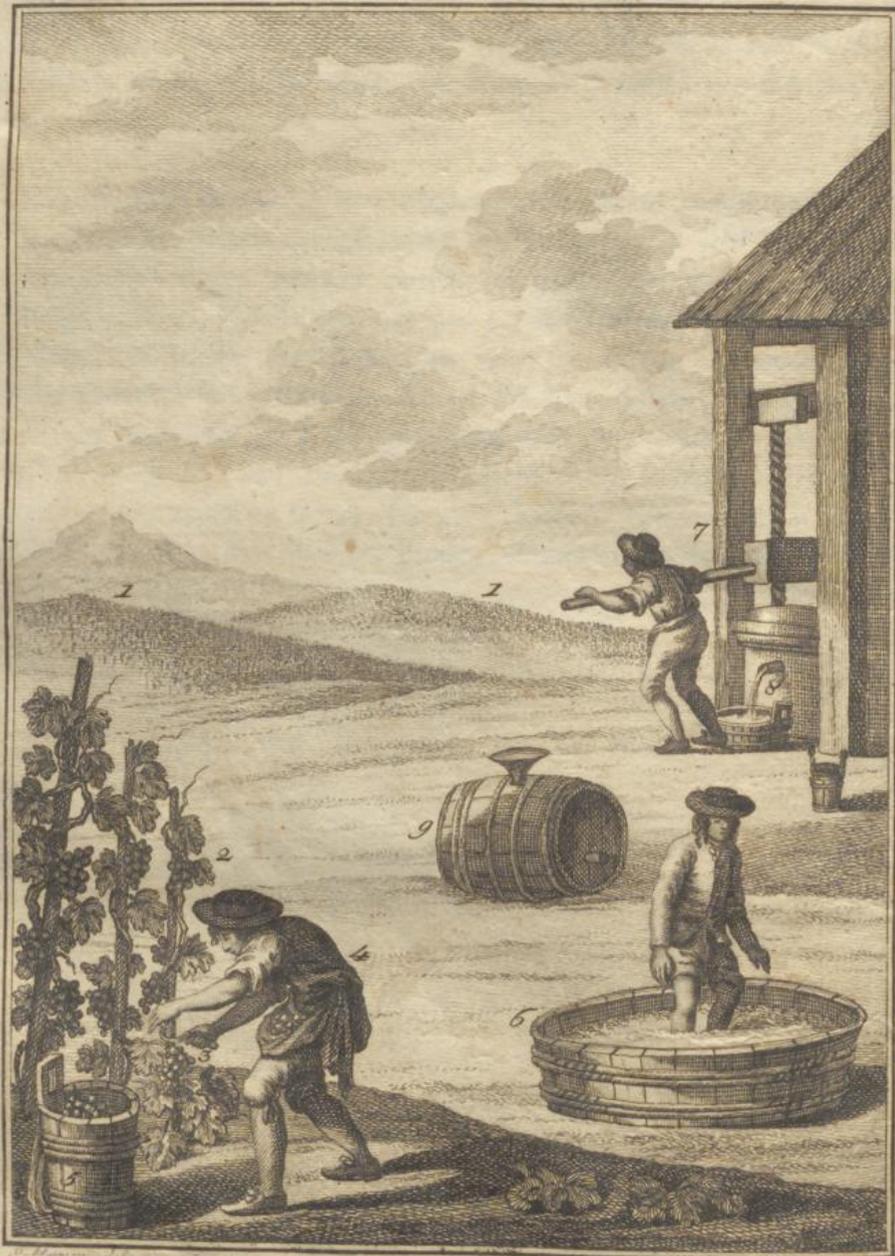
Das ausgebrochene Getraide wird mit der Wurffschafel geworfelt, um Staub und Streu davon abzufondern; zu noch mehrerer Reinigung wird es gesiebt, im Scheffel gemessen und gesackt, oder auf Kornböden, die luftig und trocken seyn müssen, aufgeschüttet und daselbst fleißig gewendet, damit es keinen bösen Dunst annehme, (nicht mürbig werde) und es weder der schwarze noch der weiße Wurm verderbe. In einigen Ländern schüttet man das Getraide in Gruben unter der Erde, und bewahret es daselbst zum Gebrauch auf künftige Zeiten auf.

Kluge Regenten errichten in ihren Ländern Vorrathshäuser oder Getraidemagazine, um ihren Unterthanen im Nothfall bey Mißwachs und Theuerung das Nöthige um einen geringen Preis oder umsonst aus denselben abreichen zu lassen, oder auch dem Kornwucher dadurch Einhalt zu thun. In England hat man auf die Ausfuhr des Getraides eine Belohnung gesetzt, und dadurch den Ackerbau zu einer sehr großen Vollkommenheit gebracht. Man findet überhaupt in der Geschichte, und die Erfahrung bestätigt es, daß die Kornländer reicher sind als Weinländer, und daß der Ackerbau weit einträglicher sey als der Weinbau, obgleich dieser mehr Personen, als jener, beschäftigt. Die Europäischen Länder, die das Getraide bauen und ausführen können, sind ausser England, das den größten Ueberfluß daran hat, Liefland, Polen und Lithauen, Preussen, Deutschland, Dänemark und Sicilien.

und
nes-
und
und
nan
inf-

um
rin-
da-
loh-
acht.
nder
au,
das
dar-





W. Meyer del.

V. Wald sculp.

N^{ro}. 24.

Die Weinlese	vindemia, z.	la vendemia	la vendange	the vintage (vinntadsch)
1 der Weinberg, Wein- garten	vinea, z.	la vigna	la vigne	the vine (vein)
2 der Weinstock	vitis, is, f.	il vito	le cep de vigne	the stock of the vine
3 die Weintraube	botrus, i, m.	il grappo	la grappe de raisin	the bunch of grapes (buntsch aff gräpfs)
4 der Winger	vinitor, oris, m.	il vindemiatore	le vend- geur	the vintager (vintadschr)
5 die Weinbutte	trimodium, ii.	la brenta	la hotte	the dorser (doffen)
6 die Weinkufe	lacus, us.	il tino	la cuve	the tub (tobb)
7 die Weinpresse, Kelter	torcular, is, n.	il torchio	le pressoir	the press (press)
8 der Most	mustum, i.	il mosto	le mout	the must (most)
9 das Weinfäß	dolium, il.	il botto	le tonneau	the tun (tonn)
der Wein	vinum, i.	il vino	le vin	the wine (wein)

V o n d e r W e i n l e s e .

Der Weinbau ist ein Stück der Landwirthschaft, wobey mehr Menschen als bey dem Ackerbaue beschäftigt werden. Es fordert aber der Weinbau viele Mühe und Arbeit, die nicht immer lohnt; denn ein einziger Nachtfrost im Frühjahr kann die künftige Weinlese verderben oder vernichten. Der Weinstock kann in der Wollé, in der Blüthe, und nach deren Vollendung noch erfrieren. Er leidet auch oft von Käfern, von der langwierigen Mäße, den Rebensstechern und andern Insekten.

Es ist ausgemacht, daß der Weinstock so wie die meisten andern Feld- und Gartensfrüchte aus Asien nach Europa gebracht, und nun in den Ländern des nördlichen gemäßigten Erdstrichs mit gutem Erfolge fortgepflanzt worden ist.

Wenn ein Stück Feldes zu einem Weinberge oder Weingarten angelegt werden soll, so wählet man dazu, wo es seyn kann, einen gegen Mittag liegenden abhängigen Ort, wenigstens eine solche Gegend, die die meiste Zeit des Tages hindurch von der Sonne beschienen werden kann. Man pflügt erstlich das Feld, oder umgräbt und behackt es, wo man der Anhöhe wegen mit dem Pfluge nicht beykommen kann; dann wird es gedüngt, und man setzt Zeichen von kleinen zugespitzten Pfählen in gehöriger Ordnung und Entfernung ein. Hierauf macht man Gräben oder Löcher, leget die Fehser oder Schnittlinge (rauhe Holz) ein, und deckt sie mit Erde zu. Nun läßt man sie so lange wachsen, bis sie aus der Erde mit dem Laube hervor ragen, und behackt sie wieder ganz sachte, damit das Erdreich um sie herum stets locker erhalten werde. In etlichen Jahren erreichen sie eine solche Größe, daß man sie an Pfähle anbinden, und Trauben von ihnen ablesen kann.

Ganz anders werden schon angelegte Weinberge behandelt. Man ziehet nämlich die Weinstöcke, die nach geendigter Weinlese gedeckt, d. i. zum Schutze gegen die Winterkälte mit Erde überschüttet worden sind, im Frühlinge aus der Erde hervor, oder schüttet sie aus, schneidet sie, d. i. es werden die überflüssigen Augen, die zu viele Neben treiben würden, weggenommen, um die bleibenden stärker zu machen, man behackt sie rings um die Wurzel, so wie hierauf den ganzen Weinberg, wenn vorher der Dünger eingemacht oder Erde hinein getragen worden ist. Am besten schaft man den Dünger oder die Erde vor Winters in die Weinberge. Der Dünger treibt Trauben, die Erde Holz; d. i. starke Neben. Man kann auch zu eben der Zeit ausbüßen, d. i. Fehser oder Schnittlinge einlegen, wo Weinstöcke verdorben sind, und sie die heilsame Winterfeuchtigkeit genießen lassen. Im Frühjahr trägt man gemeinlich die Fußerde, die entweder an die untersten Reihen Weinstöcke gestößt oder herunter gearbeitet ist. Bey eintretender Frühlingswärme regt sich der Weinstock, er thränt, d. i. der Saft rinnet aus den Spitzten der geschnittenen Neben, er schiebt, d. i. er gewinnt Augen und Blätter. Nach dem Schneiden werden die Neben gelesen, in Büschel gebunden und zur Feuerung benützt. Darauf wird der Weinberg mit einem Karste gehackt, aufgebüschet, d. i. man bindet die Neben eines jeden Weinstocks mit Stroh zusammen, es werden Pfähle gezetelt und geschlagen, und nieder gezogen, d. i. die Neben mit dünnen Weiden an die Pfähle angebunden.

Nachher, wenn die Blüthe um Johannistag vorbey ist, wird der Weinberg gebracht, um ihn von dem Unkraute zu reinigen; endlich bindet man die neuen Nebenschüsse wieder mit Stroh an, zwickt die zu hohen Neben ab, und bracht ihn zum letzten Mahl. Nun überläßt man ihn seinem fernern Wachsthum und der Witterung, bis die reifen Trauben gelesen werden können.

Man schneidet nämlich zur Zeit der Weinlese die Trauben von den Reben mittelst gekrümmter Messer oder Hippen ab, sammelt sie in Bellen, schüttet sie in Butten zusammen, und trägt sie in das Beerfaß oder Kufe. In einigen Orten tritt man sie mit Füßen zusammen, an andern stampft man sie, und an noch andern schlägt man mit einem hölzernen Dreuzacken die Beere von den Rämmen, und schöpft den heraus gequollenen Saft oder Most in kleine Fässer ab. Diese sowohl als die Beere werden nach Haus gefahren, jene im Keller in größere ausgeleert, diese aber auf die Kelter geschüttet und gepreßt. Der Saft, der von selbst aus der Kelter fließt, heißt wie der abgeschöpfte Most, Vorlauf, und ist der beste und geistreichste. Er fließt in die untergeschte Mostkufe, und wird Butten weiß in den Keller getragen und in Fässer gefüllt.

Nach geendigter Weinlese werden die Weinstöcke aufgeschnitten, die Pfähle gezogen und auf Haufen geschlichtet, und die Stöcke gedeckt.

Der helle süße Most wird auch zum Einmachen mancher Früchte abgefotten, da er sich denn mehrere Jahre gut hält. Man preßt so lange, bis kein Saft mehr kommt. Was übrig bleibt, heißt Träber, über welche man entweder Wasser gießt, sie gähren läßt, nochmal präßt, und daraus einen geringen Trank macht, den man Trinkwein (Leuern) heißt, oder aus welchen man Brantwein brennt, oder die man zur Viehfütterung verbraucht. Der junge Most muß erst in den Fässern gähren, ehe man sie zuspünden darf; in guten Jahren sind die Ausdünstungen bey der Gährung des Mostes in den Kellern so stark, daß man kein brennendes Licht darin frey erhalten kann, und Menschen davon betäubt werden, wohl auch in eine Art der Ohnmacht hin sinken. Im ersten Anfange der Gährung erhält der Most einen lieblichen, aber pikanten Geschmack, den viele Leute gerne trinken. Bey völliger Gährung ist das Trinken des Mostes ungesund und berauscht leichtlich.

Nach überstandener Gährung wird der Most entweder frisch getrunken, oder liegen gelassen; dann heißt er Wein, der in den ersten Jahren fleißig abgelassen, d. i. in andere Fässer gefüllet werden muß, um ihn von den Hefen zu reinigen. Aus den Hefen wird ein starker Brantwein gemacht, den man Hefenbrantwein nennet; man kann aber auch die Hefen auspressen, und dem Weine dadurch besondere Güte und Feuer verschaffen.

An die Weinfässer setzt sich durch die Länge der Zeit inwendig ein steinartiges Wesen an, das man Weinstein nennt, und häufig in den Apotheken braucht. Abgelassene Fässer werden durch den Böttner (Fassbinder) gereinigt, und mit Schwefel eingebrennt; sonst werden sie sinkend.

Dem Weine nimmt man durch Hausenblasen auf eine unschädliche Weise sein wildes Feuer; und wer mit der schönen natürlichen Goldfarbe des Weins, die er durch öfteres Ablassen erhält, nicht zufrieden ist, färbet den Wein mit gebranntem Zucker; und an solche geschmierte Weine haben sich hauptsächlich die Sachsen gewöhnt; es gehen aber auch bey dem Weine durch gewissenlose Leute allerhand Verfälschungen vor, die der Gesundheit nachtheilig, oft tödtlich sind; und daher bey gemachter Entdeckung scharf bestraft werden.

Mit dem Weinhandel gewinnt Frankreich jährlich viele Millionen; der Kapwein, vom Gebirge der guten Hoffnung, ist der theuerste und vornehmste. Deutschland bauet auch viele Weine; es sind darunter der Rhein = Mosler = und Frankenwein die bekanntesten. Der Frankenwein hält sich über hundert Jahre gut; die besten Sorten desselben sind: der Wertheimer der dem Gries und Stein im menschlichen Körper, und dem Zipperlein widerstehen soll; der Würzburger Stein- und Leistenwein, der von Kennern dem Tokayer gleich geschätzt wird; der Klingenberger, Sommeracher, Nordheimer u. s. w. die wie der Schweinsfurter, der seinen entschiedenen Werth hat, stark ins Hessische, ins Hennebergische, nach Thüringen, Ruhrsachsen, und so gar ins Brandenburgische verfahren werden. Der alte Oesterreicherwein wird an Güte dem Rheinweine gleich geachtet.

es
b=
ge=
em
g,
om
ie=
Der
rei=
ll;
rd;
fei=
br=
wein.

Nº 25.



Sillorer del.

U. Nohl sculpit.

N^{ro}. 25.

1 Das Zelt	tentorium, ii.	la tenda	la tente	the tent (tennt)
2 die Strohütte, das Banernhaus	tugurium, ii.	il tugurio	la cabane, chaumière	the cottage (Kattädtsch)
3 das Haus	domus, us, f.	la casa	la maison	the house (haus)
4 der Eingang	vestibulum, i.	il vestibolo	l'entrée	the entry (inntri)
5 die Thür	janua, æ.	la porta	la porte	the door (dohr)
6 die Thürangel	cardo, inls, m.	il ganghero	le gond	the hinge (hinndsch)
7 das Schloß	claustrum, i.	la serratura	la ferrure	the lock (laß)
8 der Riegel	peffulus, i, m.	il chiavistello	le verrou	the bolt (bohlt)
9 das Stockwerk	contignatio, onis, f.	il piano	l'etage	the story (stohri)
10 das Fenster	fenestra, æ.	la finestra	le fenêtre	the window (winndo)
11 das Gitter	clathrum, i.	i cancelli, la serrata	les treilles, la grille	the grat (gräbt)
12 der Balken, Laden	valva, æ.	il paravento	le volet	the shutter (schotter)
13 das Dach	teſum, i.	il tetto	le toit	the roof (ruh)
der Siegel	imbrex, icis.	l'embrico	le tuile	the tile (teil)
die Schindeln	ſcanduli.	le ſcandole	les bordeaux	the shingles (ſchinnſels)
14 der Schorstein (Rauchfang)	caminus, i. fumarium, ii.	il camino	la cheminée	the chimney (iſchimmi)

Von der Wohnung der Menschen.

Der Mensch, in dem ersten Zeitalter noch wenig bekannt mit seinen innern Kräften, bemerkte, daß die Thiere in einem und dem andern Falle, in Beziehung auf sich, einen Vorzug hätten. Einige hatten Höhlen, einige Gruben, einige Nester, einige andere natürliche Bedeckung, wodurch sie eine gemächliche Sicherheit wider allerley Zufälle, die sie treffen konnten, erhielten. Nur er, der Mensch, sahe sich entblößt, und ohne Sicherheit gegen die Zufälle. Er sieng an, einen Nachahmer der Thiere zu machen, suchte Höhlen auf, oder wenn keine gefunden wurden, Höhlen wie die Thiere auf eine ähnliche Art in die Erde auszuwühlen. Allein, auch in dieser Einrichtung empfand der Mensch allerhand unangenehme Erwartungen. Die Sicherheit ihres Körpers gegen die Witterung und wilden Thiere von verschiedenen Arten, war noch nicht die zustimmende und gewünschte.

Der leidende Gesundheitszustand, eine oft empfindliche Kälte und Dunkelheit in den Höhlen, der enge Raum zu einem gesellschaftlichen Leben, erregten neue Betrachtungen, um eine freyere Luft und Gegend zu genießen. Man versuchte Hütten von laubigen Nestern wider die Sonnenhitze, den Wind, den Regen, &c. zu verbinden. Auch diese Erfindung wollte nicht für alle Zeiten des Jahrlaufes gleiche Dienste leisten; die Blätter wurden weck, ließen Sonne, Regen, Wind und Stürme durchstreichen, und die Vorsicht, eine volle Sicherheit zu finden, zerfiel zu der Zeit, als es die Menschen am allernöthigsten hatten, und die strengen Witterungen eintraten; nämlich im Herbst und Winter, in ein fast gänzlich Nichts. Neben den äußern Empfindungen wurden nach und nach auch die inneren regt. Man empfand das Bequeme, und suchte durch die Nachahmung der Thiere verschiedene Materialien mit einander zu verbinden. Man suchte einen Aufenthalt oder eine Hütte zu machen, welche sowohl die Witterung als die bösen und wilden Thiere abhalten, und eine vollkommene Sicherheit vor beyden zugleich leisten könnte. Man umschloß einen größern Raum, um dem gesellschaftlichen und Familienleben eine bessere Bequemlichkeit zu verschaffen, welche weder die Höhlen noch die Laubhütten verschaffen. An den Höhlen bemerkte man Erde und Steine, in den Lauben aber blätterreiche Nester. Man suchte beydes zu verbinden, und wählte Plätze, wo dergleichen am leichtesten konnten ausgeführt werden, in so fern es die einfachen Werkzeuge, die noch in nichts weiter als den Händen, Füßen, und etwann einem schicklichen Steine, oder einem Knochen eines todten Thieres bestanden, erlauben wollten. Eisen und Stahl waren in diesem Weltalter noch ganz unbekannte Naturgaben.

Als Nachahmer der Thiere sah der Mensch, daß die Thiere weiter keine Werkzeuge als den Schnabel, Pfoten &c. hätten, und damit für ihre Bequemlichkeit und Sicherheit ihre Nester anlegten, und nach verschiedener Art auch verschiedene Materialien zu verbinden geschickt wären. Diesem zu Folge bemerkte der Mensch an der Bauart der Hamster in ihren Höhlen, dem Biber in seinen Bauen, den Schwalben, den Nistern und dem Nemitz &c. in ihren Nestern, verschiedene in die Sinne fallende anscheinende Absichten. Die Biber insonderheit arbeiten gemeinschaftlich und gesellschaftlich mit und für einander. Vielleicht ist die Nachahmung der Menschen in ihrem ersten Bauwesen von dem Biber entlehnt. In diesem dürftigen und geringartigen Verhältniß befand sich das menschliche Geschlecht in Ansehung der Bauart, als dasselbe mit den Hilfsmitteln aus Eisen und Stahl noch nicht bekannt war. Es war gedachter Maßen diesen Menschen zum Werkzeuge nichts übrig, als die noch ungebübten Hände, und etwann ein scharfer Stein und Knochen. Die Zähne konnten sie nicht, wie einige Thiere, z. B. der Biber, zum Durchschneiden und Fällen der Bäume gebrauchen, da deren Einrichtung bey dem Menschen dahin nicht abzielt. Man konnte also weiter nichts in der Bauart derselben Zeit für allgemein möglich erwarten, als in den jungen Gebüschen eine Menge schwacher biegsamer Schößlinge zusammen zu biegen, und so viel es die Seltsamkeit erlaubte, einen Raum zur Sicherheit gegen die Witterung einzuschließen.

Völker, die keinen beständigen Aufenthalt liebten; und der Jagd und Fischerey nachzogen, setzten ihre nothdürftige Hütten auf Räder, dergleichen man in Amerika, am gewöhnlichsten aber und noch jetzt bey den nördlichen Tartarn findet. In diesen geringen Hütten war ihre Familie vor Wind und Wetter bedeckt. Da die Mannspersonen meistens Theils zu Pferde waren, und die Witterung nicht scheucten, so spannten sie ein zweytes Pferd an, um auch ihr Weib und Kind mit fort zu bringen, und ihre Beute der Jagd und Fischerey mit ihnen zu theilen. Der ganze Bau sieht einem großen umgestürzten Korbe ähnlich, ist von geschlankten Zweigen geflochten, und mit den Häuten der auf der Jagd erlegten Thiere bedeckt. Eine Menge dergleichen Hütten auf Rädern machen ein Dorf oder eine Horde aus, daher auch der Name der tartarischen Horden seinen Ursprung hat.

Endlich bauete sich der gesittete und gesellschaftliche Mensch, der an einem bestimmten Orte seine Lebenszeit zubringen wollte, ein Haus, um darin bequem wohnen und seinen Geschäften obliegen zu können. Die verschiedene Lebens- und Landesart der Menschen bringt auch eine große Verschiedenheit in der Bauart und übrigen Einrichtung der Häuser hervor. Anders wohnt der Bauer, anders der Bürger, anders der Adel und die Regenten.

Jedes Haus hat indessen den Grund, die Wände und das Dach zu wesentlichen Theilen. Der Baumeister, oder wer dessen Stelle vertritt, hat darauf zu sehen, daß der Grund eines Hauses tief genug gelegt und stark werde, um die Last, die darauf gebauet wird, tragen zu können, und zu verhüten, daß das Haus in der Zukunft nicht sinke oder gar einstürze.

Die Wände eines Hauses werden senkrecht errichtet, inwendig aber von einem Stockwerke zum andern verdünnet, und theils in Haupt- theils in Scheidewände vertheilet. Aus den horizontalen Scheidewänden oder Decken, die ganz durch ein Haus gehen, entstehen die Stockwerke; die senkrechten hingegen theilen das Haus in Zimmer, die nach ihrer verschiedenen Bestimmung und nach ihrem mannigfaltigen Gebrauche allerley Nahmen erhalten; als: Säle, Stuben, Kammern, Küchen, Gewölber u. s. w.

Vor der Thür des Hauses ist der Eingang. Die Thür hat eine Unter- und Oberschwelle; und auf beyden Seiten die Pfosten. In den Angeln gehet die Thür, und wird mit dem Schloße oder Riegel verwahrt. In die Hauptwände kommen Fenster, um in alle Gänge, Säle, Stuben und Kammern das nöthige Licht zu verschaffen oder zu erhellen.

Zur Sicherheit verwahrt man die Fenster mit eisernen Gittern oder Läden; an die Ecken eines Hauses bauete man ehemals Erker, die aber gegen den Geschmack einer guten Baukunst und daher aus der Mode gekommen sind, oder gar auf Befehl der Landesfürsten

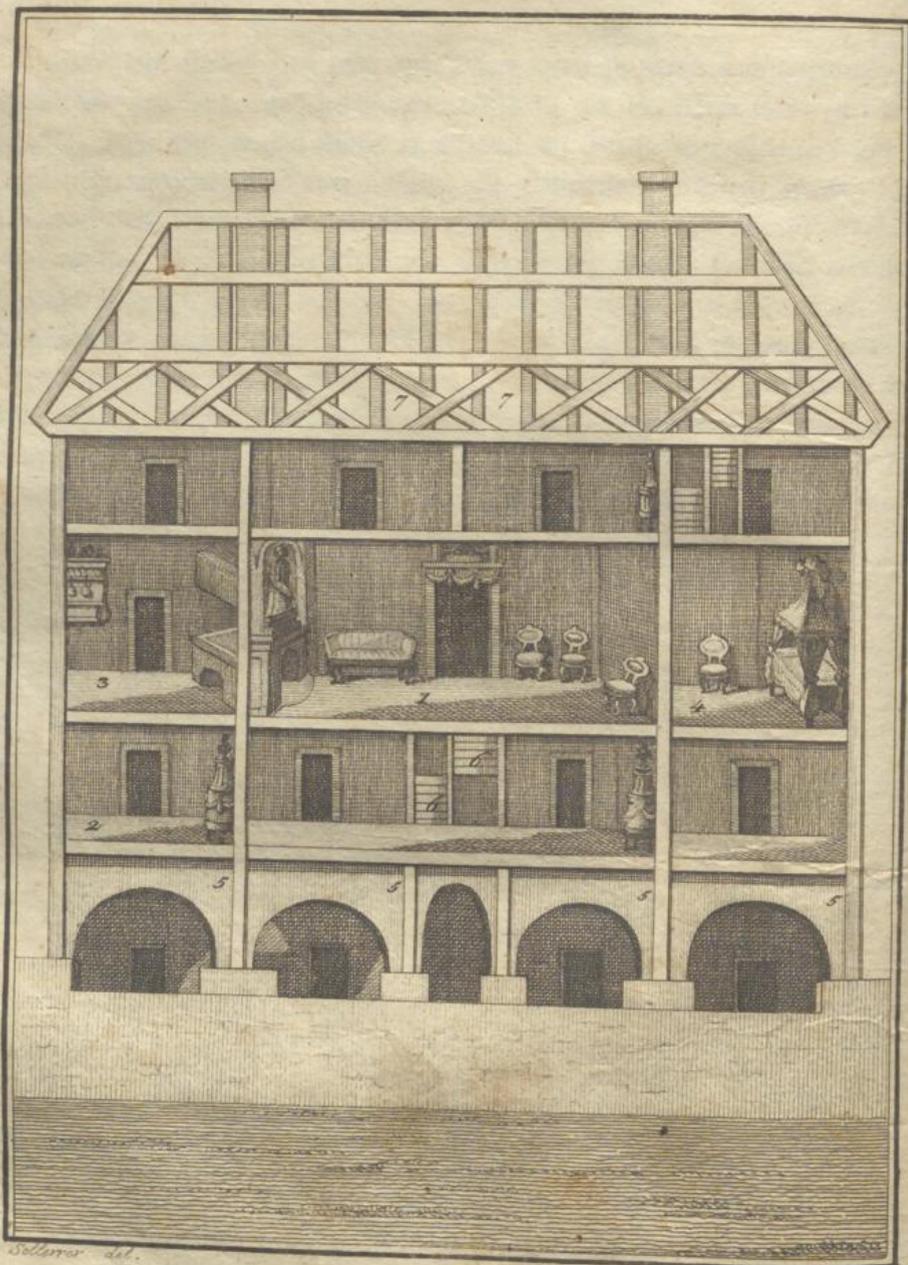
abgeschafft werden mußten. Vornehme bauen sich in dem obern Stockwerke Gallerien, um auf denselben sich in den Straßen umzusehen, oder nach Tische sich daselbst zu pflegen; zu welchem Ende bey der heissen Jahreszeit Sommerschirme von Leinwand über denselben angebracht sind. Zur Abhaltung des Regens dienen die Wetterdächer.

Das Dach eines Hauses muß zwar dicht, aber weder zu schwer noch ungeheuer groß seyn. Es ist hin und wieder mit Dachfenstern versehen, um die Wöden luftig zu erhalten und zu erhellen, und wird meistens Theils in Städten mit Ziegeln oder Schiefer; auf den Dörfern aber auch, wiewohl nicht ohne Gefahr, mit Schindeln und Stroh gedeckt. Zum bequemen Abflusse und Sammeln des Wassers versieht man das Dach mit hölzernen oder metallenen Rinnen. Ist ein Ort im Haus mit keinem Dache bedeckt, so nennet man diesen Ort einen Altan; welche Banart besonders bey den Morgenländern gewöhnlich ist. Zur Zierde eines Daches gereichen Knöpfe und Wetterfahnen; und zur Versicherung gegen das Einschlagen des Gewitters errichtet man in unsern Zeiten auf den Dächern hie und da Blitzableiter (Wetterstangen). Nur Aberglaube und Vorurtheile setzen sich noch hie und da gegen die Errichtung derselben, ungeachtet sie eine sehr wohlthätige und allgemein nützliche Erfindung der neuern Zeit sind, und daher von erleuchteten Regenten immer mehr nachgeahmet werden.

um
zu
nge-

groß
alten
den
Zum
oder
ieser
Zur
das
bliß-
egen
rfin-
hmet

Nº 26.



Sollner del.

G. Nohl del.

N^{ro}. 26.

Das Gemach	conclave, is, n.	<i>l'appartamento</i>	<i>l'apartement</i>	<i>the apartment</i> (<i>apartement</i>)
1 das Vorgemach, der Saal	atrium, ii.	<i>l'anticamera</i>	<i>l'antichambre</i>	<i>the antichamber</i> (<i>antischämber</i>)
2 die Stube, das Zimmer	hypocaustum, i.	<i>la stanza</i>	<i>la chambre</i>	<i>the chamber, room</i> (<i>tschämber, rübm</i>)
3 die Küche	culina, æ.	<i>la cucina</i>	<i>la cuisine</i>	<i>the kitchen</i> (<i>Küchschin</i>)
4 die Schlafkammer	cubiculum, i.	<i>la camerada</i>	<i>la chambre dormir a coucher</i>	<i>the bed-chamber</i> (<i>beddtschämber</i>)
5 das Gewölbe, der Keller	camera, æ. cella, æ.	<i>il magazzino la cantina</i>	<i>la cave, le caveau</i>	<i>the cellar, vault</i> (<i>sellär, vauht</i>)
6 die Stiege	scala, æ.	<i>la scala</i>	<i>l'escalier</i>	<i>the stairs</i> (<i>stährs</i>)
7 der Boden	solum, i.	<i>il solaro</i>	<i>le galetas</i>	<i>the garret</i> (<i>garvit</i>)

V o n d e r i n n e r n A b t h e i l u n g e i n e s H a u s e s.

Das Haus wird eingetheilet in Gemächer, als da sind: Das Vorgemach oder der Saal, die Stube, die Küche, die Schlafkammer, das Gewölbe.

Die Stiege führt von einem Stockwerk in das andere, und unter dem Dach befindet sich der Boden.

Jede Stube, die von Menschen bewohnt wird, muß gegen Wind und Wetter gesichert, bequem zum Aufenthalt und zu allen Geschäften seyn, die dartin vorgenommen werden können, und daher das nöthige Licht haben. Der Eingang in die Stube geschieht durch die Thüre, welche hoch und weit genug seyn muß. In der Stube erblickt man über sich die Decke, welche entweder glatt gemacht, oder mit Stukaturarbeit gezieret, oder auch bemahlet wird. Die ganze Stube ist durch Wände eingeschlossen, die an gehörigen Orten mit Fenstern versehen sind, um die Stube zu erleuchten; es sind theils Schieb- theils Flügel- theils Tafelfenster. Der Ofen wird, wo es seyn kann, so gesetzt, daß sich die Wärme gegen alle Seiten der Stube gleich vertheile; bey gemeinen Leuten macht man eine Bratröhre in den Ofen, und bringt hinter dem Aufzuge desselben einen sogenannten Hölhafen an, um,

wenn gehetzt wird, immer warmes Wasser im Vorrathe zu haben. Der Boden einer Stube ist gediebt (mit Brettern gedeckt) und eben; die Wände erhalten zuweilen auch von dem Tischler einen Fußboden oder eine Brüstung, oder werden ganz und gar mit Brettern bekleidet. Man geht aber von dieser Mode immer mehr ab, weil sich allerhand Ungeziefer, besonders aber die häßlichen Wanzen, gerne hinter den getäfelten Wänden aufzuhalten pflegen.

Im Schlafzimmer, welches oft nur durch einen Vorschlag oder Vorhang von der Wohnstube gesondert ist, findet man das Bett, welches in dem Spanbette auf den Strohsack mit Bettstüchern und Betten gemacht wird. Die Betten sind entweder mit ausgefotteten Rosshaaren, (welches sehr gesund ist;) oder mit Gänsefedern (Flaumen), oder mit Eiderbunnen ausgestopft; letzteres ist nur eine Sache für sehr reiche Leute. Alle Betten müssen fleißig umgeschüttelt, im Sommer oft gesünnt (an die Sonne gelegt) und geklopft, und dadurch vor Schaben oder Motten gesichert werden. Wer dieses unterläßt, kommt in Gefahr, Mäuse ins Stroh oder Schaben und Wanzen in die Betten zu bekommen, die aus der Bettstatt selten wieder vertrieben werden können. Eine solche Bettstatt ist entweder einschläferig, oder auf zwei Personen gerichtet, mit und ohne Auszug, Vorhängen und Himmel (Decken) oder Kränzen; die Mode übt auch hier ihr Recht aus.

Die Dächer sind der Gestalt nach sehr verschieden. Die alten Deutschen Dächer haben zwar viel Gelegenheit zu Schüttboden, und lassen den darauf gefallenen Schnee bald abschleifen; sind aber eine große Last des Hauses, den Stürmen stark ausgesetzt, in Feuersnoth gefährlicher als die niedrigen, und erfordern viel und langes Holz. Daher ist die neuere Art von Dächern, welche die halbe Breite zur Höhe bekommen, den alten vorzuziehen; ja weil die niedrigen Dächer angenehm sind, kann man gar wohl von der Höhe noch etwas abnehmen; und wer noch gern mehr Platz haben will, kann noch eine Etage höher bauen; wie es dann durchgängig wegen des Gelasses wirtschaftlicher ist, hoch als lang zu bauen, oder z. B. 60 Fuß lang und 3 Etagen hoch, als 180 Fuß lang und 1 Etage hoch zu bauen, indem in den drey Etagen eben so viel Raum als in der einen Etage, das Dach aber zu der einen Etage drey Mahl so lang als über den drey Etagen seyn, und also auch drey Mahl so viel kosten muß. Einer Etage wegen muß sowohl ein ganzes Dach aufgeführt werden, als vieler Etagen wegen.

Die gewöhnlichen Dachdeckungen sind die Eindeckungen mit Stroh und Stoppeln, Leimschindeln, Rohr, Sennen, Torf und Rasen, Reisern und Geflechte von Weiden, Holzschindeln, Brettern, Ziegeln, Schiefer, Steinplatten, Kupfer, Eisenblech und Blei.

Die Strohdächer finden eigentlich nur auf dem Lande bey den Häusern und Wirtschaftsgebäuden statt; in den Städten aber werden sie wegen der Feuersgefahr nicht gedul-

det. Aus eben dieser Ursache sollte man dieselben auch auf dem Lande nicht leiden, sondern die Gebäude mit Ziegeln und Schiefersteinen decken; allein, der Aufwand ist für den Landmann zu kostbar, der Dachstuhl der Häuser auf den Dörfern ist zu dergleichen schweren Dächern nicht eingerichtet; und was für eine unglaubliche Menge Holz würde nicht jährlich durch die Ziegehütten mehr konsumiret werden, wenn alle Häuser und Gebäude auf dem Lande mit gebrannten Dachziegeln nach und nach gedeckt werden sollten. Ueberdieß sind die Strohdächer leicht, warm, und kosten auch neu zu machen nicht viel, weil das Stroh dem Landmanne zuwächst; ein altes untaugliches Strohdach aber noch zum Miste dienet.

Unterdessen ist nicht zu läugnen, daß ein Ziegeldach, wenn es gleich in der ersten Anlage weit mehr kostet, dennoch, wenn man die Berechnung nach einer gewissen Reihe von Jahren aufstellt, viel länger dauert, mithin im Grunde wohlfeiler ist als ein Strohdach. Zu geschweigen, daß letzteres außer der Feuersgefahr auch den Vögeln, Mäusen und Katzen mehr ausgesetzt ist.

Weil die Strohdächer auf dem Lande also nicht wohl abgeschaffet werden können; so muß man nur suchen, dieselben dauerhafter zu machen. Die Deutschen nehmen dazu das Stroh seiner ganzen Länge nach. Dieses wird nicht für gut gehalten, sondern man gibt den Rath, daß man von allem zu Dächern bestimmten Stroh, an dem dünnen Ende, auf einer Häckerlingsbank eine halbe Elle lang abschneiden soll. Die von solchem Stroh, nach Schottischer und Livländischer, als der vorzüglichsten Art gemachten Dächer sollen unglaublich lange dauern, und auch vor den Verwüstungen der Vögel und Mäuse sicher seyn. Die abgeschnittenen Enden und feinen Strohenden können, da sie den Schafen sehr gesund sind, zur Verlängerung des Heues angewendet werden; und man erlanget folglich mit ein und derselben Arbeit, zwey sehr wichtige Vortheile. Es hat diese Verfahrensart ihren guten Grund, denn der unterste Theil des Strohes ist dick, und gibt ein festes Dach.

Es wird nicht überflüssig seyn, hier einen Vorschlag für diejenigen einzurücken, welche auf dem Lande neue Häuser bauen, um solche in Absicht ihrer Gesundheit vortheilhaft einzurichten. Gemeinlich sind die Häuser des gemeinen Volkes entweder an einem erhöhten Grunde angebauet, oder ein wenig in die Erde eingegraben. Beyde Lagen machen die Wohnungen feucht. Nicht nur die Bewohner solcher Häuser empfinden Beschwerden davon in Ansehung ihrer Gesundheit, sondern es verdirbt auch ihr darinn aufbehaltener Vorrath an Lebensmitteln; und wird eine neue Quelle von Krankheiten. Der starke Arbeiter empfindet den Einfluß dieser sumpfigen Wohnungen nicht sogleich, sie wirken aber mit der Zeit; und man wird die augenscheinlichsten schlimmen Folgen davon an Kindbetterinnen, Kindern, und solchen, die sich von einer Krankheit eben erholen, wahrnehmen. Dieser Beschwerlichkeit nun würde man leicht abhelfen, wenn man den untersten Boden des Hauses durch eine Lage von

Sand, kleinen Kieseln, zerstoßenen Ziegelsteinen, oder andern bergleichen Sachen, um einige Zolle höher als den benachbarten Boden machte, und wenn man vermiede, Häuser gegen ein erhöhtes Erdreich aufzuführen. Eine andere, die noch weniger kosten würde, besteht darinn, die Häuser gegen Südost zu bauen. Diese Stellung ist, wenn übrigens alle Umstände gleich sind, die gefündeste, und man hat sie daher nicht ohne Noth zu vernachlässigen.

Herrschaftliche Wohnungen auf dem Lande müssen folgende Theile enthalten: 1) herrschaftliche Zimmer, als: einen Saal oder ein großes Speisezimmer, zwey Wohnzimmer für Herr und Frau, zwey Schlafzimmer, zwey Stuben und zwey Kammern für Kinder und deren Lehrer, wie auch ein, oder nach Befinden mehrere Zimmer für Fremde. 2) Ist es ein Amt, oder hat das Gut eigene Gerichtsbarkeit und einen Justitiarius, und wohnt dieser nebst einem Schreiber, Verwalter &c. mit im Amte, so müssen für diese die gehörigen Zimmer besorget, und auch ein feuersicheres Archiv nebst Gefängnissen &c. angelegt werden. 3) Ist die Wirthschaft stark, und das Vieh nicht besonders verpachtet, so muß eine Weibsperson zu Besorgung des Rindviehes, und ein Verwalter zu Besorgung anderer Feldarbeiten die nöthigen Zimmer haben; diese müssen unweit der Ställe und des Hofes seyn. 4) Bedientenzimmer und Gemächer für die übrigen Arbeiter sind nach der Anzahl der nöthigen Leute einzurichten. 5) Zur Bereitung der Speisen eine Küche. 6) Zur Aufbewahrung der Vorräthe, die zum Essen und Trinken gehören, Vorrathskammern und Keller. 7) Geheime Gemächer.

Die Theile einer Bauernwohnung sind: 1) für den Bauer und seine Familie. Für diese muß eine gute Wohnstube seyn, in der der Bauer ganze Familie und sein Gesinde Raum zum Essen hat, er selbst aber mit den jüngsten Kindern schlafen kann, so daß also zwey Betten, ohne in den übrigen Geschäften zu hindern, in der Stube Platz haben, die in einem Verschlag oder auch frey stehen können. 2) Zu verschiedenen häuslichen Arbeiten, als: Buttern, Käsemachen, Backen, Waschen, Schlachten, Flachs bereiten u. d. gl. ist bey einer mäßig starken Wirthschaft noch eine Stube nöthig; denn diese Beschäftigungen im Winter außer der Stube zu verrichten, würde zu kalt seyn, in der Wohnstube selbst aber unbequem und ungesund. Diese Stube ist zugleich das Wohnzimmer für das Gesinde, darinn sie sich bey nassem Wetter trocknen, und nach der Arbeit ruhen können. 3) Für die Knechte, Drescher und Vieh Jungen ist eine mäßige und trockene Schlafkammer hinreichend, welche nahe bey den Ställen ist, damit des Nachts nichts in den Ställen, ohne gehört zu werden, geschehen könne. Diese Leute bloß in den Ställen schlafen und wohnen zu lassen, ist die Gelegenheit, daß oft Licht mit dahin genommen wird, wodurch Feuergefahr entsteht.

ge
in
n,
ch

a)
er
nd
in
fer
n-
en,
s-
en
de-
en
der
me

für
de
lso
in
s-
er
ter
em
ich
re-
he
ge-
de-



N^o 27.



W. Hillier del.

J. Goussier sculp.

N^{ro}. 27.

Das Dorf	pagus, i. ricus, i.	il villaggio	le village	the village (villähfch)
1 die Stadt	urbs, urbis, f.	la città	la ville	the town, city (taun, fittii)
2 der Wall	vallum, i.	i bastioni	le rempart	the rampart (rammpart)
3 das Thor	porta, æ.	la porta	la porte	the gate (gäht)
4 die Zugbrücke	pons versatilis.	il ponte levatojo	le pont-le- vis	the draw-bridge (drab- bridsch)
5 die Stadtmauer	mœnia.	le mura	les murail- les	the wall (wahl)
6 die Brücke	pons, ontis, m.	il ponte	le pont	the bridge (bridsch)
7 die Vorstadt	suburbium, ii.	il borgo	le faux- bourg	the suburbs (sobburbs)
8 der Garten	hortus, i.	il giardino	le jardin	the garden (gahr'd'n)
9 das Lusthaus	suburbanum, i.	la casa di delizie	la maison de plaisir	the fine seat in the country
10 der Kirchhof, Gottesacker	cœmeterium, ii.	il cimitero	le cimetièr	the church - yard (tschobritschjahr)

Die Stadt.

Das Dorf ist ein Ort, welcher aus vielen oder wenig Häusern besteht, die meistens aus Laimen aufgebauet sind; gewöhnlicher Weise hat er keine Ringmauern; auch keine Stadtrechte zu genießen.

Die Einwohner der Dörfer heißen Bauern oder Untertanen, und beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Ackerbau und der Viehzucht, wie auch mit allem, was zur Landwirtschaft gehöret. Es gibt aber auch Länder, in welchen die Häuser in den Dörfern so nahe beisammen, und so ordentlich wie in den Städten stehen, auch mit Ziegeln gedeckt sind; auf vielen Dörfern hingegen stehen die Häuser, worin die Bauern wohnen, einzeln, sind meistens mit Stroh gedeckt, und haben oft Hölzung, Wiesen und Aecker um und neben sich; in manchen Ländern hat man fast gar keine Dörfer, sondern lauter einzeln stehende Bauernhöfe.

Die Dörfer sind meistens offen; allein auch dieses ist kein wesentliches Stück; denn es gibt viele Dörfer, die Mauern, Gräben und Thore haben. So läßt sich auch die Anzahl der Häuser nicht bestimmen, wie viel deren bey einem Dorfe seyn müssen. Man hat Dörfer, die kaum funfzig Häuser enthalten; viele hingegen haben hundert und mehrere, und sind daran oft stärker als manche Städte.

Als ein gewisses Kennzeichen eines Dorfes sieht man indessen die Kirche an, die sich in demselben befinden muß, indem diejenigen Orte, welche keinen eigenen Pfarrer und Kirche haben, Weiler und eingepfarrte Dörfer heißen. In Deutschland herrschet hierin manche Unordnung, und man hat in demselben allerhand Dörfer. Einige heißen Reichsdörfer, die weiter niemand als dem Kaiser und Reich unterworfen sind, ihre eigene Reichsschultheissen und Gerichte, auch fast alle Vorrechte der höhern Reichsstände, zuweilen aber doch besondere Schutzherrn haben. Andere heißen Amtsdörfer, welche unter den Aemtern stehen, die von Amtsleuten verwaltet werden; andere adeliche oder Junkerdörfer, welche dem Adel, der in demselben gemeintlich seinen Sitz oder ein Schloß hat, und oft alle Gerichtsbarkeit über dieselben ausübet, unterworfen sind; Ganerbschaften oder Gemeinschaftsdörfer, an welchen mehrere Erbschaften zugleich Antheil haben; Stifts- oder Klosterdörfer, über welche geistliche Stifter herrschen, u. s. w.

Jedes Dorf besitzt gewisse liegende Gründe, welche die Markung desselben heißen; es hat aber auch Güter, die der ganzen Gemeinde zustehen, und von den Dorfvorstehern, Schultheissen und Schöffen verwaltet werden; dahin gehören Aecker, Wiesen, Gutgerechtigkeit, Waldungen, Fischereyen, Jagden u. d. gl. Die Einkünfte davon kommen dem ganzen Dorfe zu gut, und werden zu dessen Besten, zur Besoldung des Pfarrers und anderer Gemeindiener, zur Unterhaltung der Kirchen und Schulen, der Hirten, Schäfer, Flußer, Wächter, Wasenmeister u. s. f. verwendet. Handwerker sollten eigentlich in den Städten wohnen; die unentbehrlichsten aber sind doch auf den Dörfern anzutreffen: Dahin rechnet man Schuster, Schneider, Leinweber, Wagner, Becker, Schmiede, Maurer und Zimmerleute, welche ihre eigene Zünfte und Erlaubniß haben, Lehrlingen anzunehmen, die hernach auch in Städten fortkommen können. Insgemein hält man Haag in Holland für das schönste Dorf in der Welt.

Unter dem Nahmen Stadt versteht man eigentlich einen gewissen Ort oder Platz, worauf nicht allein viele Häuser und Wohnungen befindlich sind, sondern der auch überdies mit Mauern, Gräben, Wällen und Thoren besetzt ist, und deren Einwohner unter einer besondern obrigkeitlichen Ordnung stehen, und gewisse Gerechtigkeiten haben, die sie von den Einwohnern der Flecken und Dörfer unterscheiden.

Die erste Stadt in der Welt hat der Brudermörder Cain gebauet, und nach seinem ersten Sohne Hanoth genennet, um dafelbst für plötzliche Ueberfälle gesichert zu seyn. Zu dieser Absicht sollen die Städte überhaupt dienen, daß man darin sowohl für seine Person, als auch wegen seines Vermögens verwahret und gesichert sey. In Deutschland hat man insbesondere zu Zeiten Kaiser Heinrichs des Ersten angefangen, viele Städte zu bauen, um den öftern Einfällen der Hunnen dadurch Einhalt zu thun. Diese Städte nun sind theils dem Kaiser und Reich unmittelbar unterworfen, und heißen deswegen kaiserliche freye Reichsstädte; theils mittelbar, und erkennen besondere Fürsten für ihre Oberherren. Hievon hat man drey Gattungen: Landstädte, welche ihre eigene Stadtoberkeit, wie auch Sitz und Stimme auf den Landtagen haben; Amtstädte, welche unter der Gerichtsbarkeit eines fürstlichen Amtes stehen; Ritterstädte, welche dem Adel unterworfen sind. Es bekommen aber auch die Städte, nach Beschaffenheit der Umstände allerhand Namen: So heißet eine Hauptstadt die erste und vornehmste eines Landes, von welcher dasselbe oft benennet wird; eine Residenzstadt, wo ein fürstliches Hoflager ist; eine Seestadt, die am Meere liegt, und zur Seehandlung treibt; eine Handelsstadt, wo starker Handel getrieben wird; Bergstädte, die wegen der dazu gehörigen Bergwerke vorzügliche Freiheiten genießen.

Aus der Stadt kommt man über die Brücke in die Vorstadt, wo Gärten, Lusthäuser, und Kirchhöfe oder Gottesäcker sind.

Man kann drey Arten von Gärten unterscheiden: Parks, Gärten im eigentlichen Verstande, und kleine Lustgärten bey den Häusern in den Städten und Vorstädten.

Die Parks sind gleichsam Landschaftsgemälde im heroischen Styl; eine Zusammensetzung solcher Objekte, worin von der Natur und Kunst alles entlehnt ist, was sie Großes haben, Berge, Felsen, hohe Waldung, Wasserfälle, Flüsse, kühne Gebäude oder Ueberbleibsel davon, Grabmäler, Pyramiden, Tempel.

Was die Gärten im eigentlichen Verstande und die kleinern Lustgärten anbelanget, so sollen jene den Landschaftsgemälden ähnlich seyn, die dem größten Theile nach im landmässigen Styl sind, und von dem Heroischen nur selten etwas und dann mit Bescheidenheit annehmen, sich am meisten mit Einfach und Schönheit ländlicher Gegenstände schmücken, aber auch die gefällige Hand der Kunst, die sie mit ihren Werken aufpuzen will, nicht eigensinnig zurück stoßen.

Die kleinen Lustgärten gleichen den Blumenstücken in der Malerey; sie sind dem Raume nach eingeschränkt, und begnügen sich Ausstritte der blühenden Natur mit Anmuth und Zierlichkeit im Kleinen darzustellen.

Der prächtigste Kirchhof in Europa ist der Campo santo zu Pisa, in dem Großherzogthume Toskana, im mittlern Italien. Dieser Platz ist 450 Schuh lang, viereckig, und auf seinen vier Seiten mit einer Gallerie von 60 Bogen umgeben, welche mit niedrigen Steinen in drey gleiche Theile unterschieden ist. In dem obersten werden die adelichen Personen begraben, in dem mittelsten die Bürger oder Cittadini, und in dem dritten die Landleute.

Als im Jahre 1228 die Pisaner dem Kaiser Friedrich II. funfzig Galeeren nach dem gelobten Lande zu Hülfe sendeten, sollen diese bey ihrer Zurückkehr, vermuthlich aus derjenigen Andacht, welche auch Constantins des Großen Mutter Helena bewog, viele Erde aus dem gelobten Lande nach Rom zu schicken, ihre Ladung von der Erde zu Jerusalem genommen und hierher gebracht haben, da man denn die besondere Eigenschaft daran bemerkt hat, daß die hinein gebrachten Leichen in den ersten acht Stunden aufgelaufen, in den folgenden acht Stunden wieder zusammen gefallen, und endlich in noch acht Stunden bis auf die Gebeine verzehret worden sind. Jetzt gedachte Kraft des Bodens ist nicht mehr zu spüren; und wenn sie jemahls sich ereignet hat, so hatte sie ohne Zweifel ihren Ursprung von dem vielen und starken Kalle, womit das Erdreich vermischt war; man konnte auch diese Wunderkraft leicht erneuern, wenn nicht überflüssiger Platz für die Gräber dieser von Einwohnern fast entblößten Stadt vorhanden wäre. Die Pisaner erzählen, daß die Eigenschaft des Bodens, die Leichname innerhalb 24 Stunden zu verzehren, sich sonderlich zu einer Pestzeit verlohren habe, da die vielen dahin gebrachten Leichen die Erde gar zu fett gemacht hätten.

Der bedeckte Gang um diesen Platz ist im Jahre 1278 nach dem Plane von Giovanni Pisano erbauet worden. Er ist mit Marmor gepflastert, und mit vielen Grabmälern, und an den mit Kalk überzogenen Seiten oder Wänden mit alten Malereyen gezieret.

Nº 28.



Sillner del.

Ch. Fischl sculp.

N^{ro}. 28.

Die Gasse	platea, æ.	la strada	la rue	the street (strit)
das Gäßchen	angiportus, us, m.	la stradella	la ruelle	the lane (lāhn)
1 der Pallast	palatium, ii.	il palazzo	le palais	the palace (pallās)
2 die Kirche	templum, i, ecclesia, æ.	la chiesa	l'eglise	the church (tschobritsch)
3 das Rathhaus	curia, æ.	il palazzo della città	la maison de ville	the town-house (taun- haus)
der Platz	forum, i.	la piazza	la place	the place (piāhs)
4 der Springbrunnen	fontana, æ.	la fontana	la fontaine	the fountain (faubntān)
5 der Kaufmannsladen, die Bude	taberna mercimo- nlorum.	la bottega	la boutique	the shop (schapp)
6 das Zeughaus	armamentarium, ii	l'arsenale	l'arsenal	the arsenal (arsināl)
7 die Festung, das Schloß	arx, arcis, f.	la fortezza, il castello	la forteresse, le chateau	the castle (käßl)
8 der Gasthof, das Wirthshaus	diversorium, ii.	l'osteria	l'hotellerie	the inn (inn)
die Schenke	popina, æ.	la taverna	l'auberge le cabaret	the tavern (tävvtrn)

D i e S t a d t.

(F o r t s e t z u n g.)

Da wir in dem vorigen Blatte von den äußern Theilen einer Stadt gehandelt haben, so wollen wir in diesem die inneru Theile derselben betrachten.

In der Stadt sind Gassen, worunter man den auf beyden Seiten mit Häusern bebauten Weg versteht. Im engern Verstande werden zuweilen die breitem Gassen Strassen, die engern aber Gassen genennet. Eine Gasse, die keinen Ausgang hat, wird eine Strumpf-Gasse, im Französischen cul de sac, genannt.

Unter den Häusern der Stadt zeichnen sich die großen prächtigen Gebäude, besonders in so fern sie einem vornehmen Herrn zur Wohnung dienen, oder die Palläste aus.

Dasjenige Gebäude unter den Christen, welches dem öffentlichen Gottesdienste gewidmet ist, heißt die Kirche. In der weitesten Bedeutung nennt man in gemeinem Leben ein jedes zum öffentlichen Gottesdienste bestimmtes Gebäude eine Kirche; in engerem Verstande führet nur dasjenige Gebäude dieser Art diesen Namen, zu welchem eine eigentliche Gemeinde gehöret; zum Unterschiede von einer Capelle.

Man unterscheidet die Kirchen:

1) In Rücksicht derjenigen, welche dem Gottesdienste in einer Kirche beizuwohnen pflichtig sind oder nicht, in Parochial- Pfarr- oder Hauptkirchen und Nebenkirchen.

2) In Rücksicht der Beschaffenheit oder Eigenschaften derjenigen Personen, welche dem Gottesdienste beywohnen, so daß z. B. diejenigen, wohin Hofleute gehen müssen, Hofkirchen; wohin die Studierenden gehen müssen, akademische oder Universitätskirchen u. s. w. genannt werden. Wenn aber alle Personen, welche in einem gewissen Distrikte wohnen, ohne Unterschied des Standes dahin gehören, so heißen sie Pfarrkirchen im eigentlichen Verstande.

3) In Rücksicht der Lage, so wie sie entweder in einer Stadt, oder ausserhalb derselben liegen, und daher entweder Stadtkirchen oder Dorfkirchen genannt werden.

4) In Rücksicht der geistlichen Personen, welche darin dienen, sind sie entweder Dom- oder Hochstifts- oder bischöfliche Kirchen, Collegiat- oder Stiftskirche, wenn sie von einem Propste und andern Stifts- oder Chorherren bedienet wird; oder Conventual- oder Klosterkirche, oder Münster, wenn sie einem geistlichen Ordenshause oder einem Abte mit seinem Convente gehört. Eine Kirche, die unmittelbar unter einem Primas steht, wird eine erzbischöfliche Kirche genannt. Ist die Pfarrkirche zu groß, so hat man eine Beykirche. Uebrigens werden die Pfarr- oder Hauptkirchen, welche nämlich einen Pfarrer, und Pfarrgerechtigkeit, auch bestimmte Eingepfarrte hat, in Mutter- und Tochterkirchen eingetheilet. Eine Mutterkirche wird die vornehmste Kirche oder Hauptkirche eines Kirchspiels genannt, bey welcher der Pfarrer sich befindet, und welche eine oder mehrere Beykirchen oder Capellen unter sich hat. Eine der Hauptkirche nach untergeordnete, derselben einverleibte oder eingepfarrte und von ihr abhängige Kirche, wenn nämlich zwar an einem Orte der Pfarrer nicht wohnt, aber doch eine Kirche vorhanden ist, in welcher der Pfarrer der Mutterkirche den

Gottesdienst verrichtet, wird eine Tochter- Filial- Neben- und Beykirche genannt. Es sind also im Grunde alsdann zwey Pfarren, welche ihren eigenen Gottesdienst, doch beyde nur einen Pfarrer haben. Ein zu einer Tochterkirche gehöriger Pfarrbezirk heißt die Tochterpfarre, zum Unterschiede von der Mutterpfarre.

Unter dem Rathhause wird dasjenige Gebäude in einer Stadt verstanden, in welchem sich diejenigen Personen, denen die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zusiehet, versammeln.

Gewöhnlich steht das Rathhaus auf einem öffentlichen Platz, auf welchem gemeinlich der Stadtbrunnen sich befindet; denn es ist einer der größten Fehler, den eine Stadt haben kann, wenn sie Mangel an reinem wohl schmeckenden Wasser hat, und die Einwohner sich genöthiget sehen, das Wasser zu kaufen, wie es in Paris und einigen andern großen Städten geschehen muß. Dieser Fehler hat den schädlichsten Einfluß auf die Gesundheit und das Leben der Menschen, und ist allein im Stande, alle diejenigen guten Maßregeln, welche eine weise Regierung zu Bevölkerung des Landes ergreift, zu vereiteln.

Die Poltzei muß es demnach als einen ihrer vornehmsten Grundsätze ansehen, daß sie dafür sorget, daß die Städte nicht allein mit gutem Wasser versehen seyn, sondern daß sich das Wasser auch in jeder allenthalben genugsam vertheilt befinde.

In den Wohnhäusern sind zu ebener Erde die Kaufmannsgewölber und Krämerläden oder Buden *) angebracht, worin die verschiedenen Bedürfnisse des menschlichen Lebens feil geboten werden.

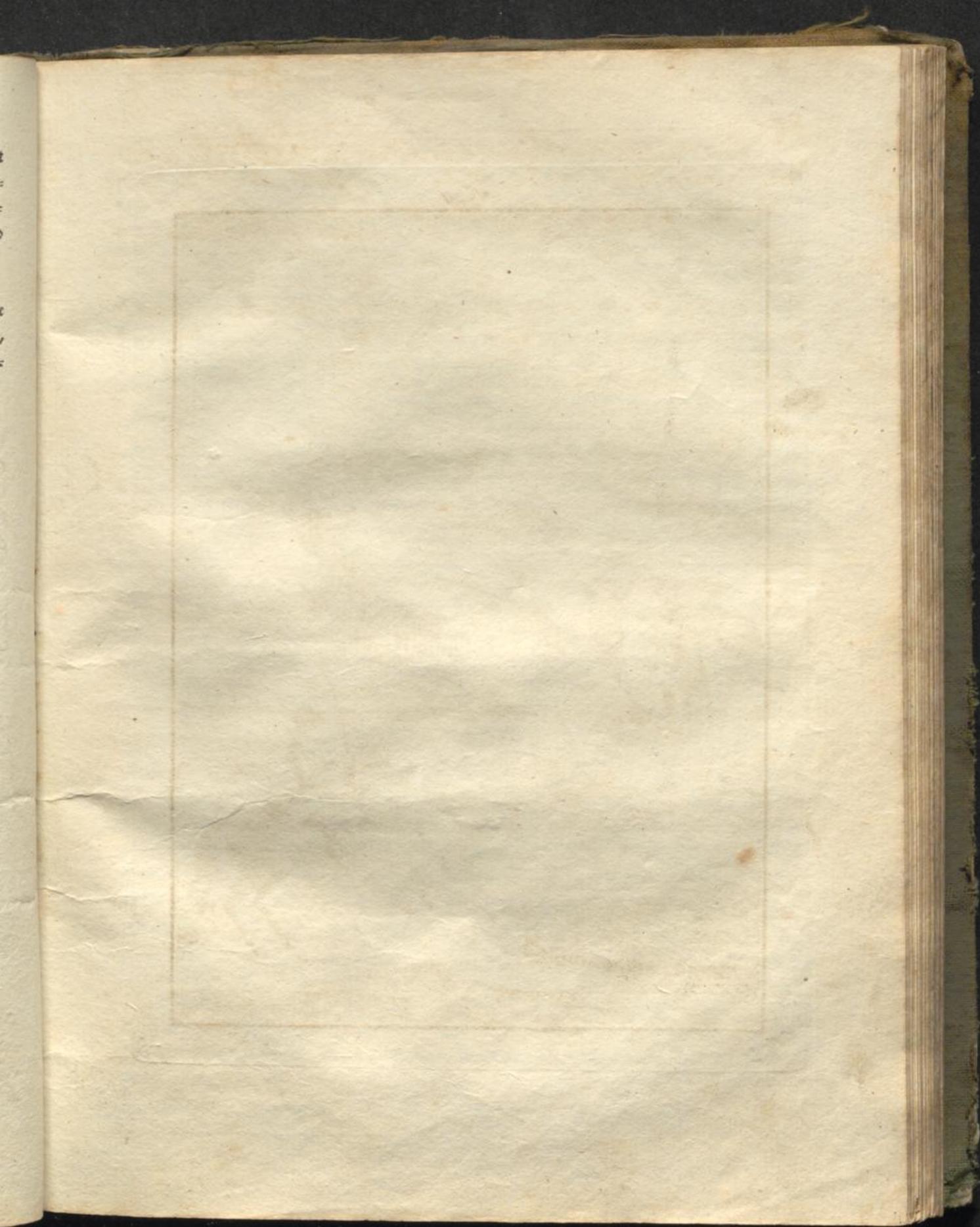
*) Eigentlich nennen die Krämer und Handwerker das Gehäuse von Brettern, welches sie an Jahr- und Wochenmärkten auf dem Markte aufschlagen, um darin feil zu haben, zum Unterschiede des in ihren Wohnhäusern alle Werkstage offen habenden Krämladens, eine *Bude*.

Ueberhaupt heißt ein jedes Gebäude, in welchem Geräthschaften oder Werkzeuge einer gewissen Art in Menge verwahret werden, das Zeughaus; in engerer Bedeutung ist es ein Gebäude, worin das Geschütz und andere Kriegsgeräthschaften aufbewahret werden.

Die Festung, die gewöhnlich auf einer Anhöhe neben einer Stadt liegt, wird das Castell oder die Citadelle, auch das Schloß genannt. Zu den Zeiten des Faustrechtes gab es eine Menge solche Castelle in Deutschland, die aber nach und nach, vorzüglich nach dem eingeführten allgemeinen Landfrieden zerstört worden, und wovon zu unsern Zeiten nur noch hie und da Bruchstücke übrig sind.

Zur Bequemlichkeit der Einwohner, und vorzüglich der Fremden, die in eine Stadt kommen, befinden sich in derselben auch Wirths- und Gasthäuser, worunter man jene öffentliche Häuser versteht, in welchen Gäste oder Reisende für Geld aufgenommen und verpflegt werden. Zuweilen wird auch unter dem Worte Gasthaus, ein Haus verstanden, wo man für Geld zwar gespeiset, aber nicht beherberget wird.

Die Schenke heißt der Ort, wo Getränk im Kleinen verkauft wird. Daher die Bierschenke, Weinschenke, Brantweinschenke. Am häufigsten ist die Schenke ein solches Haus, wo die Gäste das gereichte Getränk zugleich austrinken, obgleich auch ein solches, wo dasselbe nur über die Gasse verkauft wird, diesen Namen führet.



N 829.



Colliver del.

J. Smith sculp.

N^{ro} 29.

1 Der Wandersmann	viator, oris.	il viandante a piè	le voyageur	the traveller (traveller)
der Reisende	peregrinator, oris.	il viaggiatore	a pied le voyageur	the traveller
2 das Reisefell	bulge, n.	la bottega, valigia	la bougette,	the budget, bag (buddschir bägf)
3 der Reisemantel, Pleiseroch	lacrerna, n.	il gobano	la casaque,	the coat (Fohr)
4 der Wanderstab	baculus, i	il bastone	le surtout	
5 der Pleisefell, der Gefährte	comes, itis.	il compagno	le bâton	the stick, (s. f. stick staff)
6 der Fußsteig	semita, n.	il sentiero	le compag- non	the fellow (fello)
7 die Landstraße	via regia.	la strada maestra	le sentier	the path (path)
der Abweg	avia, n. plur.	la strada senza esito	le grand chemin	the highway (Heibwäh)
der Scheideweg	bivium, ii.	il bivio	le chemin sans issue	the by-way (beywäh)
der Kreuzweg	compitum, i.	La strada a croce	le chemin fourchu	the cross way (Kraßwäh)
8 die Herberge	diverforium, ii.	l'albergo	le carrefour l'auberge	the cross-way the eating-house (Fähr- ninghaus)

D e r W a n d e r s m a n n .

Die tägliche Erfahrung bestätigt es zur Genüge, daß Menschen, die immer an einem Orte sich aufhalten, selten so brauchbar zu den mancherley Geschäften dieses Lebens sind, als diejenigen, welche fremde Orte besucht, und mit Ausländern persönliche Bekanntschaft gemacht haben. Sogar ganze Völker behalten etwas Einförmiges und Steifes in ihrer Denkungs- und Lebensart bey, die zwar mit andern Völkern Verkehr, aber zu viel Eigensinn haben, als daß sie glauben könnten, von Fremden irgend etwas lernen zu können oder denen es durch ausdrückliche Gesetze verboten ist, auswärtige Länder zu besuchen.

Indessen können die wenigsten Reisenden sich eines Pferdes oder Fuhrwerks bedienen. Die meisten sehen sich genöthigt, ihre Wanderungen von einem Orte und Lande zum andern zu Fuß anzutreten; nur sind hievon die Gegenden und Länder ausgenommen, die an großen Strömen oder an der See liegen, als deren Bewohner oft große und mehrjährige Seereisen thun.

Ein Wandersmann versiehet sich mit einem Felleisen oder Kasten, worein er seine Kleidungsstücke und anderes Geräthe, das er in den Schulsack oder in die Taschen nicht bringen kann, zusammen packt; er gürtet ihn um sich und schleppt ihn auf dem Rücken. Er trägt einen Reiserock oder Reismantel, führet den Wanderstab in der Hand, versiehet sich mit dem nöthigen Zehrgelde, und siehet sich nach einem getreuen und gesprächigen Gefährten um, der die Stelle des Fuhrwerks vertritt; denn die gemeinschaftliche Unterredung verkürzt ihnen den Weg, und versüßet ihnen die Beschwerlichkeit der Reise. Zum Behufe der Wanderer sind an den Strassen hie und da Zeichen errichtet, an welchen die Entfernung der Städte, auf welche man zugehen will, angemerket ist.

Die Klugheit erfordert, daß ein Wandersmann vor dem Antritte seiner Reise sich die Nahmen und Entlegenheit der Ortschaften, durch welche er bis an den Ort seiner Bestimmung gehen muß, bekannt mache und aufschreibe, um nicht irre zu gehen und Ausschweifung sowohl als Kosten und Zeitverlust zu vermeiden. Ist er der Gegenden nicht kundig, so ist ihm wohl zu rathen, daß er sich von der Landstrasse nicht entferne und einen dem Ansehen nach bequemern Fußsteig wähle; es sey denn ein gebahnter Fußpfad, wo die Vermuthung ist, daß man Menschen darauf antrefse oder durch denselben sicher auf ein Dorf oder auf eine Stadt zukomme. Betrügerisch sind die Abwege, die Scheidewege und Kreuzwege, zumahl wo es an ausgesteckten Zeichen fehlet, die dem Reisenden anzeigen, worauf man zugehen, und ob man sich links oder rechts schlagen müsse; denn man kommt in Gefahr, auf unwegsame Derter zu gerathen, aus welchen man sich nicht leicht wieder heraus zu finden weiß. Gut ist es, wenn sich der Wandersmann fleißig bey andern Reisenden, die ihm begegnen, oder bey Leuten, die auf dem Felde oder in Waldungen Geschäfte haben, mit Höflichkeit erkundigt, welchen Weg er nehmen müsse.

Große Gefahr haben Reisende von Strassenräubern, die gemeiniglich mit tödtlichen Gewehren bewaffnet, verummumt und durch Anschwärzung des Gesichtes unkenntlich gemacht sind, zu fürchten. Durch abgedankte Soldaten, die nach Endigung eines Krieges meisten Theils nicht wissen, wovon sie sich nähren sollen, werden die Landstrassen unsicher gemacht, und nicht nur einzelne Reisende, sondern auch oft Postwägen und Landkutschen beraubt. Es gibt indessen auch schlecht erzogene und schlecht gesinnte Menschen, die vom Raube gemächlich leben wollen; es ist aber von der immer höher steigenden Polizey und Sicherheitsanstalten der Europäer zu hoffen, daß dergleichen Gewaltthätigkeiten vermindert und der gerichtlichen Executionen immer weniger werden. Wandersmänner haben von Glück zu sagen, wenn Räuber ihnen bloß Geld und Kleidung abnehmen; oft verlieren sie auch bey solchen gewaltsamen Plünderungen ihr Leben.

Auch die Herbergen oder die Gasthöfe und Wirthshäuser sind oft den Reisenden nachtheilig. Anstatt Ruhe, Sicherheit und Erquickung daselbst zu finden, lauern oft Diebe und Räuber auf Reisende in denselben, wenn sie Geld oder Geldeswerth bey ihnen vermuthen. Nicht selten gibt es auch gewissenlose Wirthhe, die mit Dieben und Räubern gemeine Sache machen, und die geraubte Beute des geplünderten oder ermordeten Wanderers unter sich theilen.

Um sich für Nachstellungen und Ueberfall auf Reisen zu sichern, lasse sich der Reisende nirgends merken, daß er viel Geld bey sich habe, und mache sich nicht leicht mit Reisefahrten vertraut; eben so verberge er auch Uhren, Dosen und Schnallen von Werth. Des Nachts lehne der Reisende im Wirthshaus einen Stuhl schräg gegen das Schloß des Schlafzimmers, und verwahre die Thüre desselben nicht allein mit Schloß und Riegel, sondern auch durch einen eingeschraubten Bohrer oder durch eine bekannte Nachtschraube. Auf diese Weise sichert er sich gegen einen plötzlichen Ueberfall, und wird wach, ehe noch die verwahrte Thüre eingebrochen werden kann; wo er sich entweder zur Gegenwehr zu setzen, oder Lärmen zu machen und um Hülfe zu rufen im Stande ist.

In den ältern Zeiten der Welt, wo man noch wenig den Handel kannte, waren die Reisenden meistens wißbegierige Philosophen und Gesetzgeber, oder doch Männer, die für sich und ihre Mitbürger nützlichen Unterricht suchten. Ihre Absicht war edel, frey vom gemeinen Eigennuz. Man glaubte, daß man ihnen auch eine uneigennützigte Aufnahme schuldig sey. Die Gastfreundschaft oder die Bereitwilligkeit einen Reisenden unentgeltlich mit den Bedürfnissen des Lebens zu versorgen, war daher eine allgemein beobachtete Tugend.

Das natürliche Gefühl, einem Fremden, der von dem Schutze seines Vaterlandes, von der Treue seiner Freunde, von der Zärtlichkeit seiner Familie getrennt, schwach und Hülfe bedürftig unter einem unbekanntem Himmel herum irrt, Unterhalt, und Sicherheit vor Verleibigungen zu verschaffen, machte Völker, die noch von der Kultur des Geistes und der Sitten weit entfernt waren, das allgemeine Gastrecht unter sich einführen. Sie führten es bey Lastern oder Gewohnheiten ein, die es zu zerstören schienen. Fremde ruheten in ihrem Schooße sicher und freundlich bewirthe, unterdessen daß sie rings um sich her ihre Räubereyen trieben, und gegen ihre Feinde jede Grausamkeit als erlaubt betrachteten. So waren verschiedene Völker des Alterthumes, besonders die Griechen, deren Gastfreyheit schon in den fabelhaften Zeiten sichtbar ward. So waren die Celtiberier, die Gallier, die Germanier, die Slaven, die, nach Helolds *) Bericht, ihre Gäste den Tag über damit bewirtheeten, was sie die vorhergehende Nacht gestohlen hatten.

*) Chron. Slav. lib. 1. c. 82.

Die Celtiberier, erzählt Diodor von Sicilien *), sind gegen Missethäter und gegen ihre Feinde grausam, aber gegen ihre Gäste sanftmüthig und freundlich. Allen Reisenden, aus welcher Gegend sie auch kommen mögen, bieten sie freiwillig Beherbergung an, und wetteifern unter einander in den Pflichten der Gastfretheit. Sie loben die, welche die Ankommenden begleiten, und glauben, daß sie den Göttern sehr werth sind.

*) Lib. V. 215.

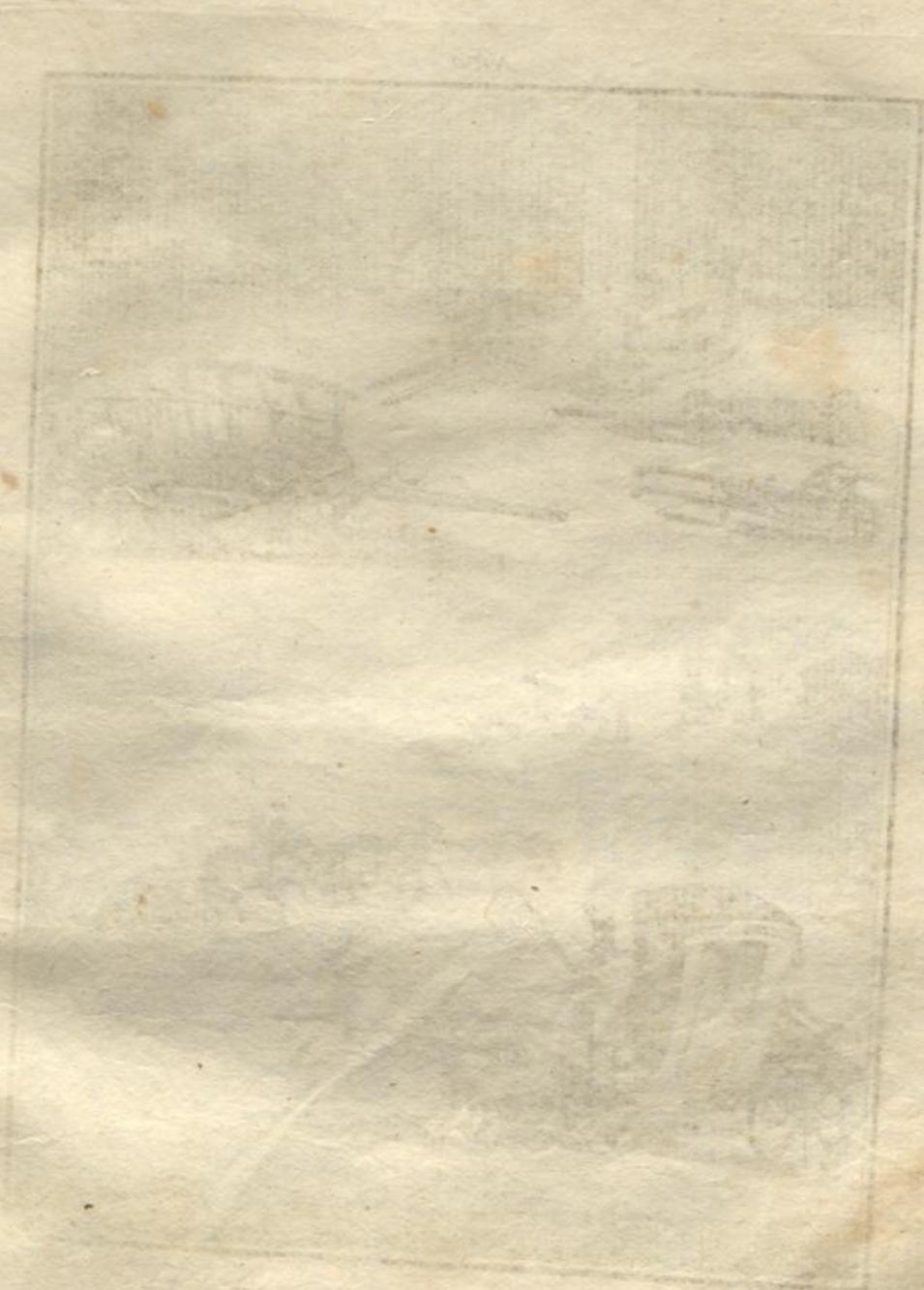
Eben so rühmt er *) die Gastfretheit der Gallier, nachdem er vorher die Wildheit ihrer Sitten in einem düstern Gemälde vorgestellt hat. Sie laden die Fremden zur Mahlzeit, und erst wann sie geendigt ist, fragen sie, wer sie sind, woher sie kommen. Der letzte Zug scheint eine gewisse Feinheit der Empfindung zu verrathen, der auf eine sonderbare Art mit der übrigen Rohigkeit dieses Volkes kontrastirt, aber auch schon häufig im Homer vorkommt.

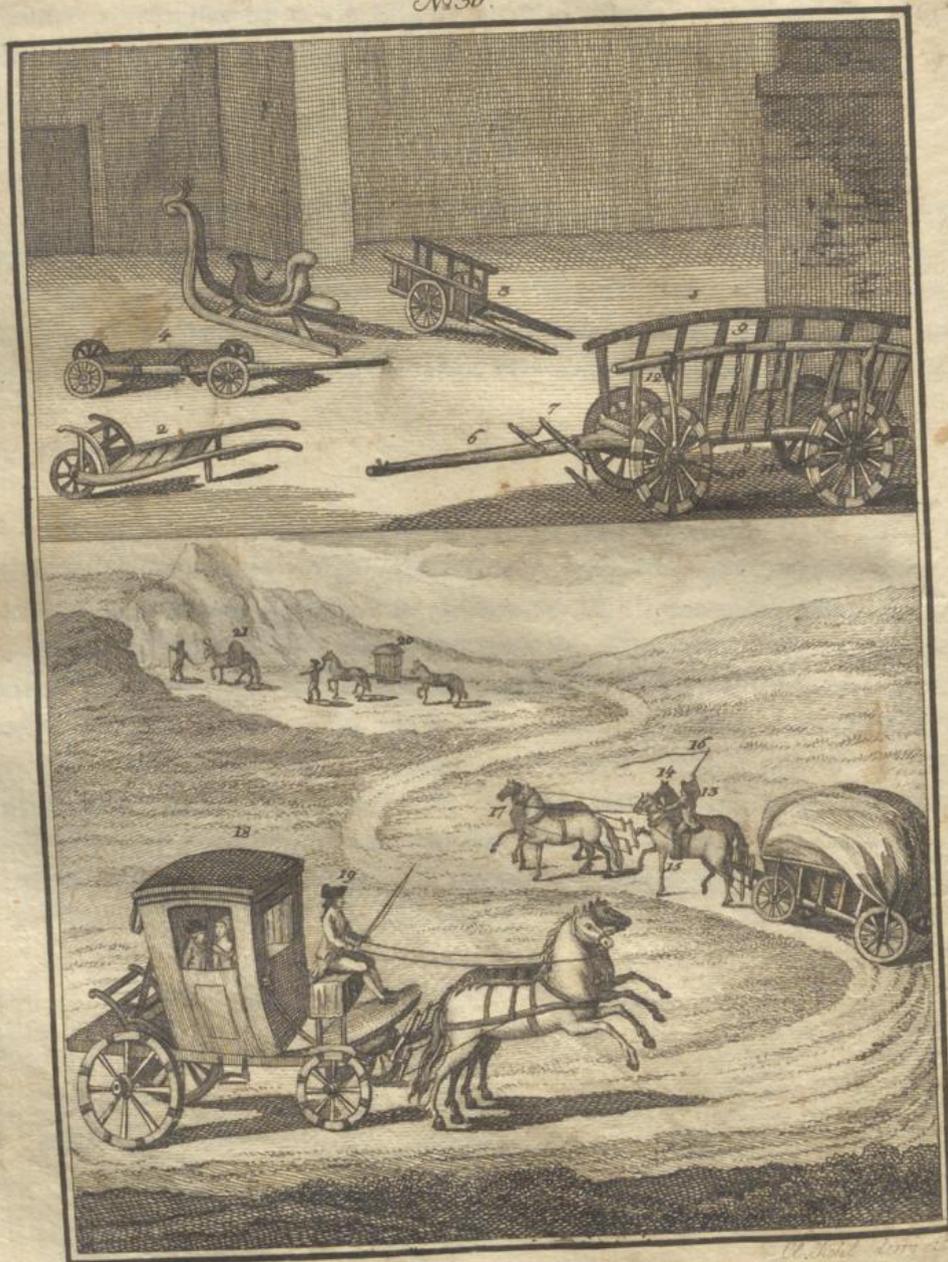
*) Lib. V. 212.

Die Germanier, welche Räubereyen nicht für schändlich hielten, sahen, nach Cäsars Bericht *), die Beleidigung der Fremden als ein großes Unrecht an. Aus welcher Ursache sie auch zu ihnen kamen, so schützten sie dieselben vor aller Beleidigung, hielten sie für heilig, öffneten ihnen ihre Häuser, und theilten ihnen ihre Speise mit. Eben dieses versichert Tacitus **). Kein Volk, sagt er, kann die Gastfretheit verschwenderischer ausüben, als die Germanier. Einen Fremden, er sey wer er wolle, vom Hause entfernen, halten sie für Unrecht; jeder nimmt ihn nach seinem Vermögen zur bereiteten Mahlzeit auf. Ist der Vorrath in einem Hause verzehret, so führen sie ihn ohne Einladung abzuwarten und ohne Bedenken zur Wohnung des Nachbarn, wo er mit eben so vieler Freundlichkeit aufgenommen wird. Ob es ein Bekannter oder Unbekannter ist, darauf wird nicht geachtet. Verlangt er bey seiner Abreise noch etwas, so wird es ihm gegeben.

*) De bello gall. VI.

**) De morib. Germanorum.





Sollero del.

G. Rossi del.

N^{ro}. 30.

1 Der Schlitten	traha, æ.	la treccia	le traineau	the sled (sledd)
2 der Schubkarren	pabo, onis, m.	la carriuola.	la brouette	the wheel-barrow (hwibi-barro)
3 der Karren	carrus, i.	il carretto	la charette	the cart (Färri)
4 der Wagen	currus, us, m.	il carro	le chariot	the wain (wähn)
5 der Last- oder Kist- Wagen	farraecum, plau- strum	il carro per le ba- gaglia	le chariot pour le ba- gage	the waggon (waglon)
6 die Deichsel	temo, onis, f.	il timone	le timon	the pol (pol)
7 die Wage	jugum, i.	il giogo	le joug	the yoke (joch)
8 die Fuge	compages, is, f.	le congiuntura	les assem- blages, jointures	the junctures (dschunnf- tures)
9 die Leitern	spondæ.	le sponde	les ridelles	the racks (räcks)
10 die Ase	axis, is, m.	l'asso	l'essieu	the axle-tree (äckseltrieb)
11 die Nägel	paxilli.	i chiodi	les hoppes	the nails (nähls)
12 die Lehne oder Lünse	obex, icis, m.	gli uncini	les esles	the fore-locks (fohrlocks)
13 der Fuhrmann	auriga, æ, m.	il vetturino	le charretier	the cart-r., waggoner (Färter, wagloner)
14 das Handpferd	parippus, i.	il cavallo da mano, timoniere	le cheval ti- monier, de main	the hand - forse (händ- bars)
15 das Sattelpferd	sellarius, ii.	il cavallo da sella	le cheval de selle	the saddle - horse (sätt- bars)
16 die Peitsche	foutica, æ.	lo staffile	le fouet	the whip, scourg (hwipp, spoudsch)
17 das Kummel	helcium, ii.	il collarone	le collier	the collar (Follär)
18 die Kutsche	carpentum, i.	la carrozza	la carosse	the coach (Fohsch)
19 der Kutscher	plentum, i. rheddarius, ii.	il cocchiere	le cocher	the coachman (Fohsch- män)
20 die Senfte	lectica, æ.	la lettigha	la litiere	the litter (lit'r)
21 das Saumros	jumentum clitel- larium	il giumento da ba- sto, u somaro	la bête de somme, le sommier	the pack - horse (päck- bars)

D a s F u h r w e r k .

Unter dem Worte Schlitten versteht man ein Fuhrwerk ohne Räder, welches auf zwey Kufen oder vorn gekrümmten Balken siehet, im Winter auf dem Schnee oder Eise darin schnell fort zu gleiten.

Der Schiebock, oder wie man ihn in Oesterreich nennt, der Schubkarren ist ein mit einem kleinen Rade versehenes Gerüst, welches aus zwey langen mit Quersprossen versehenen Hölzern besteht, und gegen das vordere Ende zu etwas geschweifte Sprossen hat, unter welchen das Rad mit den Zapfen seiner Welle in den Büchsen der Enden der langen Seitenhölzer läuft. Man kann darauf eine Last laden, die ein Mensch, welcher mit einem Tragriemen (einer sogenannten Hülse) die beyden Vorderenden der langen Seitenhölzer, zwischen welchen er geht, umschlungen hat, fortschieben kann, welches durch das Umlaufen des Rades erleichtert wird. Je länger die Karrenbäume sind, und je näher die Last dem Rade liegt, desto weniger wird der Schubkarrenfahrer zu heben und zu tragen bekommen; allein desto tiefer schneiden die Räder ein, und desto mehr Kraft wird zu dem Fortschieben des Karrens erfordert.

Von dem Schubkarren unterscheidet sich die Radbärge, oder wie sie in Oesterreich heißt, die Schiebtruhe; sie ist ein mit Eisen beschlagener und an einem Rade beweglicher Kasten, den ein Mensch vorn fährt, hinten aber schiebt und trägt, um darin Lasten von einer Stelle zur andern zu bringen. Es bedienen sich desselben z. B. die Gärtner, Ziegelstreicher, Zeichgräber und andere Arbeitsleute, Steine und Unkraut aus den Gärten zu bringen, hingegen gute Erde und den Dünger damit von einem Orte zum andern zu schaffen, auch die ausgegrabene Ziegel- oder Leicherde, Steine und anderes, an gehörige Orter zu führen. Dergleichen haben auch die Mäurer, womit von den Handlangern Kalk, Sand und Steine herbey gefarret werden. Es besteht derselbe aus einem beynabe viereckigen, nicht so tief als breiten Kasten, von rothbuchenem, Rüstern- oder anderm zähem Holze, daher er von einigen auch der Kastenkarren genannt wird. Seine beyden Seitenbretter laufen hinten und vorn ausgeschweift zu, da denn die hintern Theile, die eine ziemliche Länge haben müssen, zu

Handgriffen dienen, die vordern aber ein Rad, wie bey einem Schiebebocke, zwischen sich haben, worauf der Kasten fort geschoben wird.

Das sehr alte Wort Karren scheint seinem ursprünglichen Umfange nach, einen jeden Wagen, ein jedes mit Rädern versehenes Fuhrwerk bedeutet zu haben; heut zu Tag wird gewöhnlich unter diesem Worte ein Fuhrwerk mit zwey Rädern verstanden.

Der zweyräderigen Karren bedienen sich die Fuhrleute in gebirgigen und klippigen Gegenden, vornehmlich wenn es bergan geht, mit großem Nutzen. Sie werden aber nur mit ein, zwey bis vier, höchstens fünf Pferden vor einander bespannet, welche ebenfalls ein Mann regiert. An solchen Orten können sie wegen der engen Tief- oder Hohlwege, mit zwey Pferden neben einander nicht wohl fort kommen, indem die Pferde sonst nahe an dem Geleise, welches sehr tief ist und aus hartem Gesteine besteht, gehen müßten, und leicht in dasselbe hinglitschen, und die Beine brechen müßten, welches hingegen, wenn die Pferde in der Mitte gehen, nicht so leicht zu befürchten ist. Es kann auch ein Pferd, wenn es auf beyden Seiten frey ist, weit besser gehen und seine Dienste thun; überdies liegt alle Last nicht allein auf den Rädern, sondern das Gestellpferd trägt einen großen Theil davon. Auch die hohen Räder erleichtern den Gang des Wagens ungemein, daher sie auch bey den steilen Wegen, 7 bis 8 Centner auf ein Pferd gerechnet, bequem fort bringen können.

Ein Gerüst, gewöhnlich auf vier Rädern Lasten darauf fort zu bringen, heißt ein Wagen. Die Räder unterscheiden ein solches Gerüst von einem Schlitten, die Zahl der Räder aber von einem Karren.

Unter dem Worte Rüstwagen verstand man eigentlich einen großen starken Wagen, worauf die ehemahligen Kriegsmaschinen, oder Rüstzeuge, ingleichen alles schwere Gepäck den Armeen nachgeführt wurde. In weiterer Bedeutung pflegt man jetzt einen jeden großen Leiterwagen, Waaren und andere Geräthschaften darauf zu führen, einen Rüstwagen zu nennen; zum Unterscheide von den kleinern Feld- und Leiterwagen.

Die vorzüglichsten Theile eines Wagens überhaupt und eines Rüstwagens insbesondere sind die Deichsel, die Wage, die Suge, die Leitern, die Axen, um welche die Räder laufen, denen die Nängel und die Lehne oder Lünse vorgefügt werden.

Ueberhaupt heißt ein jeder großer ganz bedeckter Wagen eine Kutsche, in welchem Verstande noch ein Kammerwagen eine Landkutsche, Postkutsche oder auch nur die Kutsche schlechthin genannt wird. In engerer Bedeutung ein ganz bedeckter Wagen mit einem Himmel. Die Mietzkutsche, Staatskutsche, welche man jetzt lieber mit einem französischen Worte eine Carosse nennet *).

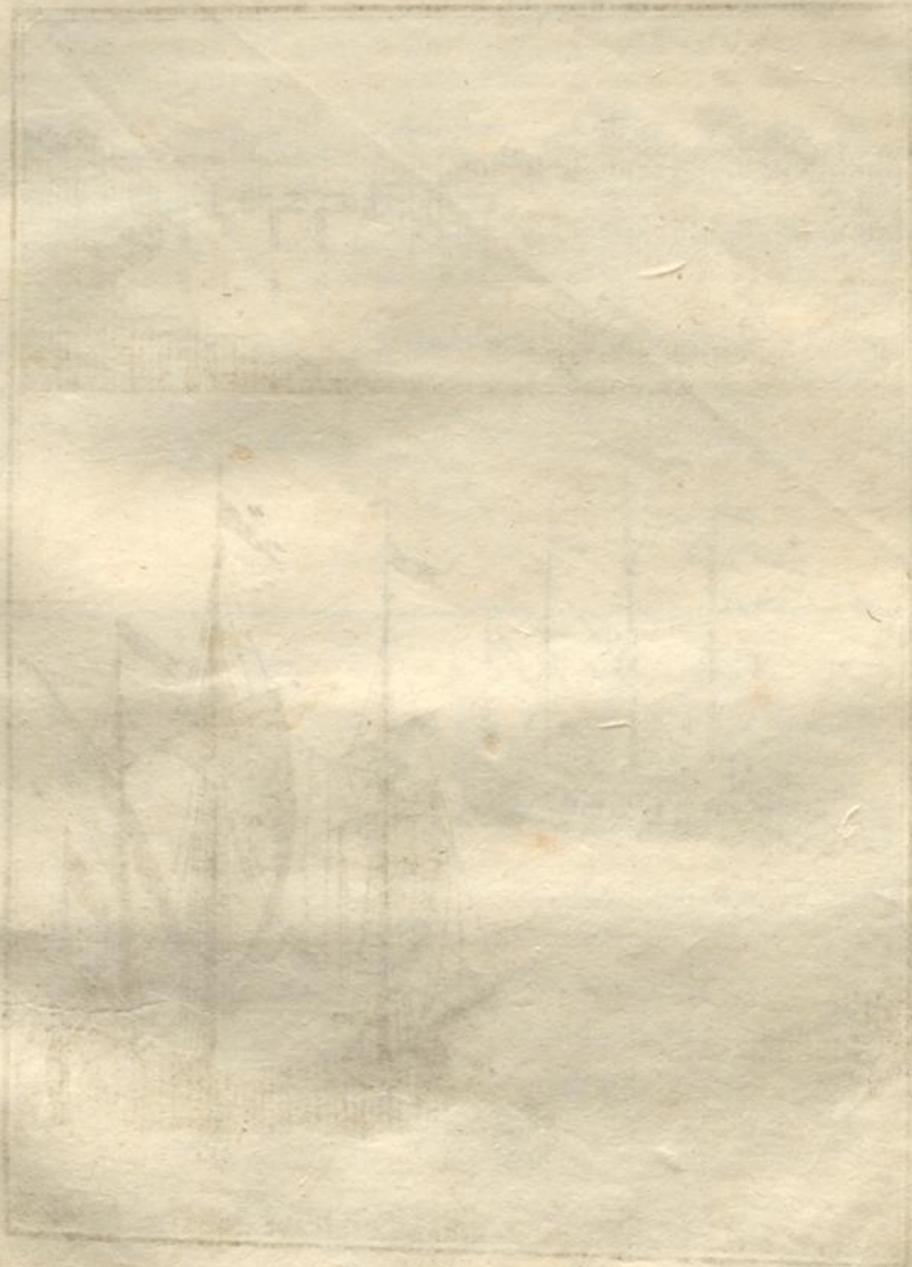
*) M. D. Cornides sucht (in seiner dem ersten Stücke des Ungarischen Magazins eingerückten Abhandlung) zu beweisen, daß diese Gattung von Wagen aus Ungarn herkommen, und daß sie von ihrem eigentlichen Geburtsorte, dem Flecken Kutze oder Cogi (heut zu Tag der Marktflecken Kitzee in der Wieselburger Gespannschaft) den Namen K u t s c h e erhalten, und auf andere Völker fortgepflanzt habe. In eben diesem Magazin, im vierten Stücke, wird die Meinung des Hrn. D. Cornides von dem ungenannten Verfasser des Briefes: Ueber die Erfindung der Kutschen dahin berichtet, daß derselbe zwar eingestehet, daß die Kutschen eine in Ungarn entstandene Erfindung sind; allein die ersten Erfinder dieses Fahrzeuges Zipfer gewesen seyn müssen, die derselben nach ihrer Sprache und Mundart den schicklichen Namen K u t s c h e gegeben haben.

Die Rossbaare oder Sänfte wird von zwey Pferden oder Maulthieren getragen.

Ueber unwegsame Gebirge bedient man sich statt der Wagen der Trag- oder Saumrosse.

hem
sche
im-
or-

18 24



m-



Sollner del.

Ch. Nahl sculp.

N^{ro} 31.

1 Das Schiff	navis, is, f.	la nave	le navire	the schip (schipp)
2 der Ruderknecht	remex, igis, m.	il vogatore, rema- tore	le rameur	the rower (roher)
3 das Ruder	remus, i.	il reme	la rame	the oar (ohr)
4 das Last- und Kriegs- schiff	navigium, ii.	il vascello	le vaisseau	the man (männ)
5 der Vordertheil	prora, æ.	la proda	la proue	the prow (proh)
6 der Hintertheil	puppis, is, f.	la poppa	la poupe	the poop (puhp)
7 das Steuerruder	clavus, i.	il timone	le gouver- nail	the rudder, helm (ruddy, hellm)
8 der Mastbaum	malus, i.	l'álbero	le mat	the mast (masse)
9 die Segelstangen	antennæ.	le corde	les étails	the stays (stáhs)
10 die Segel	vela.	le vela	les voiles	the veils (vehle)
11 die Flagge	aplustre, is, n.	la bandiera	le pavillon	the flag (flágt)
12 der Anker	anchora, æ.	l'ancora	l'ancre	the anchor (änker)
13 der Bootsknecht, Matrose	nauta, æ.	il marinaio	le matelot	the seaman (sibmân)

Die Schifffahrt.

Da wir in dem vorigen Blatte von den verschiedenen Fahrzeugen gehandelt haben, deren sich die Menschen bedienen, um Lasten auf dem festen Lande von einem Ort zu dem andern zu bringen, so wollen wir in diesem Stücke die verschiedenen Fahrzeugen betrachten, wovon die Menschen in eben dieser Absicht auf dem Wasser Gebrauch machen.

Unstreitig muß derjenige viel Verwegenheit gehabt haben, der sich zuerst auf einem schwachen Brette der stürmischen See überlassen hat. Schwimmendes Holz, das ihm ins Gesicht fiel, kann ihn leicht auf den Gedanken gebracht haben, vermittelst desselben auf dem Wasser zu fahren. Es ist aber mit dieser Fahrt, mit der Schifffahrt, wie mit andern Erfindungen gegangen. Sie ist erst nach und nach zur Vollkommenheit gebracht worden, und hat mehr als 1000 Jahre gebraucht, ehe sie in den Zustand gekommen ist, worin wir sie jetzt sehen.

Die ersten Wasserfahrzeuge bestanden aus Baumrinden, aus ausgehöhlten Bäumen, aus Schaalen von großen Schildkröten, oder wohl gar aus Thierfellen. Es gibt noch jetzt viele wilde und arme Völker in allen Welttheilen, welche keine andere Schiffe haben. Solche armselige Fahrzeuge sind freylich nur auf Flüssen, und höchstens nur an den Ufern hin brauchbar, und weiter erstreckte sich auch die Schifffahrt eine geraume Zeit nicht. Selbst da, als die Phönizier, Griechen und andere handelnde Völker anfangen große Schiffe zu bauen, that man mit denselben zwar weite Reisen; allein man fuhr doch immer nur längst den Küsten hin, damit man bey dem geringsten Ansehe eines Sturmes in einen Hafen einlaufen konnte.

Erst im fünfzehnten Jahrhunderte wurde die Schifffahrt durch den Compaß um vieles erleichtert. Es ist derselbe eine in einer Büchse verwahrte, auf einem Stifte von Messing im Gleichgewicht schwebende Stahlnadel, deren Spitze mit dem Magnetsteine bestrichen ist. Indem sich nun dieselbe beständig gegen den Nordpol wendet, so werden die Schiffer dadurch unterrichtet, welchen Weg sie auf dem Meere machen müssen. Vor dieser Erfindung richteten sie sich allein nach dem Gestirne, und hatten, wenn Nacht und Ungewitter dieselben verbargen, immer lebendige Vögel bey der Hand, davon sie nach und nach einen fliegen ließen, und dessen Fluge sie folgten, in Meinung, daß sie aus natürlicher Empfindung die Gegend des Landes zu finden wissen. Durch den Compaß aber, den sichersten Wegweiser, bekamen auch die Schiffe ein ganz anderes Ansehen. Da man nunmehr sehr weite und große Reisen unternehmen konnte, so mußten die Schiffe viel größer und stärker gebaut werden, als bisher; welches auch um des Geschützes willen nöthig war, mit welchem man die Schiffe besetzte, und welches man vorher gleichfalls nicht gekannt hatte.

Ein Wasserfahrzeug wird bewegt, entweder durch Stangen oder durch Ruder, oder durch den in den Segeln aufgefangenen Wind, oder durch dem Strom, oder auf mehr Arten zugleich.

Ein hohles Fahrzeug auf dem Wasser mit einem vertieften Boden heißt in der gewöhnlichsten Bedeutung ein Schiff, zum Unterschiede von einem Wasserfahrzeuge, mit einem flachen Boden, oder einer Prahme, einem Floße.

Ehedem, da unsere heutigen großen Schiffe noch unbekannt waren, hieß ein jeder kleiner Kahn oder Rachen schon ein Schiff. Jetzt ist dieses Wort nur noch die allgemeine Benennung aller großen Fahrzeuge dieser Art, um sie von den kleinern zu unterscheiden.

Man bauet vornehmlich zwey Arten von Schiffen: Kauffareyschiffe und Kriegsschiffe. Jene werden blos zur Handlung gebraucht, und haben wenige oder gar keine Ka-

nonen, und nur so viel Leute, als zum Dienst des Schiffes nothwendig sind. Ihre Größe wird nach der Zahl der Tonnen berechnet, die sie führen können. Eine Tonne hält 2000 Pfund. Ein Schiff von 40 Tonnen kann also eine Last von 80000 Pfund tragen.

Die Kriegs- oder Orlogschiffe sind weit größer und stärker als die Kauffartheschiffe. Da sie zum Kriege gebraucht werden, so werden sie auch mit Kanonen und Soldaten besetzt. Die größten derselben, welche auch Schiffe vom ersten Range heißen, führen gemeiniglich hundert Kanonen und tausend Mann Soldaten. Die kleinsten nur 16 Kanonen und 150 Mann. Ein großes Kriegsschiff ist 162 Fuß lang, 44 Fuß breit, und 20 Fuß tief. Sein großes Segel erfordert 363 Ellen Leinwand; zu allen Segeln zusammen genommen aber, sind 1404 Ellen nöthig. Es kostet ungefähr 2 Tonnen Goldes zu bauen *), und kann, wenn es gut gebaut ist, und nicht verunglückt, 40 bis 50 Jahre gebraucht werden. Alle Kriegsschiffe, welche so groß sind, daß sie bey einem Seetreffen mit in die Linie gestellt werden können, werden auch Schiffe von der Linie genennet, und alle Kauffartheschiffe und Kriegsschiffe, weil ihr Bord oder Rand hoch über dem Wasser hervor raget, Schiffe vom hohen Borde.

*) Hr. Büsching theilt im 6. Thl. S. 445 seiner Lebensbeschreibung folgende Rechnung von den Bau- und Ausrüstungskosten einiger Kriegsschiffe von 70 und 60 Kanonen mit, welche in Schweden neu erbauet und ausgerüstet worden sind. Ein Kriegsschiff von 70 Kanonen hat 153,114 fl. und ein Kriegsschiff von 60 Kanonen 97845 fl. sächsischen Geldes zu bauen gekostet. Hier ist aber von bloßen Schiffen ohne Equipage und Mannschaft, ohne Besütz und Kriegsbedarf und ohne Lebensmittel die Rede. In England rechnet man die Kosten eines Schiffes:

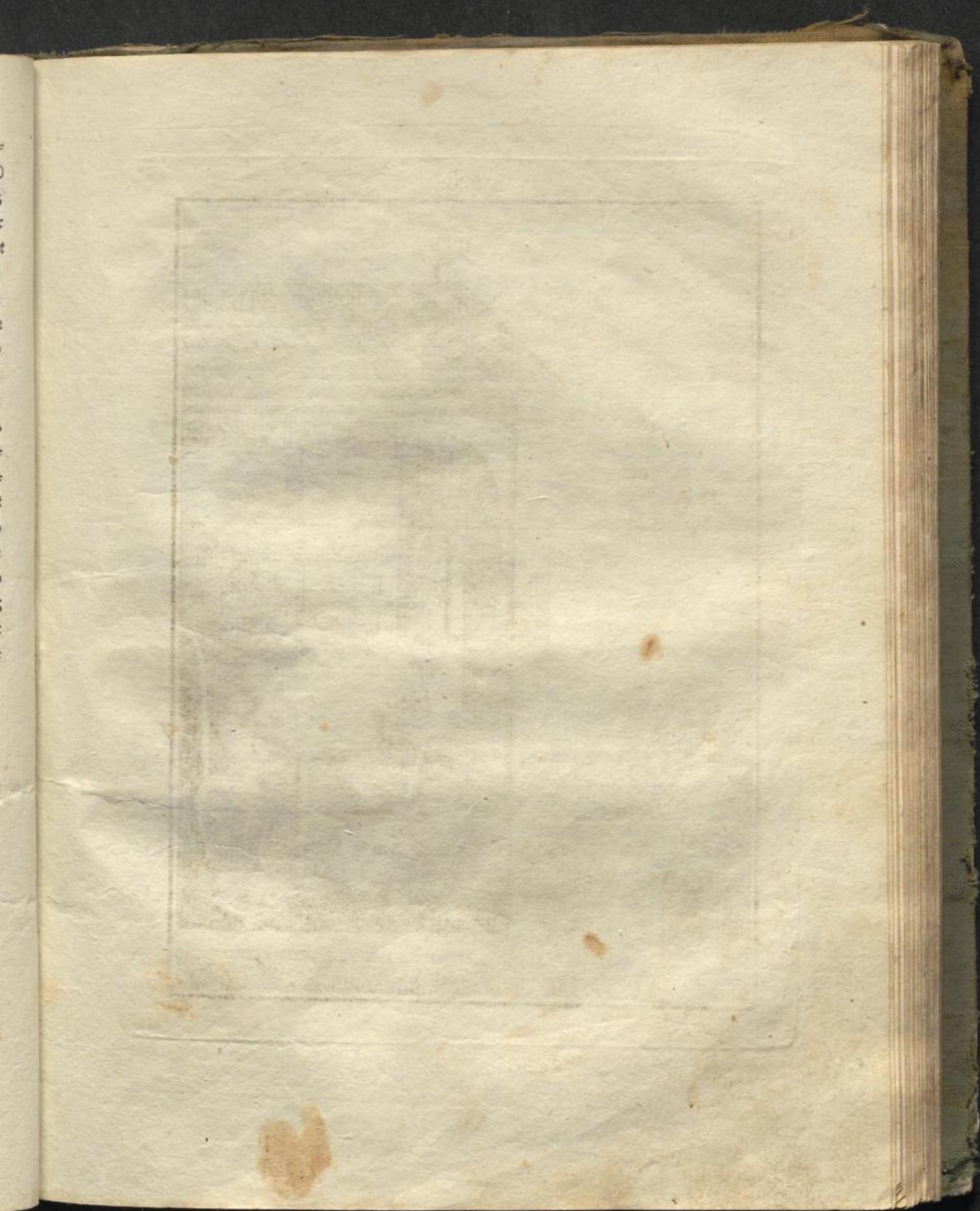
von 100 Kanonen	85,558	Pfund	Sterling	zu 9 fl.	819,957
— 90	29,885	—	—	oder	258,947
— 80	23,698	—	—	—	212,472
— 70	17,785	—	—	—	158,865
— 60	14,197	—	—	—	125,773
— 50	—	—	—	—	95,454
— 40	—	—	—	—	63,022
— 30	—	—	—	—	52,614
— 20	—	—	—	—	33,390

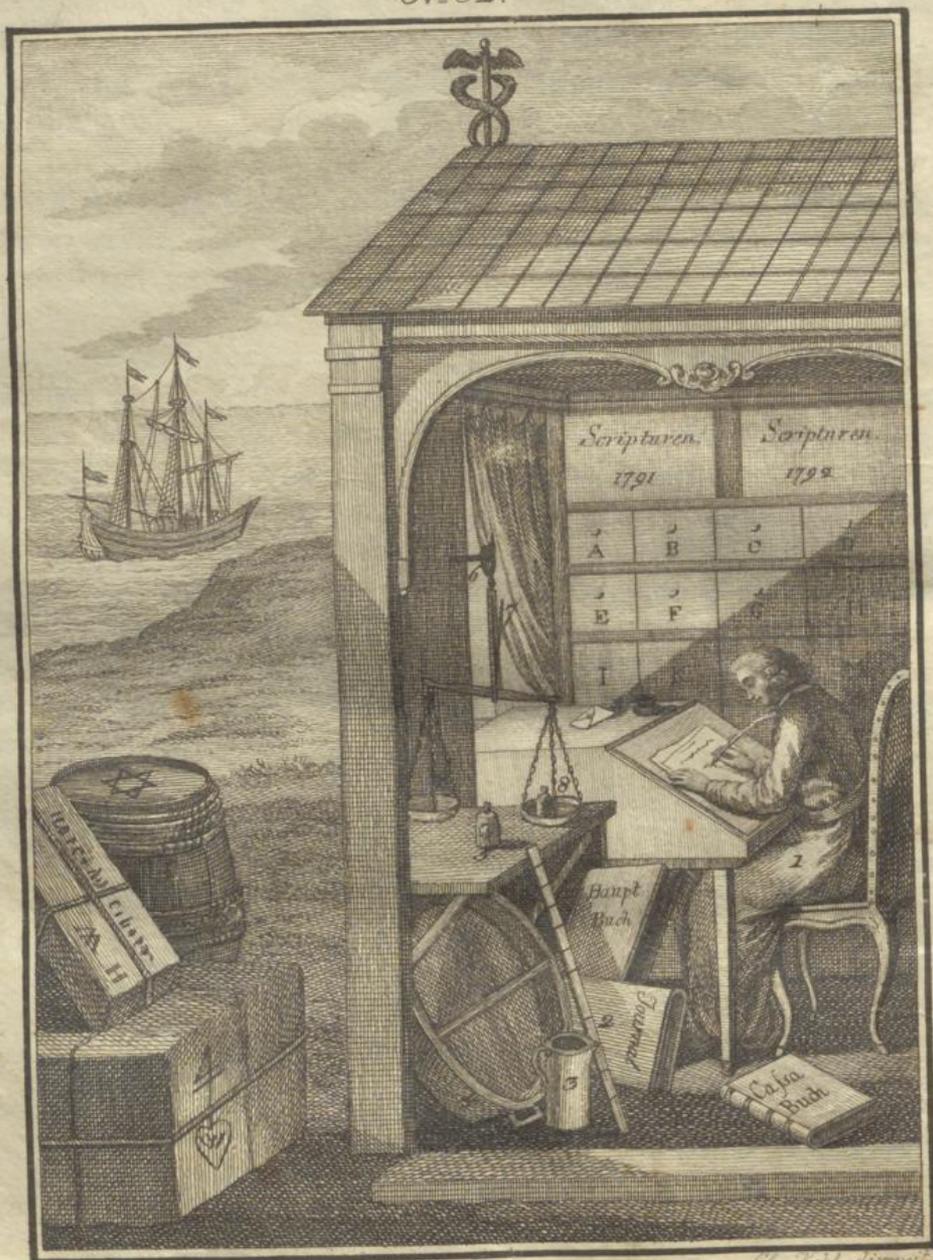
Die gewöhnlichen Seeoffiziere und Schiffsbediente, welche sich vornehmlich auf einem großen Kriegsschiffe befinden, sind folgende: 1) der Schiffs-Capitän, welcher über alle Offiziere, Soldaten und Matrosen das Commando führt; 2) der Schiffs-Lieutenant, welcher die Geschäfte und Befehle des Capitäns ausrichtet; 3) der Schiffs-Commendeur, der stets die Soldaten in guter Ordnung erhalten muß; 4) der Schiffs-Prediger; 5) der Schiffer, der die Aufsicht über die Segel und alle Equipage hat; 6) der Steuermann; 7) der Hoch- oder Hauptbootsmann, der hauptsächlich über die Anker und deren Gebrauch gesetzt ist; 8) der Schreiber; 9) der Barbier; 10) der Schiffszimmerman; 11) der Constabler; 12) zehn bis

zwölf Büchsenmacher; 13) der Schieman, oder Quartiermeister, welcher insonderheit die Aufsicht über die Pompen hat; 14) der Proviantmeister, nebst seiner Maat oder Gehülffen; 15) der Mundkoch; 16) der Schiffskoch; 17) der Bootsmann, oder Wegweiser in den Hasen; 18) der Segelmacher; 19) der Tischler; 20) der Schmied; 21) der Feuerwerker; 22) der Profos; 23) Bootskleute oder Matrosen; 24) Soldaten, deren bis 300, und mehr gezehlet werden.

Eine beträchtliche Anzahl von Kriegsschiffen heißt eine Flotte, und eine kleinere eine Eskadre oder ein Geschwader. Was die Festungen auf dem Lande sind, eben das sind die Kriegsschiffe auf dem Lande.

Ausser den Last- und Kriegsschiffen gibt es noch mehrere Schiffe: 1) Transportschiffe, deren man sich bedient, um Truppen von einem Lande in das andere über zu setzen; 2) Branders, die man mit brennbaren Materien angefüllet, anstecket, und in die Mitte der feindlichen Schiffe treibet; 3) Galeeren, mit niedrigem Borde, die man sowohl mit Segeln als mit Rudern regieren kann. Zu Ruderknechten werden Missethäter genommen, deren oft gegen 300 auf einer einzigen Galeere, zu beyden Seiten derselben, Tag und Nacht arbeiten müssen. Die größte Art derselben heißt Galeosen, und die kleinste, Galioten; 4) Chalupen, lange, und spitze Fahrzeuge, welche nebst den 5) Booten, an die grossen Schiffe angehängt werden; 6) die Jagt, ein leichtes, zu Schnellsegeln eingerichtetes Fahrzeug; 7) Gondeln, eine Art Chalupen, deren man sich vornehmlich zu Venedig bedienet; und endlich 8) große Rähne oder Schuten, und kleine Rähne.





Sellner del.

Ch. Kohl sculpit.

N^{ro}. 32.

Die Handlung, das Commerz	mercatura, z. commercium, ii.	il negozio, traffico	le negoce, commerce, trafic	<i>the traffick</i> (traffick)
die Waare	merx, ercis, f.	la mercanzia, robba	la marchan- dise	<i>the ware</i> (waare)
der Preis	pretium, ii.	il prezzo	le prix	<i>the price</i> (preis)
das Geld,	pecunia, z.	il danaro	l' argent,	<i>the money</i> (monni)
die Münze	moneta	la moneta	monnaie	
1 der Kaufmann	mercator, oris.	il mercante	le marchand	<i>the marchant</i> (merck- schänd)
der Krämer	tabernarius, ii.	il bottegaro	le bouti- quier	<i>the tradesman</i> (krähde- mann)
2 die Elle	ulna, z.	il braccio	l' aune	<i>the ell</i> (ell)
3 die Maßkanne	congius, ii.	il bocale	le pot	<i>the pot</i> (patt)
4 der Scheffel	medimnus, i.	lo stajo, moggio	le boisseau	<i>the bushel</i> (busschill)
5 das Gewicht	pondus, eris, n.	il peso	le poids	<i>the weight</i> (weht)
6 die Waage	bilanx, ancis, f.	la bilancia	la balance	<i>the balance</i> (bällans)
7 das Zünglein	examen, inis, n.	l' ago, la linguella	la languette	<i>the tongue</i> (tonngl)
8 die Waagschale	lanx, ancis, f.	il bucino	le bassin	<i>the skale</i> (stähl)

Der Kaufmann.

Unter allen Arten zu handeln ist der Tauschhandel die erste, und beynähe so alt als die Welt. Denn nachdem Gott wider den ersten Menschen das Urtheil ausgesprochen hatte, daß er im Schwelge seines Angesichtes sein Brot essen solle, brachte die Erde ferner nichts ohne menschliche Beschäftigung hervor. Solches nöthigte die Menschen, insonderheit bey ihrem größern Anwachs, daß sie die Arbeiten unter einander theilten, und der eine sich auf den Ackerbau legte, ein anderer auf die Viehzucht, der dritte auf den Weinbau, u. s. w. Alle diese Handarbeiten erforderten gewisse Werkzeuge, und die Blöße des menschlichen Körpers wollte bedeckt seyn; daher widmeten sich wieder andere den Handwerken und Manufakturen. Auf solche Art entstanden unter den Menschen besondere Stände. Eben dieser Ursprung der verschiedenen Stände ist auch der Zeitpunkt, von welchem an man den allerersten Ursprung des Tauschhandels zu rechnen hat. Denn da man sich anfangs nur auf höchst nothwendige Dinge legte, so konnte kein Stand den andern in Ansehung seiner Hände Arbeiten entbehren; folglich fiengen die Menschen an, dasjenige was sie von des andern Produkte oder Arbeit

gebrauchten, gegen die Früchte ihres Fleisches zu schätzen und zu vertauschen, wodurch denn ein jeder dem Mangel derer Dinge, die ihm fehlten, abhalf, so daß z. B. der Schäfer von dem Ackermanne Korn gegen Fleisch; dieser von denen, welche in Eisen arbeiten, Werkzeuge gegen Korn u. s. w. eintauschte.

Es ist wahrscheinlich, daß man nicht gleich anfänglich diese Schätzung so genau genommen, und jedem Dinge einen gesetzten Preis beygelegt, sondern daß vielmehr einer dem andern mit seinem Eigenthume nur ausgeholfen habe, ohne vorher gegangene genaue Untersuchung, ob man zu viel oder zu wenig gäbe, die öftern Vorfälle aber haben nach und nach den Dingen einen gewissen Preis gegen einander aufgeleget.

Dieses konnte aber nicht süglich ohne Maß und Gewicht geschehen; Sachen, so an einem Stück hangen, werden mit der Elle, flüssige mit dem Maße, und dürre, trockene Sachen mit dem Scheffel gemessen. Die Schwere der Dinge untersucht man mit Gewichten auf der Waage. Das Gewicht ist schon zu denen Zeiten bekannt gewesen, da man angefangen hat, die Waaren gegen Metall zu vertauschen, als welches gegen die Waaren gewogen worden ist.

Nachdem der Menschen immer mehr wurden, und mit solchen sich auch insonderheit die Kunstprodukte durch neue Erfindungen vermehrten, bemerkte man bey dem Tauschhandel eine doppelte Unbequemlichkeit, die solchen beschwerlich, ja endlich ganz und gar unzureichend machten. Die erste war, daß einer oft lange suchen mußte, bis er denjenigen antraff, welcher die Waaren besaß, die er nöthig hatte, und dem auch wieder die seinige anständig war. Die zweyte Unbequemlichkeit bestand darin, daß gar selten die Waare, welche man brauchte, am Werthe eben so viel betrug, als die andere, welche man dagegen umsetzen konnte.

Beide Unbequemlichkeiten hingegen brachten die Menschen auf den Einfall, eine gewisse Materie, die bequem wäre, bey sich zu führen, und dafür man alles übrige in großer und kleiner Menge eintauschen könnte, als eine allgemeine gleichgiltige Ersetzung des Werthes der Dinge anzunehmen und fest zu setzen. Man fand, daß Gold, Silber und Kupfer das geschickteste dazu sey, und bediente sich daher dieser Metalle nach und nach, um andere Waaren dafür zu bekommen. Anfangs hat man sie nur ungeprägt gebraucht, und die Stücke gegen die Waaren, deren Werth man nach dem bloßen Gewichte solcher allgemein angenommenen Metalle bestimmte, einander zugewogen, wie etwa noch heutiges Tages in großen Handlungen, insonderheit der Wechsler, die kleine Scheidemünze, um des Zählens überhoben zu seyn, vielfältig ausgewogen wird. Da endlich auch das Darwegen des Goldes und Silbers noch viele Unbequemlichkeiten bey sich führte, fieng man an, nach Art der heutigen

Münzen, das Gold und Silber in kleinere Stücke von gewissem Gewichte zu zerschneiden, und sie, damit der Gehalt kenntlich wäre, mit besondern Unterscheidungszeichen, die den eigenthümlichen Werth eines jeden Stückes anzeigen, zu bemerken. Nunmehr wog man einander nicht mehr das Metall zu, sondern man zählte es einander gegen die Waare zu. Das zugewogene und gezählte Metall ist jederzeit unter dem Nahmen des Geldes bekannt gewesen.

Von dieser Veränderung, da man angefangen hat, statt des Tauschens der Waare gegen Waare, für die erkauften Sachen Geld abzuwägen, oder zuzuzählen, ist die zweyte Art der Handlung, nämlich der Kaufhandel entstanden, als welcher nichts anders ist, als eine Vertauschung der Waaren gegen Metall oder Geld.

Die Wissenschaft eines Kaufmanns besteht in der Kenntniß der Waaren und deren Abgang, im Rechnen, in der Korrespondenz in allerley Sprachen, in der Kenntniß der Münzen und des Wechselkurses, in dem Buchhalten und dem Handlungsrechte. Die Waaren selbst sind verschieden. Es gibt Natur-Waaren, z. B. Metalle, Weine, Del, Wolle u. d. gl. und Fabrik-Waaren, z. B. Lächer, Zeuge, Strümpfe u. d. gl. Die Waaren an den rechten Ort zu bringen, bedingt er Schiffen und Fuhrleuten die Fracht. Zum Auf- und Abladen, zum Packen und andern solchen Verrichtungen hält er einige Hausgenossen oder bedingte Arbeitsleute. Er selbst, mit andern Gehilfen, welche man Buchhalter, Kaufmannsdiener und Kaufmannspursche nennet, arbeitet mehrentheils in dem Comptoir oder in der Schreibstube, schreibt Briefe an fremde Kaufleute, mit denen er Gewerbe hat oder haben will, und hält seine Handlungsbücher, worin er aufschreibt 1) was für Waaren er kommen und abgehen läßt, 2) wie viel Geld er für Waaren einnimmt und ausgibt, und 3) was er an Passiv-Schulden zu bezahlen, und an Aktiv-Schulden einzufordern hat, u. s. w.

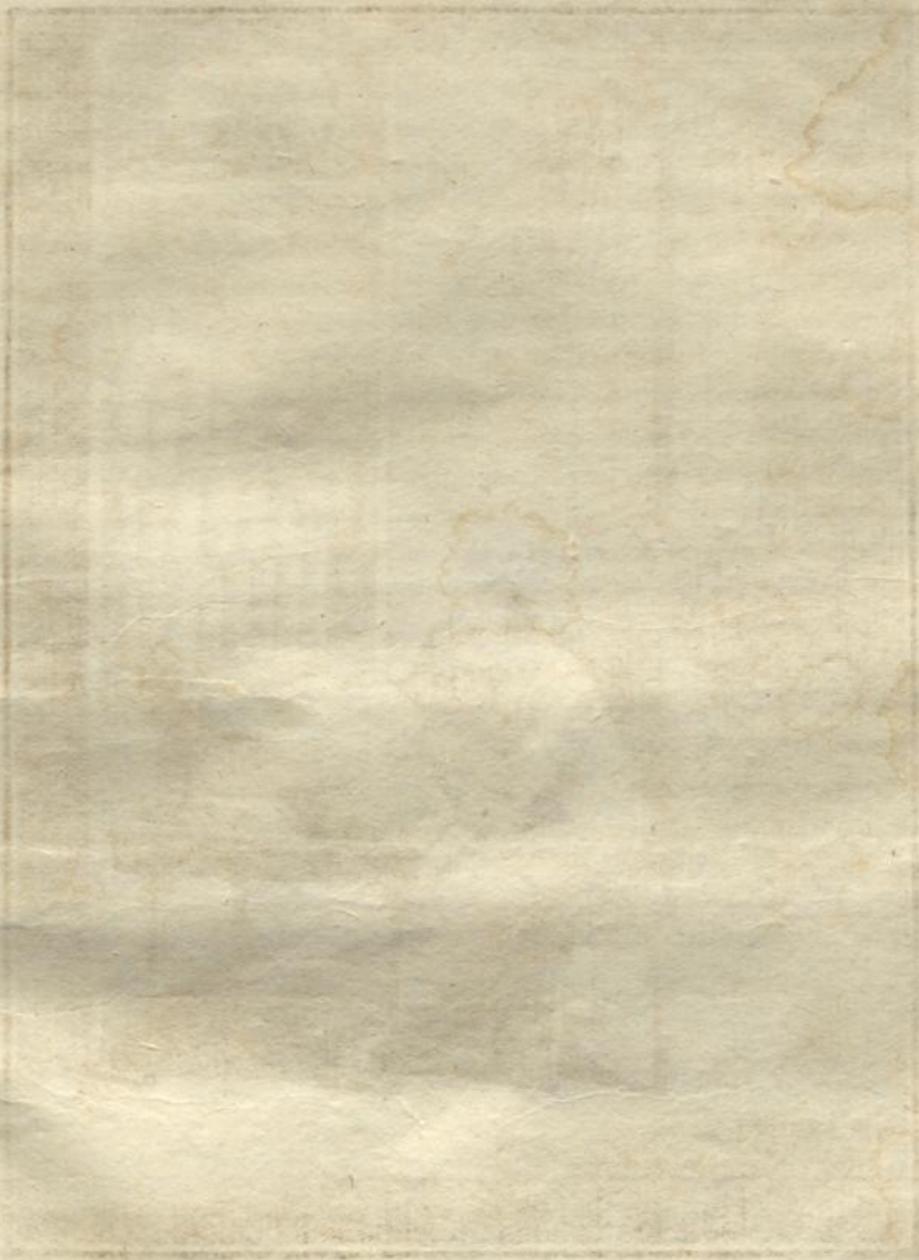
Es gibt verschiedene Gattungen von Handlungen. Handlungen im Großen und im Kleinen, mit versperreter und mit offner Thüre; Spezerey - Material - Manufaktur - Galanterie-Handlungen u. d. gl. Die Handlung im Kleinen führt der Krämer.

Da Waaren, welche zur See versendet werden, leicht untergehen können, so gibt der Kaufmann (wenn er nicht reich genug ist, den besorglichen Verlust zu ertragen) von dem Werthe der Waaren einen kleinen Theil als Prämie einem Versicherer (Assekuranten), welcher ihm dafür im Fall eines Unglücks den ganzen Schaden zu ersetzen verspricht; und welcher es auch thun kann, weil er entweder reich genug dazu ist, oder bey glücklichen Fällen so viel kleine Prämien einsamlet, daß er die seltenen Unglücksfälle ertragen kann, und dennoch gemeiniglich von dem ganzen Gewerbe seiner Versicherung (Assekuranz) Vortheil hat.

Die Handelsleute haben an gewissen Orten ihre Commissionärs und Faktoren, welche in ihrem Nahmen oder für ihre Rechnung kaufen und verkaufen, Geld bezahlen und Geld empfangen, Waaren annehmen und abschicken, und einen Lohn oder Provision dafür erhalten, wovon sie leben.

Ein Kaufmann, welcher ein ordentliches und hauswirthliches Leben führt, ist eine der menschlichen Gesellschaft höchst nützliche Person. Mancher Kaufmann macht sich um das Publikum oft unendlich mehr verdient, als hundert und tausend andere Leute, welche in Ihren Gedanken, oder dem bürgerlichen Range nach, weit über den Kaufmann erhaben sind. Jeder vernünftige Mensch muß eingestehen, daß die Kaufmannschaft den Staat mächtig und glücklich macht; daß der Kaufmann alle Völker des Erdbodens mit einander in eine freundschaftliche Verbindung setzt; daß er die in allen Ländern zerstreuten Gaben der Natur gemeinlich macht, indem er die Waaren, die in einem Lande ihres Ueberflusses wegen verderben müßten, in ein anderes bringt, wo an denselben ein Mangel ist, und daß er einem jeden Menschen die Erlangung der zeitlichen Wohlfahrt sehr leicht macht. Es kostet mich oft nur zehn Schritt, um aus Ost- und West-Indien, aus Astrakan und Peru, und aus allen Ländern des Erdbodens in einer halben Stund alles zu bekommen, was zur Kleidung, zur Nahrung und zur Wohnung nöthig und bequem ist. Wenn in einer Stadt der Handel mit einem Mahle ganz aufhörte, so müßten die meisten Menschen verhungern; und man würde mit der Zeit ein eben so elendes Leben führen, als die alten barbarischen Völker. Der Kaufmann ist wie eine Wasserquelle, in welcher alles zusammen fließt, aus allen Theilen der Welt, was zur Erhaltung und zum Wohlstande des menschlichen Lebens erfordert wird, und aus welcher Jedermann schöpfen kann. Man hat demnach von je her in allen wohl eingerichteten Staaten alles Mögliche gethan, um den in- und ausländischen Handel zu befördern. Und es ist also allen Mitgliedern eines Staates, um ihrer eigenen Glückseligkeit willen, daran gelegen, daß die Kaufmannschaft im Flor erhalten werde.

Handwritten text, possibly a signature or name, located at the top center of the page.





Stamer del.

Ch. Kohl sculp.

N^{ro}. 33.

Die Schule	schola, w.	la scuola	l'ecole	the school (Schul)
die Studirstube	museum, i.	il cabinetto a studiare	le cabinet d'etude	the museum
1 das Buch	liber, hri, m.	il libro	le livre	the book (Buch)
2 das Pult	pluteum, i.	il pulpito. scanello	le pupitre	the desk (Dess)
3 das Handbuch	manuale, is, n.	il manuale	le manuel	the manual (Männuel)
4 der Leuchter	candelabrum, i.	il candeliere	le chandelier	the candlestick (Pänn'd'stick)
5 die Lichtscheer	emunctorium, ii.	lo smocolatojo	les mouchettes	the snuffers (Snoffers)
6 der Lichtschirm	umbraculum, i.	l'ombrello	l'ecran	the screen (Schirm)

Der Student.

Diejenigen öffentlichen Orter, wo die Jugend in allerley guten Kenntnissen unterrichtet wird, werden Schulen genannt. In einigen derselben werden die Kinder bloß im Schreiben und Rechnen und in den Anfangsgründen des Christenthums unterrichtet, welche gemeinlich deutsche Schulen genannt werden, und aus einer Klasse bestehen, wie z. B. die Dorfschulen u. d. gl. In Städten hat man Schulen von mehreren Klassen, welche Trivialschulen und Gymnasien heißen, in welchen, außer dem Christenthume, auch die Anfangsgründe der vornehmsten Sprachen und Wissenschaften gelehret werden. Wird in denselben auch Anweisung zu den höhern Wissenschaften gegeben, die man gewöhnlich nur auf Akademien treibt, so wird eine solche Schule Gymnasium illustre, Lyceum oder Seminarium genennet; von welcher Art z. B. das Gymnasium zu Koburg, das zu Klosterbergen, das Carolinum zu Braunschweig, die Militärakademie zu Stuttgart, das Theresianum in Wien, die Schulpforte und übrigen Sächsischen Fürstenschulen sind. Hieher gehören auch die seit einigen Jahren aufkommenen Philanthropine, Pensionen und Erziehungsanstalten, in welchen unter der Aufsicht eines oder mehrerer Lehrer, vornehmlich diejenigen jungen Leute, die sich nicht eben der Gelehrsamkeit widmen; zu allerhand Wissenschaften angeführt werden, wodurch sie entweder bey Hofe, oder im Kriege oder in der Oekonomie ihr Glück machen können. Die Lehrer in deutschen Schulen heißen Schulmeister, Schreib- und Rechenmeister; die lateinischen aber haben gemeinlich einen Rektor, Konrektor, Rantor und mehrere Kollegen. Ueber die Schulen sind gesetzt: Inspektoren, Scholarchen, Pädagogarchen u. d. gl.

Hohe Schulen, Akademien, Universitäten werden diejenigen Gesellschaften der Gelehrten genannt, in welchen Lehrer aus den sogenannten vier Fakultäten sind, wohin Jünglinge der Erlernung der Wissenschaften wegen kommen, und welche die Gewalt haben, die höchsten Würden in den Wissenschaften zu ertheilen. Die vier Fakultäten sind: Die philosophische, medizinische, juristische und theologische, und jede hat ihre eigenen Lehrer; daher gibt es auf Universitäten Lehrer oder ordentliche und außerordentliche Professoren und Doktoren der Philologie, Philosophie, Physik, Mathematik, Geschichte, der Medizin, der Jurisprudenz und der Theologie. Diejenigen Jünglinge, welche auf Akademien diese Wissenschaften erlernen, heißen überhaupt Studenten, und insbesondere Theologen, Juristen und Mediziner. Die Lehrstunden selbst, in denen die Lehrer über die Compendien oder Lehrbücher lesen, heißen Kollegien; und die Orte, wo dergleichen Vorlesungen gemeinlich gehalten werden, Hörsäle. Es hat daher jede Akademie ihre öffentlichen Gebäude, welche gleichfalls Kollegien heißen, und in welchen jede Fakultät ihre großen Hörsäle oder Auditorien hat, auch Wohnungen für Professoren, Magister und Studenten begreifen. In denselben findet man auch hie und da einen botanischen Garten, die Universitätsbibliothek, das Theatrum anatomikum, das Laboratorium chymikum, die Sternwarte oder das Observatorium, das Konvikt oder die Kommunität, in welchem arme Studenten oder Stipendiaten an Freystischen gespeiset werden; und das Karzer für ungezogene Studenten, welche der Pedell zuerst für den Rektor magnificus oder den ganzen akademischen Senat zitiren, und dann auf Erfordern der Umstände in den Karzer verschließen muß. Außerdem darf es einer wohl eingerichteten Akademie auch nicht an allerley Sprach- und Exercitien- Meistern, auch nicht an anständigen Divertissemens fehlen.

Die höchsten Würden in den Wissenschaften sind gewöhnlich die Magister- und Doktorwürde, wiewohl einige Universitäten auch Licentiaten in allen Fakultäten und Baccalareos in der Theologie creiren, ingleichen Poeten krönen. Die Erlangung akademischer Würden heißt Promotion, welche, wie die Rektorswahl, jährlich mit großen Solennitäten gehalten wird; wenn sich die Kandidaten vorher im Examen und bey der Inaugural-Disputation wacker gehalten haben.

Es lassen sich zwar wenige allgemeine Regeln vom akademischen Studiren geben; in dessen aber sind doch folgende bewährt. Der fleißige Student fürchtet vor allen Dingen Gott, weil die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang ist; er wartet sein Studiren in seiner Studirstube fleißig ab, und zeichnet sich das Merkwürdigste, was er bey den Lehrern gehöret hat, in ein besonderes Buch auf; er liest in seiner Handbibliothek nach, was die gelehrtesten Männer in seiner Fakultät bereits geschrieben haben, damit er in seiner Erkenntniß immer gewisser und gründlicher werde; er treibt sein Hauptstudium mit allem möglichem Fleiße, und verliert weder Zeit noch Geld mit unnützen Dingen,

Wer bey Nacht studiren will, der stecket ein Licht auf den Leuchter, welches mit der Lichtscheer gepuht wird; vor das Licht stellet er den Lichtschirm, welcher grün ist, damit er nicht die Augen zu sehr abnütze.

Die berühmtesten Universitäten sind nach der Zeitordnung ihrer Errichtung folgende: Kambridge, Oxford, Paris, Wien, Erfurt, Leipzig, Rostock, Greifshwalde, Basel, Ingolstadt, Upsal, Tübingen, Mainz, Kopenhagen, Wittenberg, Frankfurt an der Oder, Geneve, Marburg, Strassburg, Königsberg, Jena, Leiden, Helmstädt, Altdorf, Gießen, Ninteln, Utrecht, Duisburg, Kiel, Halle, Göttingen, Erlangen, Bützow, Stuttgart. Auf den meisten dieser Universitäten und in andern Hauptstädten gibt es auch gelehrte Societäten oder Akademien der Wissenschaften, unter welchen diejenigen Gesellschaften von Gelehrten verstanden werden, welche sich zu gewissen Zeiten versammeln, die Vervollkommung der Wissenschaften, der Künste und Sprachen zu befördern. Die vornehmsten derselben sind: Die Akademie der Wissenschaften zu London, Paris, Berlin, Petersburg, Stockholm, Bologna, Göttingen, Erfurt, München u. d. gl. Die Akademie der Naturforscher, Handlungs- Erziehungs- deutsche, lateinische Gesellschaften u. s. w.

Die Gelehrsamkeit oder die Wissenschaften selbst, welche auf Akademien gelehret und getrieben werden, machen ein fast unendliches Feld aus. Um dasselbe nur einiger Maßen zu überschauen, kann folgendes dienen.

Alles nämlich, was zur Gelehrsamkeit gehört, kann unter folgende acht Klassen gebracht werden:

I. Die Philologie. Sie begreift die Sprachkenntniß, Epigraphie, Grammatik, Alterthümer, Wortkritik.

II. Die Historie, begreift 1) die förmliche oder eigentliche, welche 2) in Ansehung des Inhalts ist: die bürgerliche; die alte, die mittlere, die neue. Die Kirchenhistorie; die der Religionen, die der Glaubenslehren, die der Kirche. Die Historie der Gelehrsamkeit; die eigentliche, allgemeine, die Historie der einzelnen Lehren und Meinungen. In b) Ansehung ihres Umfangs: die allgemeine und besondere Historie. 2) Die Beyträge zur Historie, als die Memoiren, öffentlichen Akten, einzelne Erzählungen von Begebenheiten, kritische Beyträge. 3) Die nothwendigen Hilfsmittel der Historie, als die Chronologie, Geographie mit den Reisebeschreibungen, Erforschung der alten Denkmale, Genealogie.

III. Die Künste, sind 1) die mechanischen, und zwar der Feldbau, die Handlung, die Kameral- und Finanzwissenschaft, das Münzwesen, die Kriegskunst. 2) Freye oder schöne Künste, deren allgemeine Theorie, die Aesthetik; die vornehmsten derselben selbst: die Baukunst, Malerkunst, Tanzkunst, Musik oder Tonkunst, Harmonik, Melodik, Redekunst, Dichtkunst.

IV. Die Mechanik, und zwar 1) die reine Mathematik, die Rechenkunst, die Analysis der endlichen und unendlichen Größen; die Geometrie, die gemeine, höhere. 2) Die vermischte Mathematik: die Mechanik (Statik, Dynamik) die Hydrodynamik (Hydrostatik, Hydraulik) die Aerometrie; die Optik (Dioptrik, Katoptrik, Perspektiv) Pyrometrie, Pyrotechnik, Astronomie; die sphärische, mechanische; die mathematische Geographie, Chronologie, die Gnomonik.

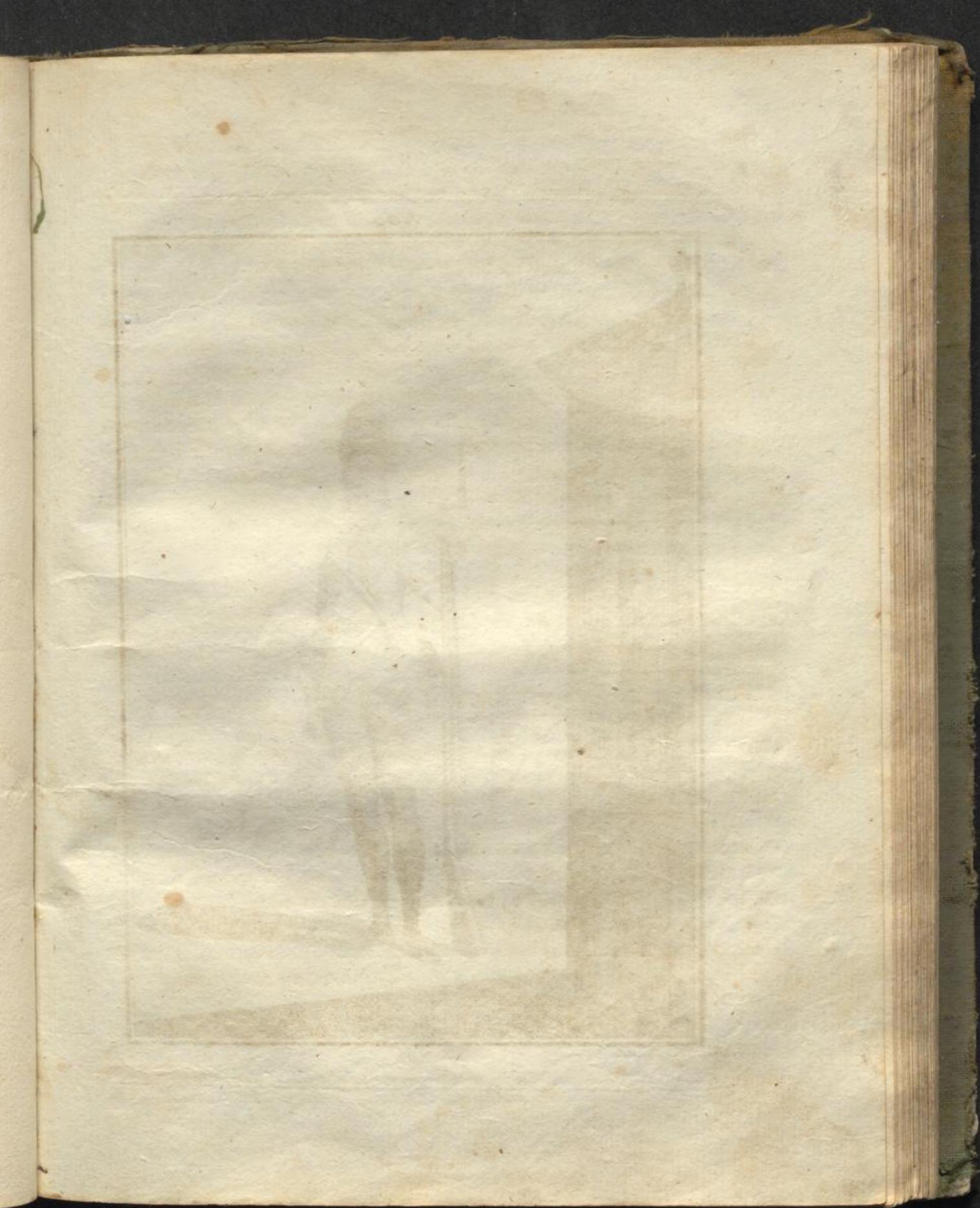
V. Die Physik, ist 1) die allgemeine, wozu auch die Stoicheologie und Meteorologie gehört; 2) die besondere, die Betrachtung der in und auf der Erde liegenden unbeweglichen Körper; die Mineralogie, Chymie oder Metallurgie, Alchymie, physische Geographie; die Betrachtung des Pflanzenreichs: die Botanik, Physiologie der Pflanzen, die Kenntniß von den Kräften der Pflanzen in der Materia medica und Oekonomie; die Betrachtung des Thierreichs: die Zoologie, Anatomie und Physiologie der Thiere; die besondere Betrachtung des menschlichen Körpers in der Medizin, zu welcher die Anatomie, Physiologie, Pathologie, und Therapeutik gehört; 3) die physische Theologie.

VI. Die Philosophie, 1) die theoretische: die Logik, Metaphysik; die Ontologie, Kosmologie, Pneumatologie und Psychologie, die philosophische Theologie; 2) die praktische, die allgemeine, die Theorie der allgemeinen menschlichen Pflichten (die Moral, das Recht der Natur, das Völkerverrecht) die Theorie der moralischen Verbesserung des Verstandes und Willens, oder die Ethik; die Theorie der besondern menschlichen Pflichten in besondern Verbindungen: die Haushaltungswissenschaft, Staatswissenschaft (die Politik, Nomologie, Polizeywissenschaft) die Pädagogik.

VII. Die Rechtsgelehrsamkeit, 1) die allgemeine Theorie der Rechte und Gesetze, 2) das besondere Recht gewisser Staaten: das bürgerliche Recht; das Staatsrecht; das natürliche, das willkührliche; das Privatrecht: das peinliche, allgemeine, willkührliche; das Eigenthumsrecht: das allgemeine, willkührliche, und zwar in Deutschland: das fränkische, sächsische, römischjustinianische, päpstliche; das Prozeßrecht; besondere Arten der Rechte: das Wechsel-Handlungs- und Lehrecht; das longobardische, deutsche; das Kirchenrecht, und zwar in Deutschland, das päpstliche oder kanonische, das protestantische.

VIII. Die Theologie, 1) die exegetische, welche begreift: die Hermeneutik, die eigentliche sogenannte Exegetik; 2) die systematische, theoretische; in Absicht auf ihre Quelle: die Dogmatik, dazu gehört die afroamatische Theologie, die symbolische, patristische; die Polemik; in Absicht auf den Vortrag: die Homiletik, Katechetik; die praktische Theologie: die Moralthologie, die ascetische, kasuistische, Pastoraltheologie, parakletische Theologie *).

*) Siehe S u t z e r s Encyclopädie.



N^o 34.



Sellner del.

C. Kahl sculp.

N^{ro.} 34.

1 Der Soldat	miles, iii.	il soldato , guerriere	le soldat, guerrier	the soldier (sohdscher)
die Waffen	arma.	le armi	les armes	the arms, weapons (ahrms, wehpons)
2 der Säbel	acinaces, is. m.	la sciabla	le sabre	the sabre (säbbl)
3 die Patronentasche	theca bombardaria	la fascietta da te- nervi la polvere	l'etui a car- touches	the case of charges (käs off ihshäbrsches)
4 die Musquete, das Feuergewehr, die Flinte	sclopetum, i.	lo schioppo	le fusil	the fusil (fusthl)
5 das Wachthaus	vigilarium, ii.	la stanza della guardia	la guerite	the sentry-bock (senntri- bahk)

Der Soldat.

Der Soldatenstand, der in unsern Zeiten so hoch geschäzet, und für die kräftigste Stütze der allgemeinen Sicherheit gehalten wird, ist ohne Zweifel aus Noth, wie mehrere Gesellschaften, entstanden.

Man kann sich die Sache ungefähr auf folgende Art vorstellen: Einige dumme und böse Gesellschaften bildeten sich ein, ihren Vortheil in der gewaltsamen Verraubung anderer besserer Gesellschaften zu finden; diese wurden dadurch in ihren Kräften gestört, und mußten nur auf ihre Vertheidigung denken; oft konnten sie sich nicht wehren, und oft wußten sie auch nicht recht, wie sie die Sache angreifen sollten. Sie beschloßen also, daß ein Theil von ihnen bloß zum Schutze der Gesellschaft leben, für die öffentliche Sicherheit Tag und Nacht wachen, und wenn auch kein Feind zu fürchten wäre, sich doch auf alle Fälle gefaßt machen sollte. Daher sind nun die Soldaten entstanden, die von der übrigen Gesellschaft unterhalten werden, weil sie sich mit keiner Arbeit weiter abgeben können.

Ehedem begnügte man sich, nur eine geringe Anzahl Soldaten zu unterhalten, und im Falle der Noth war jeder Bürger des Staats, wie noch heutiges Tages in Helvetien die Einrichtung ist, zugleich Soldat, der sein Vaterland gegen auswärtige und innerliche

Feinde vertheidigen half; oder man sammelte zu Kriegszeiten in aller Eile hie und da so viele Leute als man konnte, und wehrte sich damit, ließ sie aber auch nach beygelegten Streitigkeiten auseinander gehen. Weil aber durch diese verabschiedeten Soldaten oft viel Unheil gestiftet ward, so hat man in neuern Zeiten für gut gefunden, auch in Friedenszeiten viele Soldaten auf immer beyzubehalten, und sie an eine strenge Ordnung zu binden, die keinen Nachtheil fürchten läßt.

Diejenigen also, welche sich gegen einen gewissen Sold eiblich zu Kriegsdiensten, und mit dem Feinde zu streiten verbunden haben, werden Soldaten genannt; eine unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte stehende beträchtliche Menge derselben heißt eine Armee, ein Kriegsbeer.

In Ansehung der Kriegsdienste werden die Soldaten eingetheilt: in Leibgarden, Trabanten, Artillerie, Minirer, Ingenieurs, u. s. w.

In Ansehung des Ranges und der Würde werden die Soldaten eingetheilt: in Offiziers und Gemeine. Die Offiziers werden wieder eingetheilt: in Oberoffiziers und Unteroffiziers. Die Oberoffiziers in Generalpersonen, Stabsoffiziers und Compagnieoffiziers.

Die Generalpersonen sind: der Generalissimus, Generalfeldmarschall, Generalfeldmarschallleutenant, Generalfeldzeugmeister, General der Kavallerie, General der Infanterie, Generalleutenant, Generalmajor, Brigadier *).

*) Also folgt die Generalität bey den Armeen der meisten europäischen Mächte. Bey den kaiserlichen hingegen steigt man vom Obersten zum Generalmajor; von diesem zum Generalfeldmarschallleutenant; und von diesem entweder bey der Infanterie zum Generalfeldzeugmeister, oder bey der Kavallerie zum General der Kavallerie. Nach dem General der Kavallerie steigt man zum Generalfeldmarschall.

Die Stabsoffiziers sind: der Oberste, Oberstleutenant, und Oberstwachmeister oder Major.

Die Compagnieoffiziers sind: der Rittmeister bey der Kavallerie, und der Hauptmann oder Capitän bey der Infanterie; der Leutenant; der Cornet bey der Kavallerie, und Fähndrich bey der Infanterie.

Die Unteroffiziers sind: der Wachmeister bey der Kavallerie, und Sergeant oder Feldwebel bey der Infanterie; der Standartenjunker bey der Kavallerie, und der Fahnenjunker oder Führer bey der Infanterie; Capitaine des armes bey der Infanterie; Quartiermeister

bey der Kavallerie, und Fourier bey der Infanterie; Musterschreiber; Freykorporal bey der Kavallerie; Korporal; Befreyter bey der Infanterie.

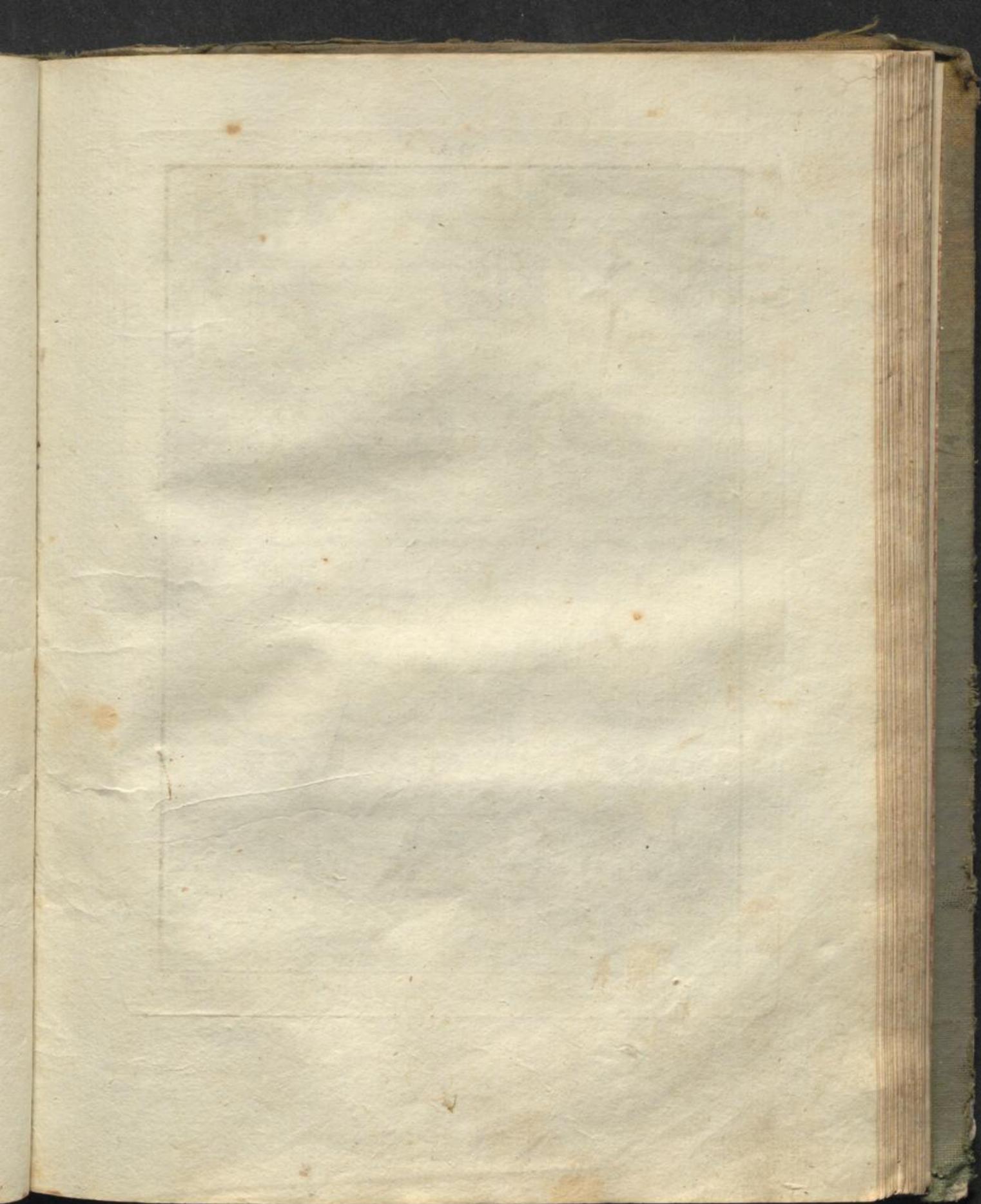
Heyde, Offiziers und Gemeine, dienen entweder zu Pferde, und heißen Reiteren (Kavallerie), oder zu Fuße, und heißen Fußgänger oder Fußvolk (Infanterie). Zu diesen beyden Arten kommt noch die dritte, nämlich solche, welche zu Pferde und zu Fuße dienen, und Dragoner genannt werden.

Die Kavallerie wird eingetheilt in die schwere, welche einen Küras haben; und hieher gehören: die Kürasier, Grenadiers à Cheval, Gens d'armes; und in die leichte, welche keinen Küras haben, als: Husaren, Jäger, Dragoner, Chevaux legers, Carabinier u. d. gl. Die Infanterie wird eingetheilt in Grenadiers und Musketiers.

Ein Hauptkorps bey einer Armee ist die zur Artillerie gehörige Mannschaft, welche in reitende und Fußartillerie, ferner in Ingenieurs, Kanoniers, Bombardiers, auch Minirer, eingetheilt wird.

Die Soldaten können entweder einzeln, oder mehrere zusammen genommen, betrachtet werden. Die geringste Anzahl Soldaten zusammen genommen, heißt eine Rotte, welche aus zwey, drey, vier und fünf u. Mann besteht, und den Befreyten zum Anführer hat. Mehrere Rotten machen eine Korporalschaft bey der Infanterie, und eine Brigade bey der Kavallerie; sie bestehen gemeinlich aus dem dritten Theile einer Compagnie, und haben den Korporal (Korporal) und Brigadier zum Anführer. Aus mehreren Korporalschaften entsteht eine Compagnie Infanterie; und aus mehreren Brigaden, eine Compagnie Kavallerie. Bey der Infanterie besteht eine Compagnie aus 45, 50, 100 und mehr Mann; der Commandeur derselben ist der Hauptmann (Capitän). Eine Compagnie bey der Kavallerie besteht gemeinlich aus 40, 50, 80 u. Mann, und hat den Rittmeister zum Commandeur. Aus mehreren Compagnien Infanterie entsteht ein Bataillon; aus mehreren Compagnien Kavallerie hingegen eine Schwadron (Eskadron). Heyde sind der halbe, dritte oder vierte Theil eines Regimentes, und werden vom Oberstwachmeister kommandirt. Aus mehreren Eskadronen entsteht ein Kavallerieregiment, und aus mehreren Bataillonen ein Infanterieregiment. Ein Infanterieregiment besteht aus 10 bis 16, und ein Kavallerieregiment aus 6 bis 12 Compagnien. Der Commandeur eines Regimentes ist der Oberste. Aus mehreren Regimentern ist eine Brigade zusammen gesetzt. Eine Armee besteht gemeinlich aus acht Brigaden, nämlich vier zu Fuße und vier zu Pferde. Das Oberhaupt einer Brigade ist der Brigadier. Mehrere Brigaden machen ein Corps; und alle Soldaten eines Herrn zusammen genommen, eine Armee. Das Oberhaupt einer Armee ist der Generalissimus.

Die Waffen, deren sich die Soldaten im Kriege bedienen, haben in den verschiedenen Zeitaltern große Veränderungen erlitten. Die alten Griechen und Römer führten vornehmlich dreyerley Arten derselben. Zur ersten Klasse gehörten die sogenannten Defensiv- oder Schutzwaffen: der Helm, die Sturmhaube, der große und kleine Schild, und der Harnisch oder schuppichte Panzer. Zur zweyten Klasse gehörten die Offensiv- oder Beleidigungswaffen: der Degen, das Schwert, der Dolch, der große und kleine Speiß, der Wurfspeiß, die Schleuder, Bogen und Pfeile. Zur dritten Klasse gehörten alle die Werkzeuge und Maschinen, die sie bey Belagerungen nöthig hatten, nämlich: Schanzkörbe, Sturmleitern, das Sturmbach, wenn die Soldaten ihre Schilde dermassen über ihre Köpfe erhuben und zusammen fügten, daß sie gegen alle äußerliche Anfälle sicher waren, und andern zu einer Erhöhung oder Brücke dienten; hölzerne Thürme auf Rädern, und die sogenannten Mauerbrecher. Es waren dieselben starke lange Bäume, die vorne stark mit Eisen, in Gestalt eines Widderkopfes beschlagen waren. Gemeiniglich wurden sie in bedeckten Gängen und auf Rädern stehenden Balkenwerken an Seilen aufgehangen, da man sie dann leicht und ohne Gefahr hin und her ziehen und wider die Mauer stoßen konnte, daß dieselbe den oft wiederholten Stößen endlich weichen mußte. Anfangs nahmen die Soldaten diesen Baum nur in die Arme, und stießen damit gegen die Mauer. Aber die Gefahr, welche sie dabey wegen der Gegenwehr der Feinde auszustehen hatten, machte sie bald klüger. Auch hatten sie so große und starke Schleudermaschinen, daß sie mit Hilfe derselben, Steine zu hundert bis dreyhundert Pfunden nicht nur sehr weit, sondern auch mit einer solchen Heftigkeit forttreiben konnten, daß durch dieselben die stärksten Mauern und Dächer zerschmettert wurden; ingleichen andere Maschinen, auf denen sie die schwersten Balken abschießen, und mit denselben große Verwüstungen anrichten konnten. Heut zu Tag sind, ausser dem groben Geschütze, Flinten und Säbel die gewöhnlichsten Waffen, jene werden in der Ferne, diese in der Nähe gebraucht.





Sollers del.

Chard desaut.

N^{ro} 35.

Das Fußvolk	peditatus, us.	<i>l'infanteria</i>	<i>l'infanterie</i>	<i>the infantry</i> (innfantri)
die Reiterey	equitatus, us.	<i>la cavalleria</i>	<i>la cavalerie</i>	<i>the cavalry</i> (kävältri)
das Kriegsbeer	exercitus, us.	<i>l'effercito, l'armata</i>	<i>l'armée</i>	<i>the army</i> (ahemi)
das Lager	castrum, i.	<i>il campo</i>	<i>le camps</i>	<i>the camp</i> (kämp)
die Kriegsflotte	classis, is.	<i>la flotta</i>	<i>la flotte</i>	<i>the fleet</i> (flibt)
die Schlacht	prælium, ii.	<i>la battaglia</i>	<i>la bataille</i>	<i>the battle</i> (battl)
der Sieg	victoria, æ.	<i>la vittoria</i>	<i>la victoire</i>	<i>the victory</i> (victori)
die Beute	præda, æ.	<i>il bottino</i>	<i>le butin</i>	<i>the booty</i> (buhri)

Die Schlacht.

Die Schlacht zu Lande.

Das Gefechte unter zwey kleinen Partheyen, heißt ein Scharmügel. Er fällt oft vor bey den Vorposten, bey dem Retognosciren, bey den Marschen, bey dem Angriffe und der Vertheidigung der Bagage u. s. w. Aber Schlachten (Bataillen) liefern sich Corps und Armeen, wenn die eine sich ausgebreitet in Ordnung hinstellt, daß die andere, ohne anzugreifen, ihren bestimmten Weg nicht fortschren kann, und um den Angriff thun zu können, sich gleichfalls in Schlachtordnung ausbreiten muß.

Wenn eine Armee in Schlachtordnung steht, wird sie in drey Haupttheile abgetheilt; nämlich: 1) in die Vortruppen (Avant-Garde); 2) Haupttruppen (Corps de Bataille); und 3) Hintertruppen (Arriere-Garde). Jede von diesen Theilen oder Linien wird wieder in besondere Divisionen eingetheilt. Hierzu kommen noch die Regimenter, welche zur rechten und linken Hand des Corps de Bataille stehen, und Flügel heißen; und das Corps de Reserve, welches zwischen, hinten oder neben die Linien gestellt wird, um sich desselben im Nothfalle zu bedienen.

Die Generale empfangen von dem General-Feldmarschall die Befehle, und geben sie an andere entweder mittelst verabredeter Zeichen, oder durch die zwischenreitenden Adjutanten. Den gemeinen Truppen wird Befehl ertheilt, entweder durch die Stimmen der Offiziere, oder durch Kanonenschüsse, Trompeten, Pauken, Trommeln, Fahnen und Standarten. Der Angriff auf die Flanken einer Armee ist für die Angegriffenen am gefährlichsten, weil sie keine Fronte daselbst haben; daher hüten sie sich überflügelt zu werden. Ein sehr schwaches Corps aber, das sich durchschlagen, oder gegen einen Angriff von allen Seiten her eine Zeit lang halten will, stellt sich in ein Viereck, mit Fronten nach allen Seiten (Bataillon quaree) Zuweilen treibt Ermüdung, die Nacht oder schlechtes Wetter die streitenden Armeen aus einander. Zuweilen aber muß auch die Schwächere weichen und den Siegern das Schlachtfeld überlassen. Dieses geschieht entweder in einem ordentlichen Rückmarsch, auf welchem sie sich immer vertheidigen, oder durch eine mehr und weniger unordentliche Flucht, auf welcher die Sieger nachsetzen, und entweder niederhauen oder gefangen nehmen, was sie können. Dann werden auf der Wahlstatt die Todten begraben und die Blessirten den Feldscheerern übergeben, von allen aber, was der Feind zurück gelassen hat, Beute gemacht, und das Meiste unter das Kriegsheer ausgetheilt.

Das Schlachtfeld selbst ist für empfindsame Gemüther ein trauriger Anblick. Eine ungeheure Menge Menschen, die wie ein umgehauener Wald da liegen, von denen noch immer hier und da einige sich bewegen, herum kriechen, um Hilfe schreyen und mit ihren Seufzern und Wehklagen die Luft erschüttern — Hier Krippel, denen die Beine weggeschossen sind — da gespaltete Köpfe — dort zerfetzte Gesichter, hier einzelne Arme und Füße, von denen kein Mensch sagen kann, wer davon der Eigenthümer war — Da ein todttes Pferd, dort ein todtter Mensch, hier einer mit einem Stern, dort hundert ohne Stern — hier eine Reihe von Leichen neben einander, dort ein Thurm von Leichen — die Erde über und über voll Blut und Schaum, kein Augenblick ohne neue Leiche — immer noch neuer Tod, noch neue Verwundung.

Das Seetreffen.

Der Seekrieg wird mit Flotten geführt. Die größten Kriegsschiffe heißen Schiffe von der Linie, die andern aber Fregatten, Transportschiffe, Proviantschiffe, Galeeren u. s. w. Man hat auch Brander, oder alte untaugliche Schiffe, die man mit allerley entzündbaren Materien angefüllt hat, und in eine starke Fahrt gegen die feindliche Flotte setzt. Alsdann wird eine Lunte angelegt, die den Brander nicht eher anzündet, bis das Volk durch Schalluppen oder Schwimmen sich entfernt hat. Hierauf segelt er ohne Führer unter die feindliche Flotte, kommt in Brand, und wirft die Feuermaterien in großer Menge um sich auf die feindliche Flotte, welche dadurch angezündet werden soll. Die ganze Flotte wird von seinem Admiral kommandirt, ein Theil derselben durch einen Vicemiral, Contreadmiral,

Schoutbynacht oder Commandeur; ein einzelnes Schiff von einem Commandeurkapitän, welcher seinen Lieutenant, andere Offiziere, die Matrosen und die Seesoldaten unter sich hat.

Auf einem und demselben Schiffe werden die Befehle, wie auf dem Lande, gegeben. Die Admirale aber kommandiren die andern Schiffe zuweilen mit Kanonenschüssen, zuweilen durch abgefendete Schaluppen, aber mehrentheils bey Tage durch Flaggen, und bey Nacht durch Laternen und andere Feuerzeichen. Denn der Befehlshaber jedes Schiffes versteht diese Sprache der Admirale, und weiß, was ihn oder andere angeht.

Im Treffen selbst werden die Schiffe, wie die Armeen zu Lande, in zwey und auch wohl drey Linien rangirt, und zwischen jedem Schiffe so viel Platz gelassen, daß es füglich sich links und rechts wenden, und seine Lage gehörig anbringen kann. Einem Schiffe die volle Lage geben, heißt alle Kanonen von der einen Seite des Schiffes auf ein feindliches auf ein Mal losbrennen.

Kurze historische Nachricht von dem Kriegswesen in Europa.

Nach der ursprünglichen Verfassung deutscher Völker war jeder freygeborne Mann zu Kriegsdiensten verpflichtet, sobald sein Vaterland derselben bedurfte, und er, Vermögens und Alters halber, dergleichen zu leisten im Stande war. Die allgemeine Aufforderung und Berufung, welche in dieser Absicht zu geschehen pflegte, nennt man das allgemeine Aufgeboth. In den ältesten Zeiten hieß es Heribannus, der Heerbann; in mittlern: Rays- und Heersfolge, (Heeresfolge, Heereszwang), auch Jus sequela; in neuern Zeiten: Reichs- und Landfolge.

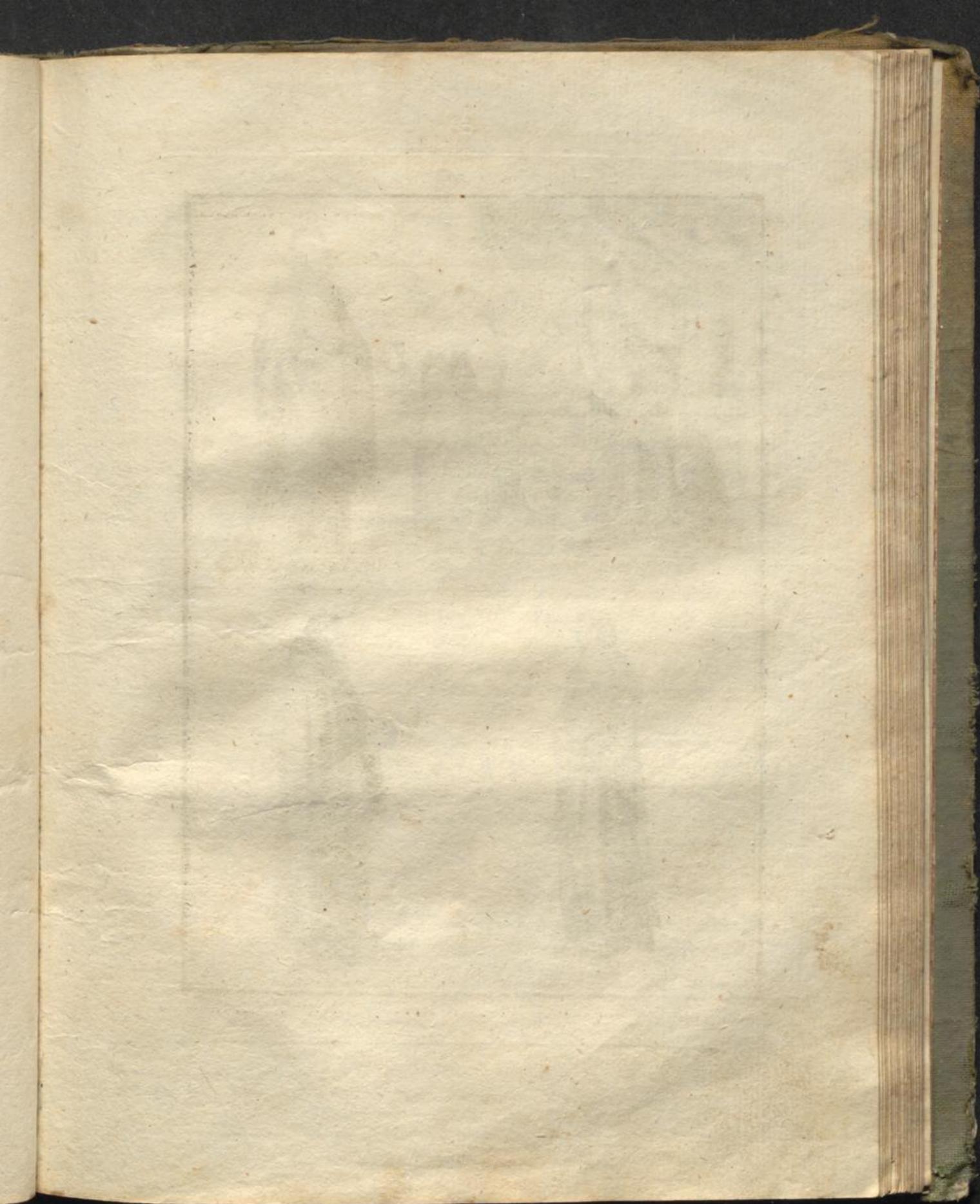
Jene ursprüngliche Verfassung war dem Zustande der europäischen Nationen angemessen, so lange bey ihnen allein natürliche Geschicklichkeit und Stärke im Kriege alles that, und die Kunst nichts. Denn diese bey jedem Vorfalle durch ein Aufgeboth zusammen gebrachten Streiter mußten sowohl ihre Rüstung als ihren Unterhalt auf eigene Kosten besorgen, und beydes war auch so beschaffen, daß sie ohne eine mehr als natürliche Geschicklichkeit hervor gebracht werden konnten. Eben deshalb konnte aber auch dieser aufgebothene Soldat weder weit über die Gränze, noch auf lange Zeit Dienste thun, wosern die Absicht seines Kriegszuges nicht etwa gar dahin ging, sich ein neues Vaterland zu suchen. Der aufgebothene Soldat kannte in dieser Zeit keine andere Belohnung seiner Dienste, als seinen Antheil an der Ehre des erfochtenen Sieges und der Beute. Dieses entfernte zugleich allen

nilitätlichen Zwang, welcher mit solchen Grundsätzen nicht bestehen konnte. Aber diese Verfassung änderte sich mit dem veränderten Interesse der alten Staaten und ihrer Regenten.

Weil also die Regenten von dieser Art Soldaten keine große Unterstützung in weit aussehenden Kriegsunternehmungen sich versprechen konnten, so sungen sie bald an sich ordentlicher und geworbener Truppen zu bedienen. Die Anlegung der Städte und Festungen war ein neuer Umstand, welcher das Aufgeboth zur Sicherheit des Staates unzulänglich machte; denn der aufgebothene Soldat war zur Vertheidigung der Städte nicht geübt.

Nachdem also nun der Krieg zu einer Kunst geworden war, deren Erlernung anhaltende Uebung erforderte, so mußten geworbene und bezahlte Kriegsheere an die Stelle der Aufgebothenen treten. Viele neue Entdeckungen, und unter diesen insonderheit die Erfindung des Schießpulvers veränderten ganz die Gestalt aller kriegerischen Verfahrungsart. Die Kriegeskunst gelangte endlich bis zu einem solchen Grade von Vollkommenheit, daß zur Ausübung derselben sogenannte stehende Kriegsheere oder beständige Soldaten erfordert wurden.

Der jetzige Zustand der stehenden Armeen in Europa leidet mit der Beschaffenheit und dem Fuße der Kriegsheere der ältern Zeiten gar keine Vergleichung. 40,000 Mann unter Anführung Alexanders des Großen unternahmen und vollendeten die Eroberung des größten Theiles der damals bekannten Welt. Fünf Legionen, die noch nicht ein Mahl so viel an Köpfen, als jene Macedonier, betrug, machten die stärksten Heere der Römer aus, und nur an dem Tage der Schlacht, wo Brutus blutete, und das Schicksal von Roms Freiheit sich entschied, zählte man ihrer vierzig. In unsern Tagen hält ein Staat mehr Truppen in Friedenszeiten, als die ansehnlichsten Armeen der Cäsaren in den kritischen Augenblicken zählten, und bey dem ersten Trommelschlage wird diese Menge noch um ein Großes vermehrt. In dem siebenjährigen deutschen Kriege von 1756 bis 1762 waren mehr als 1,200,000 Mann in den Waffen.





Silvius del.

A. Stahl d'ornat.

N^{ro}. 36.

1 Der Papst	papa, pontifex.	il papa, pontefice	le pape, pontife	the pope (pohp)
der Cardinal	cardinalis, is.	il cardinale	le cardinal	the cardinal (Fährdinal)
der Bischof	episcopus, i.	il vescovo	l'évêque	the bishop (bisshop)
der Patriarch	patriarcha, æ.	il patriarca	le patriarche	the patriarch (pättriääf)
der Erzbischof	archiepiscopus.	l'archivescovo	l'archevêque	the archbishop (ä ischbisshop)
2 der Pfarrer	parochus, i.	il paroco	le curé	the curate, parson (Fjubrät paveschon)
der Geistliche	clericus, i.	il chierico	le clere	the clergy-man (Flerrdschimänn)
der Laye	laicus, i.	il laico	le laic, laïque	the lay (läb)
der Dom- oder Chorherr	canonicus, i.	il canonico	le chanoine	the canon (Fännon)
der Dechant	decanus, i.	il decano	le doyen	the dean (dihn)
der Probst	prepositus, i.	il preposito	le prevot	the provost (provrost)
der Abt	abas, atis.	l'abbate	l'abbé	the abbot (äbbot)
die Abtissinn	abatissa, æ.	la badessa	l'abbesse	the abbess (äbbess)
3 der Mönch	monachus, i.	il monaco	le moine	the monk (monn)
4 die Nonne	monacha, æ.	la monaca	la religieuse	the nun (nonn)
der Einsiedler	eremita, æ.	l'eremita	l'heremite	the eremite (eremite)

Der Geistliche.

In der theils von Gott selbst, theils von den Menschen eingeführten Rangordnung der christlichen Geistlichkeit behauptet der Papst, als Nachfolger des heil. Petrus den ersten Platz; so wie die Bischöfe, als Nachfolger der Apostel, in ihre Rechte eintreten. Die Bischöfe werden wieder in Primaten und Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe eingetheilt, welchen die übrige den Bischöfen zur Ausübung ihres Hirtenamtes nothwendige Geistlichkeit untergeordnet ist.

Seit dem Ursprunge der verschiedenen geistlichen Orden entstand eine neue Eintheilung der Geistlichen in Welt- und Ordengeistliche. Zu den Ordensgeistlichen werden die Dom- und Chorherren, Mönche und die geistliche Ritter gerechnet. Die Vorsteher derselben sind theils der Prior, theils der Abt oder Propst und der Dechant.

Nonnen oder Klosterfrauen werden in der römischkatholischen Kirche diejenigen Frauen und Jungfrauen genannt, die sich aus Andacht der weltlichen Eitelkeit unter dem abgelegten gewöhnlichen dreysfachen Gelübde, der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth begeben, ein Kloster beziehen, und sich den Regeln desselben unterwerfen.

Von dem Ursprunge der Mönche und Nonnen.

Frühzeitig gab es unter den Christen Personen, die sich vielerley Bequemlichkeiten, Vergnügungen, auch des schmachhaftesten Essens und Trinkens freywillig enthielten; alles nur darum, damit sie destoweniger zu Sünden gereizt werden, und in der Tugend geschwinde wachsen möchten. Sie irren freylich darin, daß sie glaubten, man könne nicht gottselig genug leben, wenn man sich nicht vieler erlaubter Dinge beraubte. Doch blieben sie in der Gesellschaft der Menschen, und übten ihre meissen Pflichten mit gutem Herzen aus. Andere aber, die man hauptsächlich um das Jahr 250 in Egypten aufkommen sah, übten noch eine größere Strenge an sich aus, in der Hoffnung, desto heiligere Christen zu werden. Entfernt von allen Menschen, hielten sie sich in unbewohnten Gegenden auf dem Lande, in Höhlen der Berge, oder unter Hütten auf, und wurden davon Eremiten, das heißt, Einsiedler, genannt. Sie waren elend gekleidet, assen und tranken sehr wenig und sehr schlecht, safteten, wachten und beteten desto mehr, beschäftigten sich immerfort mit geistlichen Betrachtungen, und wollten daher als Christen angesehen seyn, die für die gegenwärtige Welt so gut als todt wären, nur für die zukünftige lebten. Unterdessen war dieses eine starke Abweichung von dem Willen Gottes, der sie gleich andern Menschen nicht zu einem vermeintlichen heiligen Müßiggange, sondern zur Anwendung aller ihrer Kräfte für das allgemeine Beste, im gesellschaftlichen Leben, und bey einem weisen Genusse seiner Gaben geschaffen hatte. Aus diesem Einsiedlerleben entstand nun die neue Lebensart der Mönche, die wieder einiges zu jenem hinzusetzten, um es noch ehrwürdiger zu machen.

Anstatt nämlich, daß die Einsiedler ein jeder in seiner Zelle oder Klust allein zu wohnen pflegten, vereinigten sich jetzt mehrere derselben mit einander. Sie folgten einerley Vorschrift in ihren geistlichen und andern Uebungen, kamen auch öfters zum Gebete, zu gottseligen Ermahnungen und Betrachtungen zusammen. Antonius, ein egyptischer Einsiedler, der ein überaus hartes Leben in den Wüsteneen dieses Landes führte, legte den ersten Grund zu diesen Verbindungen des Mönchslebens. Sein Schüler Pachomius aber brachte es völlig zu

Stände, indem er eine Anzahl solcher einsam lebender Christen in gemeinschaftlichen Gebäuden versammelte, die man nachmahls Klöster von einem lateinischen Worte, welches Einschließen bedeutet, nannte.

Es wurde nun fern von Städten, und von dem Umgange mit den übrigen Menschen angelegt; so daß die Mönche auch darin wie in der völligen Einsamkeit verschlossen lebten. Mehrere hundert hielten sich wohl in nahe an einander liegenden Hütten auf; und alle gehorchten einem Vorsteher, den sie ihren Vater (Abbas, woraus unser deutsches Abt entstanden ist,) nannten. Sie trugen ordentlich einen Schaf- oder Ziegenpelz, verfertigten nicht nur ihre Kleider selbst, sondern bestellten auch den Acker und Garten, um daraus ihren geringen Unterhalt zu ziehen. Sonst kamen sie mit den Einsiedlern in allen andern Uebungen, in der Armut und Enthaltbarkeit, im häufigen Fasten, Beten, Singen und Nachdenken über die Religion, bey Tage und auch öfters bey Nacht überein. Man bewunderte sie als Muster der höchsten christlichen Heiligkeit; und ihre Lebensart, die in Egypten angefangen hatte, breitete sich so schnell in den benachbarten asiatischen Ländern, in Italien und andern europäischen Ländern aus, daß man die Mönche bald zu vielen Tausenden zählen konnte.

Eben so ging es auch unter den Christinnen. Schon lange hatten sich mehrere derselben einer solchen strengern Gottseligkeit ergeben, welche sie in der beständigen Enthaltung vom Ehestande, von andern erlaubten Dingen und allen Ergötzlichkeiten setzten; wiewohl sie deswegen ihrer Aeltern oder Verwandten Haus nicht verließen. Nunmehr aber vereinigte sich nach und nach eine Anzahl derselben, um beysammen, und nach einerley Ordnung, ebenfalls getrennt von der übrigen menschlichen Gesellschaft, und überhaupt ungefähr wie die Mönche zu leben. Dieses ist der Ursprung der Nonnen, mit welchem egyptischen Nahmen, der eine Mutter anzeigt, man solche Frauenspersonen, aus Ehrerbietung gegen sie, nannte.

Insgewein wird die heil. Marcella, eine Schülerin des heil. Hieronymus, welche im Jahre 409 starb, für die Stifterin der weiblichen Klosterdisciplin gehalten.

Aber Mönche und Nonnen fielen nicht allein in eben denselben Irrthum von den Pflichten eines frommen Christen, wie die Einsiedler; sie machten ihn auch ungleich mehr beliebt und schädlich. Es wurde nun nach ihrem Vorbilde immer gewöhnlicher zu glauben, daß eifrige Christenthum bestehe blos in guten Gedanken, Betrachtungen und Empfindungen; nicht aber in eben so vielen rechtschaffenen und gemeinnützigen Handlungen. Das gesellschaftliche arbeitssame Leben mitten unter den Menschen, der Ehestand, und andere Verbindungen, auf welche Gott so viel irdischen Segen gelegt hatte, wurden darüber verachtet, und der einsamen Unthätigkeit weit nachgesetzt.

Zwar gehörten die Mönche zu dieser Zeit, und noch lange nachher nicht unter die eigentlichen Lehrer der Christen. Sie wollten auch im Anfange desto weniger dafür angesehen seyn, weil sie gar nicht nach Gelehrsamkeit strebten; sondern vielmehr ohne scharfsinnige Untersuchung und Wissenschaft bloß durch ihre gottseligen Uebungen eine weit höhere Kenntniß von göttlichen Dingen erlangt zu haben glaubten, als die gelehrtesten Männer. Aber eben darum, weil man ihnen dieses gern glaubte, sie für vollkommene, oft sogar wunderthätige Christen hielt, nahm man auch ihren außerordentlichen Unterricht über ihre neuen Mittel, Gott zu gefallen, begierig und ehrfurchtsvoll an. Diejenigen, welche ordentliche Lehrer der Gemeinen werden wollten, bereiteten sich zuweilen eine Zeit lang im Mönchsstande, durch die andächtigen Beschäftigungen desselben zu einem solchen Amte vor. Man wählte auch die öffentlichen Lehrer bald häufig aus den Mönchen, weil diese so viele äußerliche Frömmigkeit zur Schau trugen, und auch zeitig anfangen, sich um einige Gelehrsamkeit zu bewerben. Durch solche Schritte erlangten es endlich die Mönche, daß sie insgesammt unter die Religionslehrer der Christen gerechnet wurden. Diese Lehrer überhaupt hatten sich noch niemals durch Wiß, Gelehrsamkeit und Beredsamkeit so viele Ehre verschafft, als eben zwischen den Jahren 300 und 400. Da machten sie sich die Wissenschaften und sinnreichen Künste der heidnischen Griechen und Römer, besonders die Philosophie, Geschichtskunde, Sprach- und Auslegungskenntniß, Dichtkunst und Redekunst sehr glücklich eigen. Sie wurden dadurch geschickter in der Erklärung, Empfehlung und Vertheidigung ihrer Religion, die zwar auch ohne dergleichen Hilfsmittel die liebenswürdigste blieb; aber doch mit denselben versehen noch mehr Wege zu den menschlichen Gemüthern fand.





Silvius del.

C. Kahl sculp.

N^{ro}. 37.

Der Priester	faceros, otis.	il sacerdote	le prêtre	the priest (priest)
1 der Altar	altare, is.	l'altare	l'autel	the altar (Altar)
2 die Sakristey	facrarium, ii.	la sacristia	la sacristie	the vestry (vestry)
3 die Orgel	organum, i.	l'organo	les orgues	the organ (Orgel)
4 der Taufstein	baptiterium, ii.	la fonte	les fonts	the font (font)
5 der Weiskessel	amula, æ.	la pila del aqua santa	le benitier	the holy-water-flock (holy-water-flock)
6 der Weiskübel	adspergillum, i.	l'aspergolo	le goupillon	the sprinkle (sprinkle)
7 die Kniebank, die Stühle	subsellium, ii.	il genofessorio	le genouil- ler	the knee bench (knee bench)
8 die Kanzel, der Predigtstuhl	cathedra, æ.	il pulpito, la cathedra	la chaire	the pulpit (pulpit)
9 der Tabernackel	tabernaculum, i.	il tabernaculo	le taberna- cie	the tabernacle (taber- nacle)
10 die Monstranze	hierotheca, æ.	la monstraça	le soleil d'or	the monstrance (mon- strance)
11 das Wachlicht	cereus, i.	il cerco	la bougie	the taper (taper)
die Messe	missa, æ.	la missa	la messe	the mass (mass)
12 der Kelch	calix, icis.	il calice	la calice	the chalice (chalice)
13 das Messbuch	missale, is, n.	il missale	le missel	the miss-book (miss-book)
14 das Messkleid, der Priesterrock	toga sacerdotalis.	la sottana	la soutane	the cassock (cassock)
15 die Bischofshaube	mitra, æ.	la mitria	la mitre	the miter (miter)
16 der Bischofsstab	lituus, ui.	il pastorale	le crosse	the church stick (bishop's staff)
17 das Rauchfaß	turibulum, i.	il turibolo	l'encensoir	the censor (censer)

Der Gottesdienst.

Die Absicht des äußern Gottesdienstes ist die Vermehrung unsrer innern Anacht und der Verehrung Gottes, der, nach seinem eigenen Ausdrucke bey Joan. 4. Kap. 24. D., ein Geist ist, und welchen die, die ihn anbeten, im Geist und in der Wahrheit anbeten müssen.

Eben dieser Ursache wegen konnte die christliche Religion ohne alle äußerliche Gebräuche und Anstalten nicht bestehen, deren Anzahl aber in den ersten Zeiten des Christenthums sehr mäßig gewesen ist. Christus der Herr überließ es der Klugheit seiner Bekenner zu den von ihm selbst vorgeschriebenen unabänderlichen Feyerlichkeiten noch andere aus freyer Wahl hinzuzufügen, wenn es die Verfassung und der Nutzen der Gemeinden forderte.

Der Ort, wo die ersten Christen ihre religiösen Zusammenkünfte hielten, war anfangs veränderlich, es war ein Privathaus, und während den Verfolgungen eine Höhle, ein Wald u. d. gl., bald aber forderten die Umstände, daß bey der anwachsenden Menge der Christen besondere Häuser zu diesen Versammlungen bestimmt werden mußten. Solche bestimmte Versammlungshäuser findet man schon im dritten Jahrhunderte nach Christi Geburt, folglich hatten die Christen damahls schon Tempel oder Kirchen, wenn man darunter Häuser versteht, die zu religiösen Zusammenkünften bestimmt sind.

Schon in diesen Zeiten erhielt der äußere Gottesdienst ausser den von Christus dem Herrn selbst eingeführten Feyerlichkeiten einen beträchtlichen Zuwachs an Ceremonien, welche in der Folge, als Constantin der Große im Anfange des vierten Jahrhunderts die christliche Religion angenommen, und den Christen die Oberhand über die Heiden erhalten hatten, sich nach und nach vermehrten. Dieser Hang zur äußerlichen Pracht, der sich auch bey den Christen äußerte, ist dem den Menschen natürlichen Triebe zuzuschreiben, nach welchen sie an äußerlichen, zum Scheine und zur Pracht eingerichteten Gebräuchen immer Vergnügen finden, und der mit der Frömmigkeit und Tugend des Herzens sehr wohl bestehen kann.

Auch bey der Feyer des heiligen Abendmahls wurden die Ceremonien von Zeit zu Zeit vermehret; das heilige Messopfer wurde späterhin mit einer ehrfurchtsvollen Pracht abgehalten, die allgemeine Erbauung erweckte, und die noch heut zu Tage bey uns gebräuchlich ist. Es ist gewiß, daß dadurch diesem Theil des öffentlichen Gottesdienstes ein edler, bedeutungsvoller Anstand ertheilt, und die innerliche Andacht bey der Feyer desselben unterstützt werde.

Von den Gottheiten der alten Deutschen.

So viel man von der noch sehr dunkeln Götterlehre und Religion der alten Deutschen oder Scythen weiß und sagen kann, so war dieselbe, wie überhaupt ihre Sitten sehr einfach und ungekünstelt. Sie waren unter den übrigen Heiden in so ferne die vernünftigsten, weil sie lange Zeit nur einen Gott anbeteten, der wegen seiner Unendlichkeit in keine Tempel eingeschlossen sey, viel weniger in einem Bilde wohnen könne. Sie hatten also anfangs weder Untergötter, noch Götter und Halbgötter, bis endlich ihre Colonien in Europa den Begriff von dem höchsten Wesen durch Zusätze änderten, und gleich den Römern und Griechen, mehrere Götter anbeteten.

Die berühmtesten Gottheiten der alten Deutschen waren folgende:

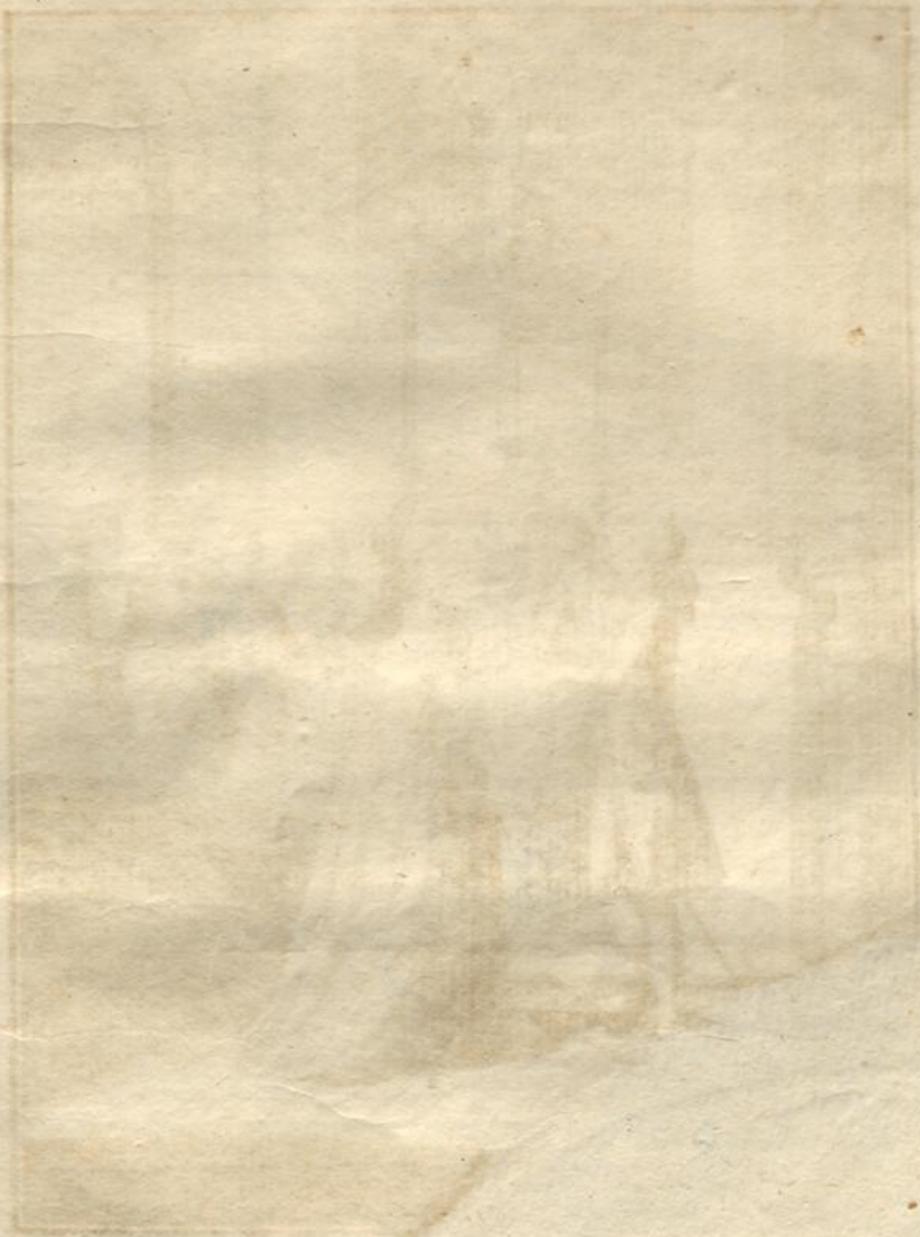
1) Tuisko, welcher für den ältesten Bösen und Stammvater der Deutschen gehalten, auch Theuth, Thoß genannt wird. Er wurde als ein alter König abgebildet, mit einem grauen, großen Barte, mit der rauhen und haarichten Haut eines wilden Thieres umgeben; in der rechten Hand hält er einen Zepter, und die linke streckt er aus, als ob er seinem Volke etwas Wichtiges vorzutragen hätte. Von ihm soll der Thustag oder Dienstag seinen Namen haben.

2) Woban oder Odin, gleichfalls einer der ersten und ältesten scythischen Götter. Er soll anfangs ein großer Kriegsheld und Schwarzkünstler gewesen seyn, und sich durch seine Betrügereyen ein großes Ansehen erworben haben. Er führte in seiner rechten Hand ein entblößtes Schwert, und in der linken ein kleines Schild. Seine Schuhe waren länglicht zugespitzt, und sein Haupt schmückte eine schnee Krone. Er war vornehmlich der Gott des Krieges, und soll von ihm der Wobenstag (Mittwoche) seinen Namen haben.

3) Frya, Friga, Freya, Wobans Gemahlin, eine der vornehmsten Göttinnen der alten Sachsen. Sie wird halb Mann und halb Weib abgebildet; der obere Leib war wie eines gewaffneten Soldaten, der untere Leib als eines Weibes mit einem langen Rocke. In der Rechten hält sie ein entblößtes Schwert, und in der Linken einen Streitbogen. Sie wurde vornehmlich am Freytag, der von ihr den Namen hatte, angebetet.

4) Thor, Thur oder Donnergott, Wodans Sohn, wurde als der Allmächtige in prächtig vergoldeten Tempeln verehret. Auf seinem Haupte trug er eine goldene Krone, und um dieselbe waren zwölf goldene Sterne angeheftet. In der rechten Hand hielt er einen Zepher. Er bewies seine Herrschaft vornehmlich in der Luft, über Wind und Wolken, und gab, wenn er erzürnet war, Ungerwitter; nach seiner Versöhnung aber gutes Wetter und fruchtbare Zeiten. Von ihm bekam der Donnerstag seinen Namen. Ausser diesen vier Hauptgottheiten war auch der Krods oder Satar (von welchem der Samstag benennet wurde) und die Irmenul bekannt. Die übrigen aber, z. B. Rabegast, Flynz, Schwantviz, Siva, Trilas und Prono sind mehr ausländische, meist slavische oder wendische Götter gewesen.

Die Verehrung und Anbetung der Götter wurde von den alten Deutschen nicht in Tempeln, sondern in Haynen verrichtet, dazu sie sich vornehmlich die Eichhayne von großen alten Eichen erwählten. Die majestätische, ehrwürdige Stille derselben flößte ihnen heiligen Schauer und Ehrfurcht vor der Gottheit ein. Ihre Priester waren die Druiden und Barden, und ihre Priesterinnen die Alraunen, welche sämmtlich von gutem Geschlechte seyn mußten, weil sie viel im Requite zu sprechen hatten. Sie opferten Thiere, Pflanzen, auch dann und wann Menschen, vornehmlich Missethäter und Gefangene.



N^o 38.



U. Kuhl delin.

N^{ro}. 38.

Die Ehe der Bräutigam	matrimonium, ii. sponsus, i.	<i>il matrimonio</i> <i>lo sposo</i>	le mariage l'époux	<i>the marriage</i> (märidsch) <i>the bridegroom</i> (breidgruhm)
die Braut das Verlöbniß	sponsa, æ. sponsalia	<i>la sposa</i> <i>li sposalizi</i>	l'épouse les fiançailles	<i>the bride</i> (breid) <i>the betrothing</i> (bitrah- ring)
die Heurath, Hochzeit der Ehemann	nuptiæ. maritus, i.	<i>le nozze</i> <i>il marito</i>	les nocces le mari	<i>the wedding</i> (wedding) <i>the husband</i> (huffband)
die Ehefrau der Wittwer *)	uxor, is. viduus, ul.	<i>la moglie</i> <i>il vedovo</i>	la femme le veuf	<i>the wife</i> (weif) <i>the widower</i> (widdoer)
die Wittive	vidua, æ.	<i>la vedova</i>	la veuve	<i>the widow</i> (widdo)

*) So heißt der Ehemann, dessen Frau gestorben ist.

D e r E h e s t a n d .

Der Ehestand ist ein von Gott selbst verordneter Stand, in welchen zwei Personen von unterschiedenem Geschlechte mit einander treten, nebst dem einander zu leistenden gemeinschaftlichen Beystande ihre Liebe zur Vermehrung des menschlichen Geschlechtes einander allein und bis an ihren Tod zu widmen, damit sie die aus solcher Verbindung zu hoffenden Kinder gewiß für die ihrigen erkennen mögen; und sie sodann auch zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft wohl erziehen können,

Der Ehestand ist die Wurzel und die Stütze der menschlichen Gesellschaft. Ihre Wurzel und ihr Ursprung ist er, weil alle Menschen von einem Manne und von einer Frau hergekommen sind. Ihre Stütze ist er, weil das menschliche Geschlecht untergehen müßte, wofern er aufgehoben würde.

Gott legte gleich anfänglich dem Manne die Schuldigkeit auf, seine Frau zu lieben und ihr getreu zu bleiben; er erleichterte ihm diese Pflicht, indem er ihm die Frau als einen Theil von sich selbst darstellte. Dieses alles that er nur deswegen, um ihre Gesellschaft mit der Einigkeit, mit einer guten Kinderzucht, mit vorsichtigen Anstalten, getreuem Rathe, liebevoller Aufmunterung und nöthigen Wechselbeystande in allen Fällen zu beglücken. Deswegen wollte er, die Frau sollte gleich bey ihrer Schöpfung eben das seyn, was sie künftig in der Gesellschaft ihres Mannes bleiben sollte; und gleichwie sie in der That Wein von sei-

nem Weine, und Fleisch von seinem Fleische war, also sollten auch künftig sie beyde nur Eines ausmachen. Dieses ist der erhabene Begriff, den uns die heilige Schrift von dem Ehestande gibt. Durch diese Erzählung von seinem Ursprunge zeigt sie uns die Vortreflichkeit und Beständigkeit desselben. Letztere ist dermaßen groß, daß der Mann eben so wenig mit seiner Frau als mit sich selbst brechen muß; jene aber ist dermaßen ausnehmend, daß diese Verbindung alle andere Verbindungen übertrifft, und daß ein Mann seiner Frau mehr anhängen muß, als seinen leiblichen Aeltern.

Daß bey den katholischen Christen die Ehe ein Sakrament ist, wodurch beyden Gatten die heiligmachende Gnade ertheilet wird, ist ohnehin jedermann bekannt.

Der feyerliche Tag der ehelichen Verbindung, und besonders das deshalb angestellte Gastmahl heißt die Hochzeit.

Von den frühesten Zeiten des Alterthums an, waren die Menschen gewohnt, bey sich ereignenden merkwürdigen Begebenheiten, und bey dem Erwerbe jedes Dinges, das sie für schätzbar hielten, mit einander zu schmausen und fröhlich zu seyn. Eine Gattin war für den Mann ein schätzbares Gut, durch sie erhielt er die Aussicht, Kinder aufzuziehen, die seinen Nahmen fortsetzen, und ihm, wenn er alt geworden war, beystehen konnten; Umstände, die in den ersten Zeitaltern von hohem Werthe waren. Aber ausser diesem war eine Frau auch aus andern Ursachen noch ein schätzbares Ding. So lange der gesellige Zustand noch in seiner Kindheit war, unterhielt fast jede Familie Feinde und Feindseligkeit gegen ihre Nachbarn, und lag über die Vertheilung und Beschützung des Eigenthumes mit ihnen im Kriege; und nur durch die Verbindung mehrerer Familien mit einander wurden die Schwächern zuweilen in den Stand gesetzt, sich gegen ihre mächtigere Nachbarn zu vertheidigen. Solche Bündnisse, und solche Zusätze von Stärke erhielten die Familien nun gewöhnlich durch Verheurathungen; und aus diesen Gründen wurde nun die eheliche Verbindung zwischen zwei Personen als eine wichtige Handlung angesehen, und Feste wurden sehr frühzeitig zu ihrer Feyer angefest. Diese Feste machten vermuthlich meistens die ganze Ceremonie aus, und dienten dazu, den Vertrag öffentlich bekannt zu machen, und zugleich statt der schriftlichen Aufträge, die in unsern Tagen die Rechte und Bedingungen beyder Theile versichern.

Die Babylonier dehnten ihre Hochzeitfeste zu einer so außerordentlichen Länge aus, daß, da verschiedene ihrer Familien durch die Kosten sich zu Grunde gerichtet hatten, ein Gesetz dagegen gegeben wurde. Unter den alten Scandinaviern war fast jede öffentliche Verhandlung mit einem Schmause begleitet, und der bey der Feyer einer Hochzeit war ein Auftritt von Schwärmeren und Trunkenheit, welcher oft die traurigsten Wirkungen hervor brachte. Auch noch heut zu Tag gibt man dergleichen bey allen Völkern, vorzüglich aber bey di-

nen, die durch übertriebene verfeinerte Lebensart noch nicht um Fröhlichkeit und ländliche Gassfreiheit gebracht worden sind.

Von den Ehen und Hochzeitgebräuchen der alten Deutschen.

Die alten Deutschen können ihren ausgearteten Nachkömmlingen in Rücksicht ihrer Eheverbindnisse als ein Muster der Keuschheit und Unskändigkeit aufgestellt werden. „Ihre Ehen, schreibt Tacitus in seinem Buche von den Sitten der Deutschen, haben ein erusthaftes Ansehen, und dieses verdient unter ihren übrigen guten Sitten allerdings das größte Lob; denn sie sind unter den ausländischen Nationen fast die einzigen, welche sich mit einer Gattin begnügen lassen.“ Ueberhaupt merkt Julius Cäsar von den Deutschen an, daß sie sich eine Ehre daraus machten, nicht als Jünglinge zu heurathen, und es für eine Schande hielten, wenn Jemand unter zwanzig Jahren eine Frauensperson berührt hatte. Tacitus bezeugt solches nicht nur von den Männern, daß sie im Heurathen ein männliches Alter abgewartet, sondern daß man auch den Jungfern Zeit gelassen, eine so wichtige Verbindung mit reifem Verstande einzugehen. Nicht bloß die Einwilligung der Braut, sondern vornehmlich ihrer Aeltern und Anverwandten, konnte die Verbindung rechtsbeständig machen.

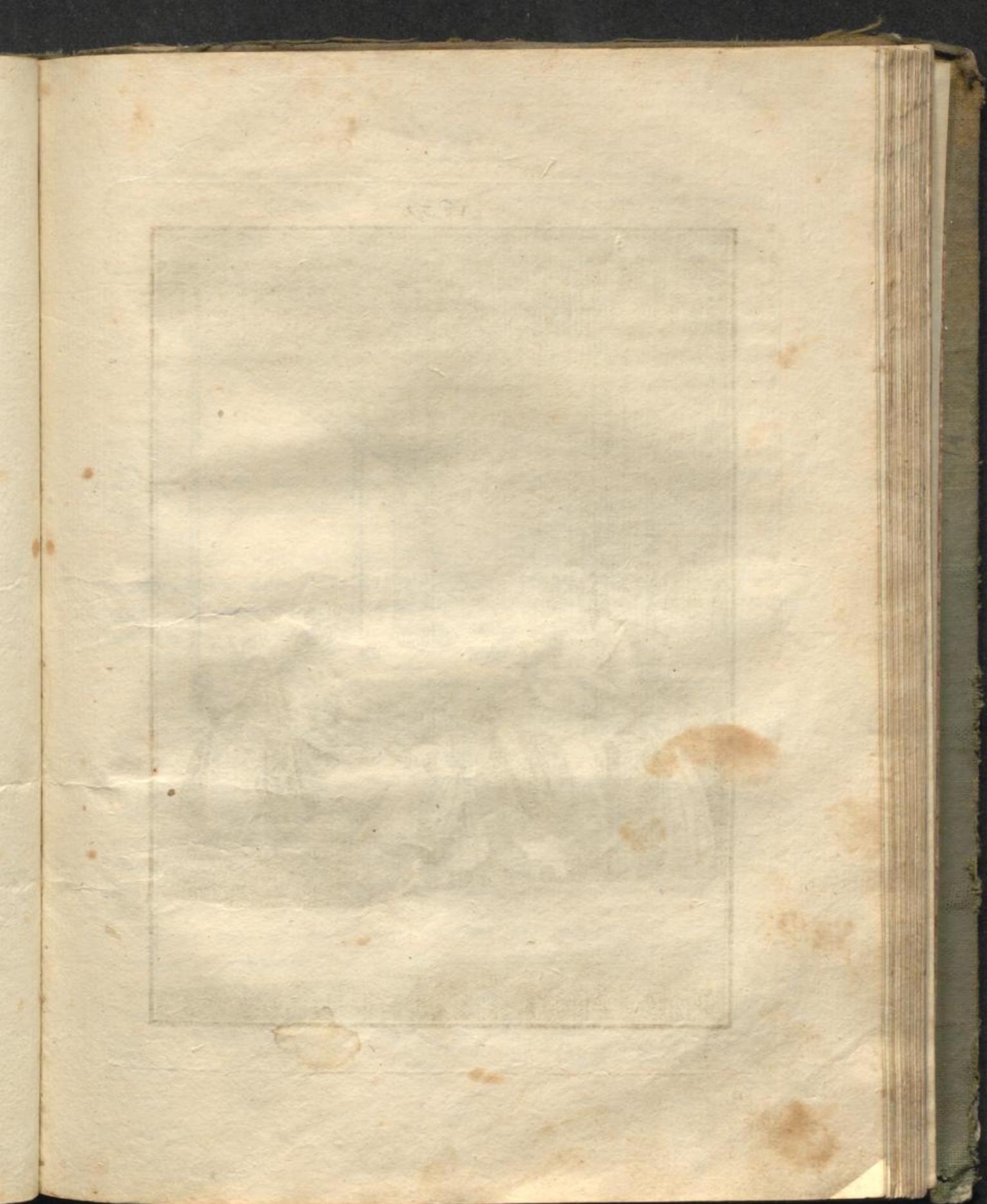
Der deutsche Jüngling, der um ein Mädchen anhalten wollte, mußte wirkliche Verdienste um das Vaterland, er mochte solche zu Hause oder im Kriege erworben haben, aufweisen können. Der die von Feinden eroberten Siegeszeichen seiner Braut zu Füßen legen, oder ihr die Narben auf der Brust zeigen konnte, welche das feindliche Schwert ihm beygebracht, der ging mit gutem Glücke auf die Heurath aus. Zuweilen waren die losen Mädchen wohl noch gar so eigenfönnig, daß sie von ihrem Bräutigam forderten, vor ihren Augen in einem Zweykampfe Sieger zu werden; denn da das Hauptverdienst der Nation in der Tapferkeit bestand, so forderten sie tapfere Väter, weil man sonst, nach ihrem Vorurtheil, keine tapfere Kinder erwarten könnte.

Hierauf bezogen sich auch die Geschenke, welche der Bräutigam, nach Tacitus Bericht *), der Braut geben mußte. Dieses war nicht etwa weiblicher Schmuck, und zum Vergnügen erfundene Galanterien und Nipes oder Kleinigkeiten, sondern ein Joch Ochsen, ein gezäumtes Pferd, nebst Speiß und Schilb, dem man jedoch zuweilen auch eine Zither beyfügte, wogegen sie ebenfalls etwas an Waffen dem Bräutigam überreichen mußte.

*) *Annal. Lib. I. cap. 57.* Die Braut, schreibt er, sollte sich dabey beständig zur Ausübung der Tugend ermuntern, und sich erinnern, daß sie vom Kriege nicht ausgenommen, sondern schuldig sey, im Krieg und Frieden eine Gefährtin ihres Mannes zu bleiben; wovon man auch viele Beispiele antrifft, daß die Weiber ihre Männer mitten in die Schlacht begleitet haben. War doch die Gemahlin des *Viminus* (Germanus), ihrer Schwangerschaft ungeachtet, ihrem Manne nicht von der Seite gewichen, als er wider ihren eigenen Vater die Waffen führte.

Am Tage der eigentlichen Verbindung erschien der Bräutigam bey den Aeltern der Braut. In den ältern Zeiten waren beyden Theilen die Köpfe ganz kahl geschoren, welches der Bräutigam an der Braut, und diese wieder an jenem verrichten mußte; hernach aber behielt die Braut ihre Haare, welche ungebunden um ihre Schultern hingen, und mit einem Kranze von Blumen und Kräutern geziert waren, worüber eine Schleppe hing. Ihr Brauthabit war ein weißes Kleid, welches lang herunter bis an die Erde ging. Die Copulationsceremonie selbst geschah mit Wechslung der Ringe und einem öffentlichen Kuß, wobey der Vater eine gewisse Verbindungsformel aussprach, in welcher er seine Tochter dem Manne empfahl, sie zu ehren und zu lieben, und sie in die Gemeinschaft seiner Güter einsetzte, dabey ihr auch Gewalt über Schloß und Schlüssel erteilte. Hiemit aber war noch nicht gleich die Hochzeit vollzogen, sondern die Braut wurde gewissen Personen anvertrauet, die sie so lange bewahren, und ihr Gesellschaft leisten mußten, bis die feyerliche Uebergabe an den Bräutigam geschehen konnte; denn nicht jeder Tag und Monat war dazu zu gebrauchen, sondern sie hielten einige für zu unglücklich, als daß sie an denselben eine der wichtigsten Handlungen ihres Lebens unternehmen sollten. War aber eine bequeme Zeit da, so geschah die Uebergabe und Heimführung mit großen Feyerlichkeiten.

Der Bräutigam mußte sich seine Braut von den Aeltern ausbitten. Diese ward von ihren Brautjungfern unter Absingung gewisser Brautlieder, so wie sie damals waren, nach dem Hause des Bräutigams geführt. Hinter ihr folgten die gebetenen Gäste, die alle mit Hochzeitgeschenken und Glückwünschen sich im Hochzeitshause versammelten. Der Anfang wurde mit einem Willkommungsstrunke gemacht, und alsdann genoß man das Hochzeitmahl. Nach geendigter Mahlzeit nahmen die Brautdiener den Bräutigam auf die Schultern, und trugen ihn herum, wie man denjenigen, den man zum Fürsten oder Heerführer erwählt hatte, auf ein Schild zu setzen und herum zu tragen pflegte. Ohne Zweifel sollte diese Ceremonie anzeigen, daß der Mann das Haupt des Weibes und der Herr dieser gestifteten neuen Familie würde. Die übrige Zeit des Tages mußten den Gästen einige Gaukler mit ihren Ortmäßen und Einfällen die Zeit vertreiben. Vom Tanzen hielt man nichts. Auf fürstlichen Beylagern wurden Turniere gehalten.





W. Hillman del.

J. Smith sculp.

Die Kindheit

infantia, z.

l'infanzia

l'enfance

the infancy (immanſ)

Die Kindheit.

Ohne die Neigung beyder Geschlechter zu einander, würde kein Mensch gebahren werden, folglich das menschliche Geschlecht in wenig Jahren aussterben.

Eben dieses würde aber auch geschehen, wenn nach der Geburt der Kinder sich nicht Menschen fänden, welche für die Erhaltung ihres Lebens sorgen, und die Beschwerlichkeiten, welche damit verbunden sind, ertragen wollten. Denn kein Thier bedarf in solchem Grade, und in so langer Zeit der Hilfe der erwachsenen Thiere seiner Art, als ein jedes Kind der Hilfe von erwachsenen Menschen.

Die erste Hilfslosigkeit eines Kindes aber ist kein Uebel, sondern ein sehr nützlicher Umstand, sowohl für die Kinder selbst als für das menschliche Geschlecht. Sie ist ein angenehmes Band, welches die Hilfslosen mit denen verbindet, die für ihre Wohlfahrt sorgen wollen. Ohne diesen Bedürfnis würde ein Kind, sobald es ein wenig kriechen oder laufen könnte, alles nach seinem eigenen Sinne thun wollen; sich von den erwachsenen Menschen entfernen und verkeren; von der Erfahrung und dem Verstande derselben keinen Vortheil haben; nicht unterrichtet, nicht erzogen werden; und in einem Zustande bleiben, der weniger glücklich ist, als der Zustand der meisten Thiere.

Viele Kinder würden, ungeachtet der mütterlichen Zuneigung zu ihnen, umkommen, oder nicht zum glückseligen Leben eines Menschen erzogen werden, wenn nicht der Vater gemeinlich eine eben so große Liebe zu dem Kinde hätte, als die Mutter, und mit ihr die Mühe und Sorge für des Kindes Unterhaltung und gute Erziehung gemeinschaftlich über-nähme; Krankheit oder der Tod selbst kann die Mutter abhalten, ihre Kinder zu erziehen;

auch ist eine Mutter mehrerer Kinder so sehr beschäftigt, daß sie ohne Hilfe und Freundschaft eines Ehemanns den Bedürfnissen der Kinder durch Arbeit nicht abhelfen kann.

Die Liebe der Aeltern gegen die Kinder, wenn die letztern sich selbst nicht unfähig dazu machen, dauret beständig fort. Ihre größte Sorgfalt in Rücksicht der Kinder besteht darin, diesen eine gute Erziehung zu geben.

Die Erziehung der Kinder besteht darin, daß man sie gewöhnt, das Nützliche von dem Schädlichen zu unterscheiden; jenes zu thun, und dieses zu lassen. Dafür sorgen die Aeltern theils selbst, theils durch andere, auch durch die erwachsenen Kinder, die nach ihrem Befehle auf die Handlungen der jüngern acht geben müssen.

Nun, Kinder, bedenket alles, was eure Aeltern zu eurem Besten gethan haben, noch thun und thun wollen. Von ihnen habt ihr das Leben. Sie geben euch Nahrung, Kleidung, Wohnung, Nachtlager und Wärme. Ohne ihre Sorgfalt für euer Leben und für eure Gesundheit wäret ihr längst todt oder Krippe! *).

*) Folgendes Beyspiel kindlicher Liebe und Dankbarkeit muß jedes empfindsame Herz bis zu Thränen rühren:

Der alte B e r t r a m hatte bey seinem Korbmachen sechs Kinder zu ernähren. Er suchte also, wo möglich, ihren Hunger zu stillen: oft nahm er sehr wenig von dem Essen, damit er nur genug für sie hatte. Es sei eine große Theuerung ein; sein Verdienst wollte nicht mehr hinreichen, nur Brod für seine Kinder zu kaufen. Wenn er ihnen vorschritt, so blieb oft wenig oder nichts für ihn übrig. Dieß sah nun Heinrich, sein jüngster Sohn, ein Knabe von sieben Jahren. Er legte sich daher an einem Abend ins Bett, und sagte: er wäre krank, und könnte nichts essen. Er blieb auch den folgenden Morgen im Bette, und aß nichts. Den Vater jammerte sein Kind, er lief zu einem Doktor, bat inständig, er möchte kommen und sich seines kranken Kindes erbarmen. Der Doktor, ein mitleidiger Mann, kam, und untersuchte bey dem Kinde alles, und konnte keine Krankheit gewahr werden. Das Kind gestund ihm endlich ein, daß es sich deswegen krank gestellt habe, damit es nur seinem Vater das Stückchen Brod, das ihm zugehörte, ersparen möchte, damit er es essen könnte, da er bey dem Ausarbeiten immer zu kurz käme. Der Doktor erstaunte über die That dieses Kindes, ließ von nun an täglich aus seinem Hause zu ihrem Unterhalte herbeyschaffen, machte es auch in der Stadt bekannt, und viele wohlthätige Personen suchten diese Familie zu versorgen. Es kam auch diese That zu den Ohren des Fürsten; er ließ nicht nur diesen Mann mit seinen Kindern beschenken, sondern befahl auch diesen kleinen Knaben auf seine Kosten zu erziehen.

Ohne den sorgfältigen Anstalten der Aeltern zur Erziehung der Kinder würden diese in viehischer Dummheit bleiben, und niemahls zu der angenehmen menschlichen Gesellschaft geschickt werden.

Seyd aber nicht stolz, Kinder, auf eure Vorzüge, die ihr eurer Geburt und euren Aeltern zu danken habt. „Es war einmahl eine kleine Tochter eines vornehmen Herren; sie hieß, wo ich nicht irre, Isabellchen, war weiß wie Schnee, fein und zierlich wie ein Püppchen. Viele große Leute warteten dem kleinen Dinge auf; viele vornehme Leute küßten dem Mägdelein gar die Hände; alles seines Papa's wegen; aber das Narrchen meinte, es geschehe sei-netwegen. Nun sahe es oft Straßenkinder von seinem Fenster Herab, die ekelhaft und lumpicht umher liefen. Es sah in einem Silberbuche allerley häßliche wilde Leute, und seine Gouvernantin erklärte ihm diese Bilder. Da dachte das gute Kind: ich muß doch wohl ein ganz anderer Mensch seyn, wie diese gemeinen, dummen, schmutzigen Leute? Es sagte dieses seinem Garderobbe-Mädchen; und das einfältige Ding antwortete: Ja freylich, gnädiges Fräulein. Es sagte dieses seinem Friseur, und der alberne Kerl antwortete: Ja freylich, gnädiges Fräulein! Es sagte dieses seiner Gouvernantin: aber, aber, was antwortete die! = = = = =

„ Diese gemeinen, schmutzigen Leute da, sind eben so gut Menschen, wie Sie, mein Fräulein! Und daß Sie anders und besser aussehen, dafür können Sie nicht, Kind! Also dürfen Sie ja nicht stolz darauf seyn. Wären Sie unter den Jameos erzogen, Sie würden noch nicht Finse zählen können; wären Sie im Samojeden-Lande geboren, Sie würden sich im Schnee wälzen; wären Sie unter Schweinen aufgewachsen, Fräulein! Sie würden, so wahr ich ehrlich bin, ein Ferkchen seyn. Hätte es hingegen Ihrem Herrn Papa gefallen, statt Ihrer ein gemeines Mädchen von der Strafe aufzunehmen, oder aus dem Samojeden- oder Jameoslande eins kommen zu lassen, und es so sorgfältig und mühsam zu erziehen, wie Sie; so würden diese jetzt gemeine, dumme und ekelhafte Kinder, so vornehm, klug und niedlich seyn, wie Sie. „

Isabellchen konnte das nicht begreifen, oder mochts nicht begreifen. Ich hoffe, daß die kleinen Leser der Welt in Bildern vernünftiger seyn werden.

Wenn nun die Kinder sich leicht erziehen lassen, und gehorsam sind; und wenn man sie durch Erfüllung ihres Verlangens nach Unterricht belohnen will; so helfen ihnen die Aeltern, oder andere von ihnen bestellte Lehrer, sich im Lesen, Schreiben, Rechnen und andern solchen angenehmen und nützlichen Wissenschaften zu üben, durch welche sie geschickt werden, in ihrem ganzen Leben mehr Vergnügen zu genießen, sich Liebe und Zutrauen zu erwerben, und vielen Menschen Gutes zu thun. Aber ungehorsame Kinder werden von solchen ehrenvollen Übungen ausgeschlossen.

Die Kindheit und die Jugend ist diejenige Zeit, in welcher man die in spätern Jahren notwendigen und nützlichen Kenntnisse zu erwerben sich befeissen muß. Gewöhnt sich

der Mensch nicht in diesen ersten Jahren seines Lebens an Fleiß und Arbeitsamkeit, so wird er gewöhnlich auch in spätern Jahren dazu untauglich seyn; nach dem alten Sprichworte:

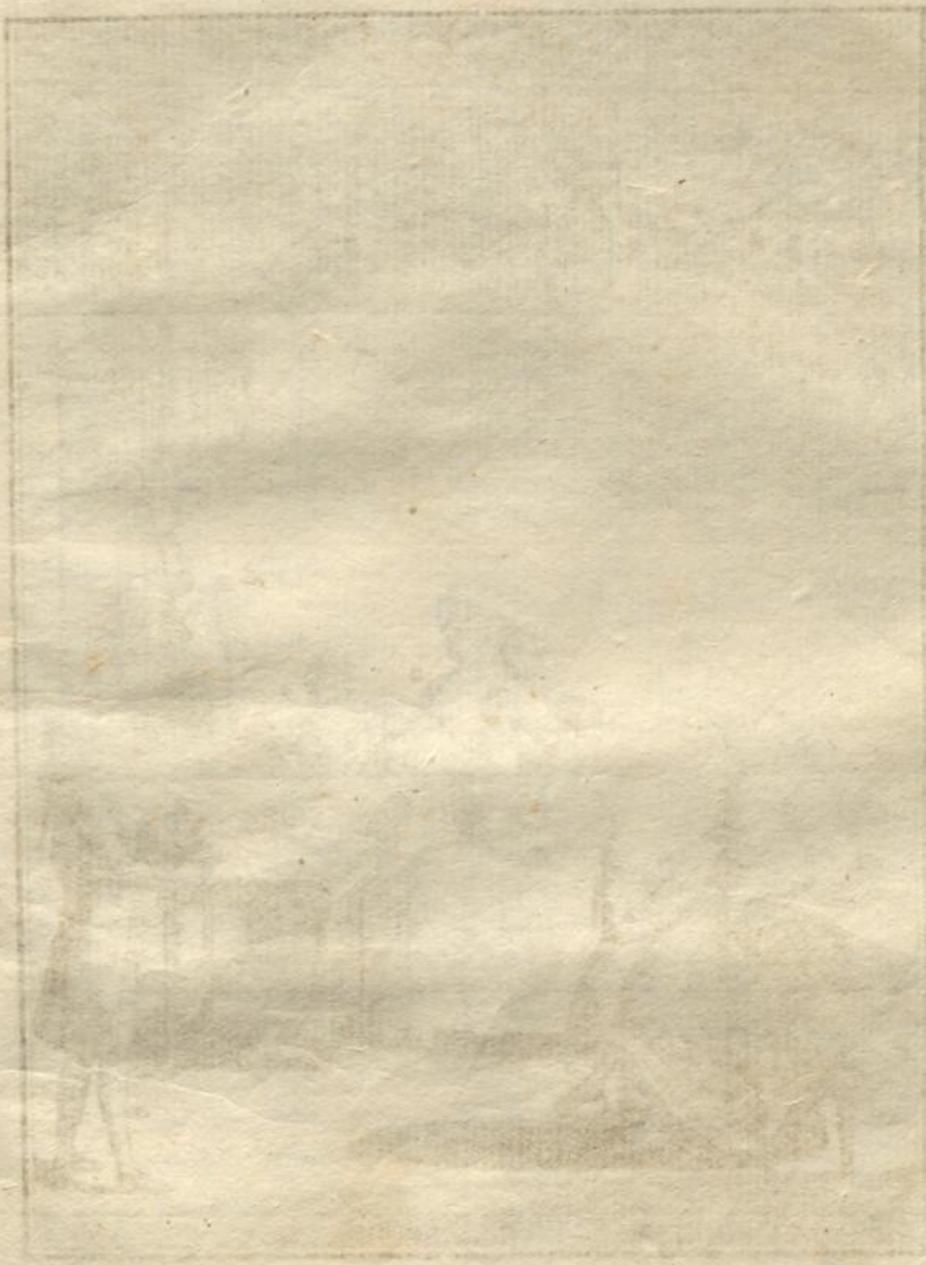
„ Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer. „

Der Grundsatz, daß bey einigen Menschen die Natur alles allein mache, und daß bey denselben Fleiß und Uebung ihre natürlichen Fähigkeiten nicht ausbilden und vergrößern können, macht gute, mit natürlicher Fähigkeit begabte Köpfe nachlässig, mittelmäßige aber muthlos.

Die Erfahrung lehret uns, daß fast alle Menschen in ihren Fähigkeiten und Kenntnissen nicht so weit kommen, als sie kommen könnten, wenn sie auf ihre Beschäftigungen den gehörigen Fleiß verwendeten. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß es unmöglich ist dasjenige gut zu wissen, was man nicht gut gelernt hat.

Sey also deinen Aeltern gehorsam, liebe Jugend, ehre und liebe sie als deine größten Wohlthäter! habe in allen deinen Handlungen Gott vor Augen! sey fromm und andächtig! sey fleißig und arbeitsam! so wirst du in deinen mannbaren Jahren hier ein nützlich Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und nach deinem Tode dort ewig glücklich werden.

113





G. Kehl del.

C. Kehl fecit.

N^{ro.} 40.

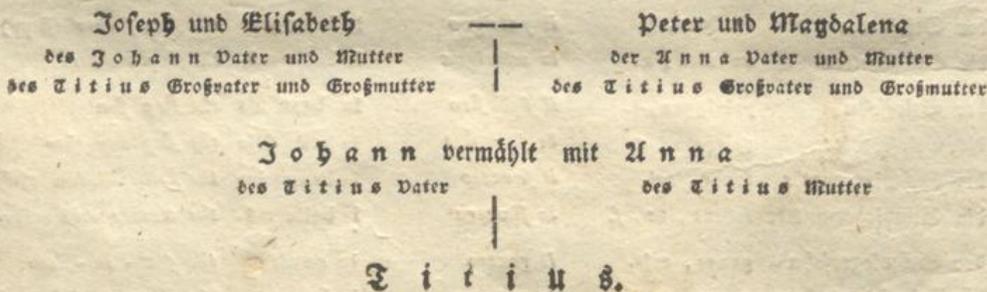
Die Vorfahren, die der Aeltervater	majores proavus, i.	li antenati il bisavolo	les ancêtres le bisaieul	the ancestors (ännse- store) the great grand father (grebt grännnd fath'er)
die Aeltermutter	proavia, z.	la bisavola	la bisaieule	the great grand mother (modth'r)
der Ahnerr, Groß- vater	avus, i.	l'avolo, nonno	l'aieul	the grand father
die Anfran, Groß- mutter	avia, z.	l'avola, nonna	l'aieule	the grand mother
die Aelteren	parentes.	i parenti, genitori	les parents	the parents (pährents)
1 der Vater	pater, tris.	il padre	le père	the father
2 die Mutter	mater, tris.	la madre	la mère	the mother
die Kinder	proles.	i figliuoli	les enfans	the children (tscheildern)
3 der Sohn	filius, ii.	il figlio	le fils	the son (sonn)
4 die Tochter	filia, z.	la figlia	la fille	the daughter (dahter)
der Enkel	nepos, otis.	il nipote	le petit fils	the grand - child
die Enkelinn	neptis, is.	la nipote	la petite fille	the grand - daughter
die Nachkommen	posterii.	i posteri, discen- denti	les descen- dans	the descendants, posterity (disfennndents, pasteritti)
der Bruder	frater, tris.	il fratello	le frère	the brother (broth'er)
die Schwester	soror, oris.	la sorella	la soeur	the sister (fiff'r)
der Oheim	patruus, avunculus.	il zio	l'oncle	the uncle (onkl)
die Muhme	amita, matertera.	la zia	la tante	the aunt (ahnt)
der Neffe	nepos, otis.	il nipote	le neveu	the nephew (neffju)
die Nichte	neptis, is.	la nipote	la niece	the niece (nihs)
der Vetter	patruelis.	il cugino	le cousin	the cousin (foffin)
die Base	fratris filia.	la cugina	la cousine	the cousin
der Stiefvater	vitricus, i.	il patrigno	le beau père	the step-father (stipp)
die Stiefmutter	noverca, z.	la matrigna	la belle mè- re	the step-mother
der Stiefsohn	privignus, i.	il figliastro	le beau fils	the step son
die Stieftochter	privigna, z.	la figliastra	la belle fille	the step daughter
der Schwiegervater	socer, eri.	il suocero	le beau père	the father-in-law (lah)
die Schwiegermutter	socrus, us, f.	la suocera	la belle mè- re	the mother - in - law
der Schwiegersohn	gener, eris.	il genero	le gendre	the son - in - law
die Schwieaertochter, die Schwur	nurus, us, f.	la nuora	la bru	the daughter - in - law
der Schwager	affinis.	il cognato	le beau frè- re	the brother - in - law
5 der Diener	servus, famulus, i.	il servo, servitore	le valet, serviteur	the servant (saurvant)
6 die Magd	ancilla, z.	la serva	la servante	the servant - maid, maid (mähd)

Die Familie.

Das Wort Familie hat mehrere Bedeutungen: 1) Versteht man unter dem Worte Familie diejenigen Personen, die eine häusliche Gesellschaft ausmachen, Eheleute und ihre Kinder. So sagt man: in diesem Hause wohnen sechs Familien. Im gemeinen Leben oft auch für Kinder allein; in dieser Bedeutung sagt man: eine starke Familie (viele Kinder) haben. Zuweilen wird unter diesem Ausdrücke auch das Hausgesinde mit begriffen. 2) In weiterer Bedeutung wird unter dem Worte Familie ein ganzes Geschlecht mit allen Schwägern und Seitenverwandten verstanden. In dieser Bedeutung sagt man: eine berühmte, angesehene Familie. Diese Familie ist längst ausgestorben.

Von der Blutsfreundschaft oder Blutsverwandtschaft.

Die nächsten Vorfahren eines Menschen sind sein Vater und seine Mutter; im zweiten Grade entfernt sind sein Großvater und seine Großmutter, oder die Aeltern der Aeltern; im dritten Grade sein Aelternvater, oder die Aeltern der Großältern; im vierten Grade sein Urgroßvater und seine Urgroßmutter (Urältern), oder die Aeltern der zuletzt genannten. Alle, von denen ein Mensch abstammt, heißen seine Vorfahren. Die entferntesten Vorfahren oder Ahnen aber, die von einer Familie bekannt sind, heißen ihre Stammältern.



Die Nachkommen des ersten Grades sind Sohn und Tochter, alsdann folgen Enkel und Enkelinn u. s. w. Alle, die von einem Menschen abstammen oder abstammen werden, gehören zu seinen Nachkommen,

Die ganze Anzahl der Brüder und Schwestern eines Menschen heißt sein Geschwister. Das Geschwister seiner Aeltern und Großältern u. s. w. nennt er Oheime und Muhmen, Großoheime und Großmuhmen u. s. w. Alle, die von seinem eigenen Geschwister oder von dem Geschwister seiner Vorfahren abstammen, nennt er Vettern und Basen (Nichten), wenn die gemeinschaftliche Abstammung nicht sehr weit entfernt ist.

T i t i u s vermählt mit **M a r g a r e t h a**

A n n a

Ihre Tochter, des **M l o y s i u s** Schwester,
des **K a v e r i u s** Muhme.

B r i g i t t a

der **A n n a** Tochter,
des **T i t i u s** und der **M a r g a r e t h a** Enkelin
des **M l o y s i u s** Nichte,
des **K a v e r i u s** Base (Nichte)

M l o y s i u s

Ihr Sohn, der **A n n a** Bruder,
der **B r i g i t t a** Oheim.

K a v e r i u s

des **M l o y s i u s** Sohn,
des **T i t i u s** und **M a r g a r e t h a** Enkel,
der **A n n a** Neffe,
der **B r i g i t t a** Vetter.

Vorfahren, Nachkommen, Geschwister, Oheime, Muhmen, Vettern und Basen nennt der Mensch seine Blutsverwandte oder Blutsfreunde.

Mein Stiefvater ist, wer nach meines Vaters Tode meine Mutter heurathet; meine Stiefmutter aber, welche nach meiner Mutter Tode meinen Vater heurathet. Schwieger- oder Stiefältern nennt man mit einem gefälligeren Nahmen Aeltern, entweder Vater oder Mutter. Den Vaternahmen geben wir auch sogar dem Manne, welcher mit unserer Stiefmutter nach des Vaters Tode verheurathet wird; und den Mutternahmen derjenigen Frau, welche nach dem Tode unserer Mutter mit dem Stiefvater verheurathet wird. Eben darum nennt ein Stiefvater oder eine Stiefmutter die Kinder des Ehegatten, welche im eigentlichen Verstande Stieffinder sind, dennoch Kinder, entweder Sohn oder Tochter.

P h i l i p p u s

S e r d i n a n d u s

des **P h i l i p p u s** Sohn, erster Ehe,
der **J o h a n n a** Stieffohn.

J o h a n n a

des **P h i l i p p u s** zweyte Gemahlin;

Gemeinlich verpflichten sich Stiefältern, für die Erziehung und Wohlfahrt der Kinder so zu sorgen, als wenn sie ihre eigene Kinder wären, eben darum müssen dieselben sich gegen ihre Stiefältern eben so gehorsam, dankbar und ehrerbietig wie gegen ihre eigenen Aeltern bezeigen.

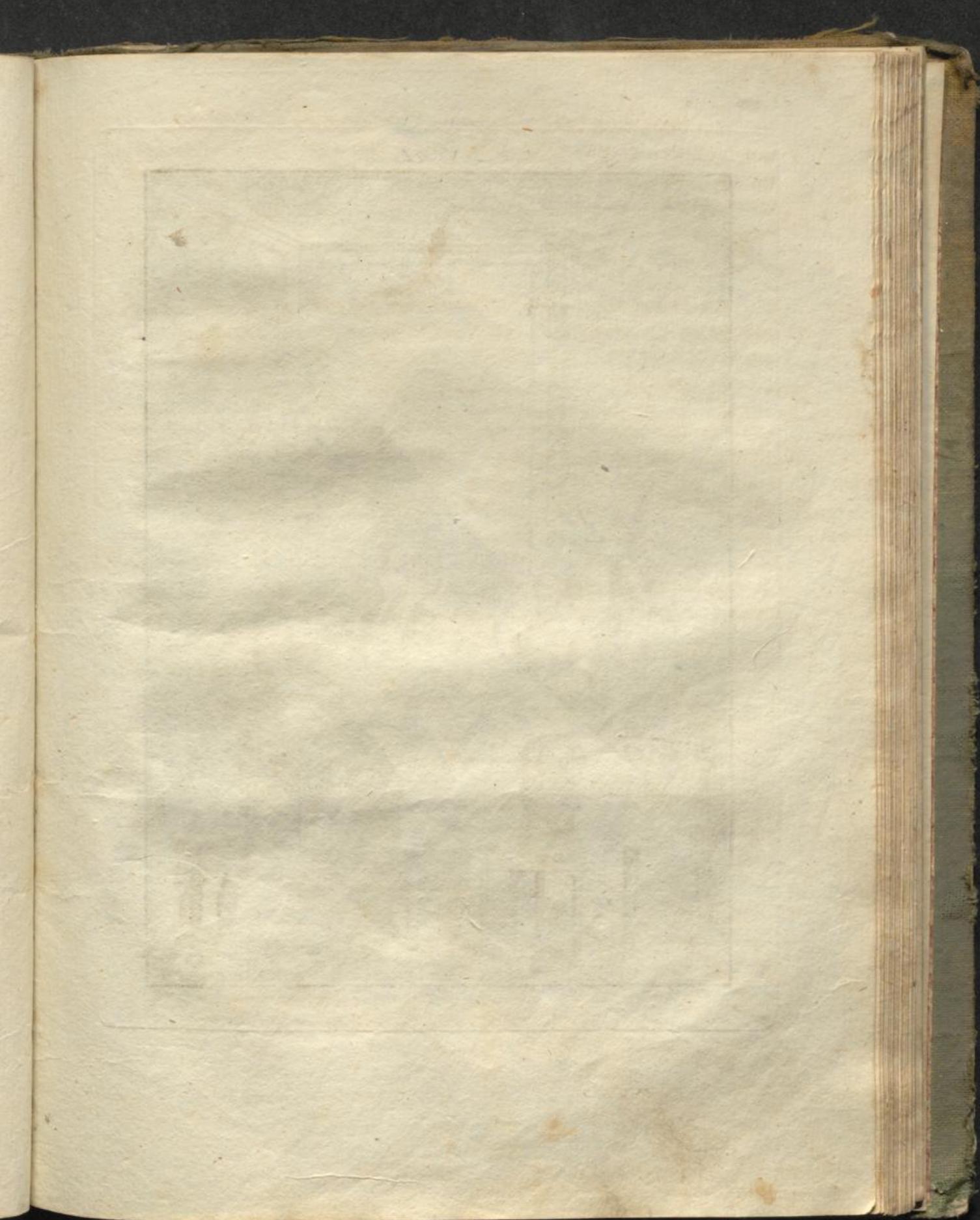
Von der Verwandt = oder Schwägerschaft.

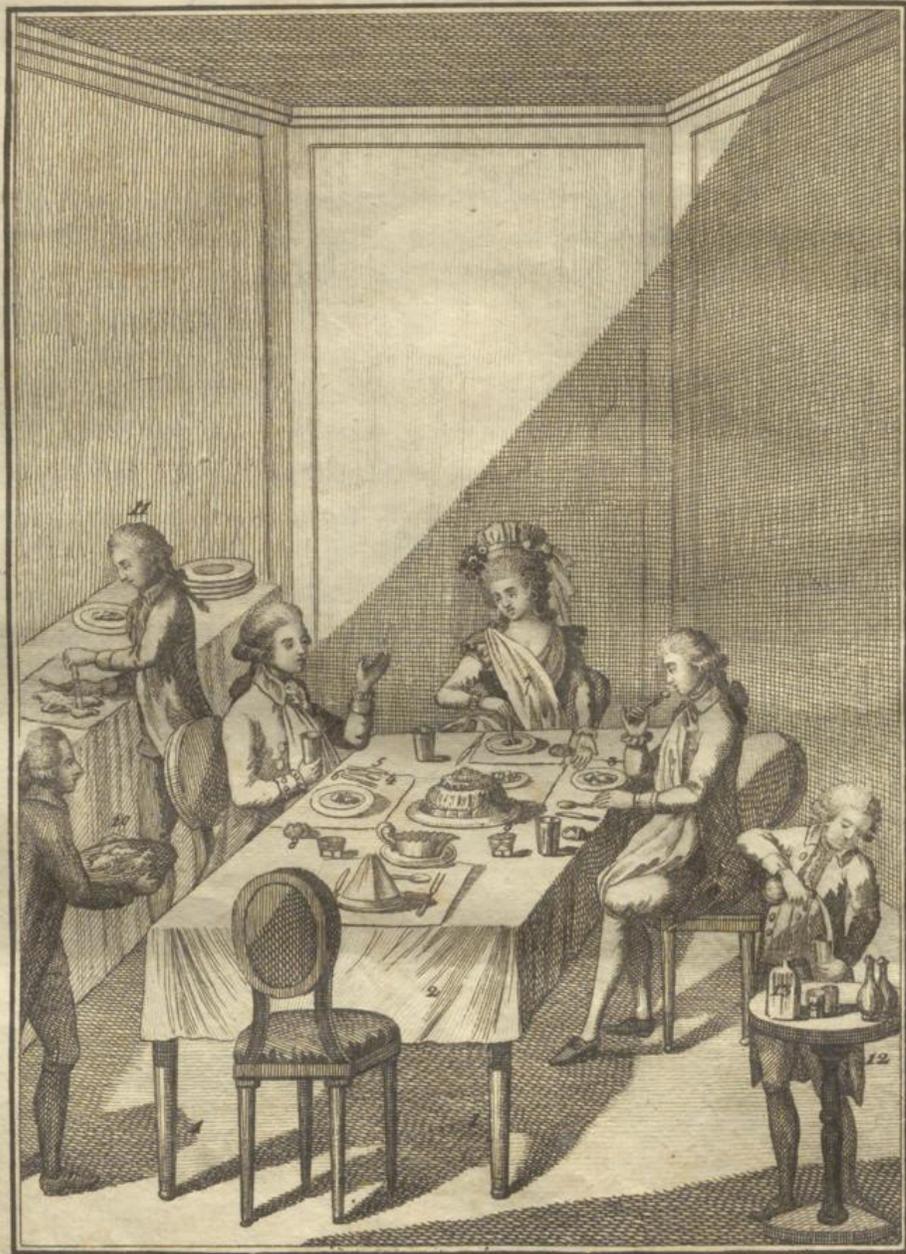
Die Verwandt = oder Schwägerschaft entsteht durch die Vermählung. Der Mann wird mit den Blutsfreunden der Frau, die Frau mit den Blutsfreunden des Mannes verwandt. Zwischen den Blutsfreunden des Mannes und den Blutsfreunden der Frau entsteht gar keine Verwandtschaft.

Der Vater und die Mutter nennen den Ehegatten ihres Kindes entweder Schwiegersohn oder Schwiegertochter; der Mann nennt die Aeltern der Frau, die Frau die Aeltern des Mannes seine, ihre, Schwiegerältern, entweder Schwiegervater oder Schwiegermutter. Man wird auch leicht verstehen, was Schwiegergroßvater und Schwiegergroßmutter bedeute.

Der Bruder nennt den Mann seiner Schwester, seinen Schwager, die Schwester nennt die Frau ihres Bruders, ihre Schwägerinn.

V i k t o r i n u s vermählt mit O k t a v i a	
des L a d i s l a u s Schwiegervater	des L a d i s l a u s Schwiegermutter.
I g n a t i u s	V i k t o r i a vermählt mit L a d i s l a u s .
der V i k t o r i a Bruder,	ihre Tochter.
des L a d i s l a u s Schwager.	





Sollner 2el.

U: Kohl d'ereit.

N^{ro}. 41.

Die Mahlzeit	convivium, ii.	<i>il pasto</i>	le repas	<i>the meal (mibl)</i>
das Mittagessen	prandium, ii.	<i>il pranzo</i>	le diner	<i>the dinner (dinner)</i>
das Nachtessen	cæna, æ.	<i>la cena</i>	le soupée	<i>the supper (sopper)</i>
1 der Tisch, die Tafel	mensa, æ.	<i>la tavola</i>	la table	<i>the table (täbbl)</i>
2 das Tischtuch	mappa, æ.	<i>la tovaglia</i>	la nappe	<i>the table-cloth (Flahth)</i>
3 der Teller	discus, i.	<i>il tondo</i>	l'assiette	<i>the plate (pläht)</i>
4 der Löffel	cochlear, aris, n.	<i>il cocchiario</i>	le cuiller	<i>the spoon (spuhn)</i>
5 das Messer	cultrum.	<i>il coltello</i>	le couteau	<i>the knife (Pneif)</i>
6 die Gabel	fucina, æ.	<i>le forchette</i>	les fourchettes	<i>the table-fork (furk)</i>
7 das Telleruch, die Serviette	mappula, æ.	<i>la salvietta</i>	la serviette	<i>the napkin (näppkin)</i>
8 das Brot	panis, is, m.	<i>il pane</i>	le pain	<i>the bread (bredd)</i>
9 das Salzfäß	salinum, i.	<i>la saliera</i>	la saliere	<i>the salt-seller (sahltseller)</i>
die Speisen	fercula.	<i>i messi, le vivande</i>	les mets, les viandes	<i>the mess (mess)</i>
10 die Schüssel	patina, æ.	<i>il piatto</i>	le plat	<i>the dish (disch)</i>
11 der Vorschneider	fructor, oris, m.	<i>il trinciante</i>	l'ecuyer trechant	<i>the carver (Fährver)</i>
12 der Credenz Tisch, Schenktisch	abacus, i.	<i>la credenza</i>	le buffet	<i>the cup-board (Foppbohrd)</i>
13 die Flasche	lagena, æ.	<i>il fiasco</i>	la bouteille	<i>the bottle (bott'l)</i>
14 das Glas	vitrum, i.	<i>il bicchiere</i>	le verre	<i>the glass (glaff)</i>

Die Mahlzeit.

Essen und Trinken erhält das Leben des Menschen, und man bedarf zur Erreichung dieses Endzwecks nur weniger Nahrungsmittel; wie man denn aus der Erfahrung weiß, daß viele Leute bey geringer Kost und bey dem natürlichen Tranke des Wassers gesund geblieben und alt geworden sind; allein bey großem Reichthum und bey herrschendem Luxus oder Wohlleben begnügt man sich nicht mehr mit den einfachen natürlichen Nahrungsmitteln, sondern man sucht durch ausgesuchte und kostbare Speisen und Getränke die Bedürfnisse des Hungers und Durstes zu befriedigen.

Der wahre Hunger ist das einzige und untrügliche Kennzeichen, daß der Mensch Nahrung bedürfe, und die Sättigung desselben die gewisste Anzeige, daß der Mensch genug Speise zu sich genommen habe. Die Sättigung des Magens aber besteht nicht darin, daß man die Last und den Druck der Speisen fühlen müsse; nein, satt seyn heißt, nicht mehr mit Appetit essen.

Es ist nicht allen Menschen einerley Ordnung im Essen und Trinken vorzuschreiben. Bey Leuten, die den ganzen Tag in beständiger Bewegung sind, die durch angreifende Handarbeiten ihren Unterhalt verdienen, ist gar die Frage nicht, wie oft, wie viel, und was sie essen. Bey Personen hingegen, die eine vermischte oder ganz still sitzende Lebensart führen, ist darüber Manches zu erinnern.

Recht sehr wenig sollten diejenigen des Abends essen, welche ihre Mittagsmahlzeit spät halten, und um vier oder fünf Uhr erst vom Tische kommen. Es ist nicht gut, des Abends ganz und gar keine Speise zu genießen. Die Säfte werden, sonderlich wenn man auch wenig frühstücket, zu scharf, der Appetit wird zu groß, und man läuft Gefahr, den Magen des Mittags zu überladen. Viele Menschen, deren Amtsgeschäfte es mit sich bringen, daß sie den ganzen Tag sitzen, meditiren, schreiben, rechnen müssen, pflegen eine sparsame Mittagsmahlzeit zu halten. Sie haben ihren Kopf voll Amtssachen, das Essen schmeckt ihnen nicht. Des Abends thun sie sich mehr zu gute, weil sie sich überlassen sind, und ihr Gemüth aufgeheitert ist. Das Abendessen schmeckt, und sie genießen davon reichlich. Diese Art zu leben zieht viele Krankheiten nach sich, zumahl wenn man zugleich des Abends viel Wein trinkt, und sich dabey auf dem Lehnstuhle pfleget und ruhet.

Die Gelehrten, das Frauenzimmer, und alle die Personen, welche eine sitzende Lebensart führen, würden das Verdauungsgeschäft im guten Stande erhalten, und folglich sich eines gesunden Körpers erfreuen können, wenn sie sich an folgende Ordnung gewöhnten. Ehe man zu Tische geht, mache man sich eine halbe oder kleine Stunde lang gelinde Leibesbewegungen im Hause, im Garten, auf Spaziergängen, um das Geblüt in einen gleichförmigern, freyern und etwas lebhaftern Umlauf zu bringen, damit die Gefäße des Magens mit Blut gehörig angefüllet, die zur Verdauung nöthigen Säfte des Magens und der Gedärme desto leichter und häufiger abgefondert werden. Durch solche gelinde, vor dem Essen vorgenommene Leibesbewegung wird auch der Magen gestärket, und von den Blähungen frey gemacht. Noch besser ist es, wenn man das Gemüth zugleich durch angenehme Gespräche mit einigen Freunden aufmuntern und zerstreuen, seine Amtsgedanken und gelehrte Meditationen aus dem Kopfe verjagen, und darauf mit völlig heiterer Seele zu Tische gehen kann. Man genießt alsdann in Gesellschaft seiner Familie oder seiner Freunde eine zwar gut bereitete, aber

nur aus zwey bis drey einfachen Gerichten bestehende Mahlzeit, unter scherzenden und aufmunternden Gesprächen, welche ein besseres Gewürz der Speisen sind, als alle Spezereyen Indiens. Man bringt so eine Stunde bey Tische zu, geht alsdann noch eine kleine Stunde spazieren, und fängt darauf seine Arbeit wieder an.

Glücklich sind allerdings die, welche nach dem Essen nicht meditiren, nicht mit sitzender Kopfarbeit sich beschäftigen dürfen! Wer von seinen Zeiten Herr ist, thut am besten, daß er des Nachmittags die Stunden von drey bis fünf, oder von vier bis sechs Uhr, dem Studiren, dem Nachdenken und andern ernsthaften Geschäften widmet. Nichts ist der Verdauung nachtheiliger, als wenn man sogleich nach dem Mittagsessen den Geist anstrengt; nichts hingegen befördert eine gute Verdauung mehr, als gelinde Leibsbewegung nach dem Essen. Sind die Nachmittagsgeschäfte vollbracht, so suche man von neuem Gemüthsbergungen und Leibserholungen, ehe man zu Abend speiset. Abends aber esse man überhaupt früh, sehr wenig, und lauter leichtverdauliche und einfache Speisen, welche Eyer, kleine Fische, Bratvögel, gekochtes Obst, wenig Fleisch, etwas Käse. Dabey trinke man mäßig, vornämlich trinke man wenig oder gar keinen Wein. Nur allein nach der Verschiedenheit der Konstitutionen kann ausgemacht werden, ob Suppen und andere warme Speisen, oder lauter kalte Küche des Abends zuträglich sind.

Nach dem Abendessen muß man entweder spazieren, oder angenehme Geschäfte im Hause vornehmen, die weder das Gemüth angreifen, noch den Körper ermüden. Man entschlage sich möglichst aller Sorgen, aller Arbeiten, alles Nachdenkens, und man suche es so einzurichten, daß man zwar ein bis zwey Stunden nach genossener Abendmahlzeit, jedoch früh und vor Mitternacht mit leichtem Magen und frohen und unbekümmerten Gemüthe zu Bette gehe; so wird man nach dergleichen den Tag über ordentlich und regelmässig geführten Lebensart von einem sanften Schläfe erquicket und gestärket werden.

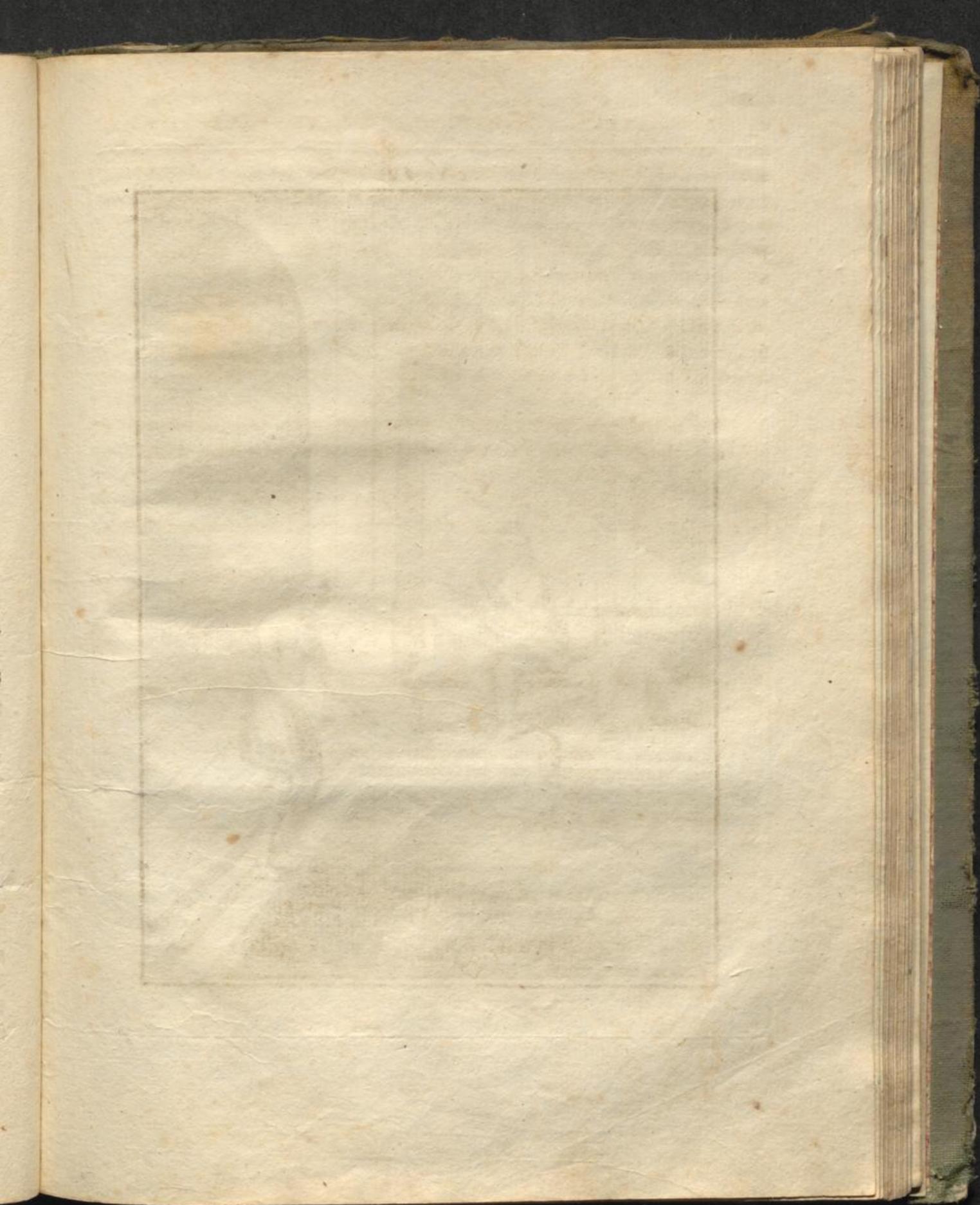
Wer langsam isset und gut käuert, kann sich den Vortheil einer vollkommenen Verdauung versprechen. Diejenigen aber sind beständig mit Unverdaulichkeit und deren schlimmen Folgen gemartert, welche die Speisen geschwinde hinunter schlingen, und nur halb kauen.

Bevornehmen Standespersonen muß der Haushofmeister in dem Speise- oder Tafelzimmer die nöthigen Anstalten zur Mahlzeit vorkehren, und die Tische oder Tafeln mit Teppichen und Tischtüchern von dem Tafeldecker decken lassen. So viele Personen geladen sind oder erwartet werden, eben so viele Bedecke werden zurechte gelegt, das ist, man setzt so viele Teller, Bestecke von Messern und Gabeln, Löffel und Tellerbücher (Servietten) hin;

als Gäste vermuthet werden. Zugleich fügt man zu jedem Bedeckte das gewöhnliche Brot hinzu, und setzt in verschiedener Weite Salzfässer, daß die Gäste sich derselben nach eigenem Gefallen bedienen können. Vor jeder Mahlzeit wird gebetet, welches bey Vornehmen in der Stille geschieht. Hierauf setzt man sich zu Tische und macht den Anfang der Mahlzeit mit einer Suppe: denn diese ziert, nach dem Sprichworte, das Mahl. Die mancherley Speisen werden in Schüsseln aufgetragen, und entweder vorgelegt oder herum gegeben. Vornehme haben zu ihrer Aufwartung ihre Bedienten hinter sich stehen, die die Teller und alles beybringen müssen, was die Herrschaft befehlet. Ueberhaupt werden bey Mahlzeiten nach jedem Gerichte frische Teller hergegeben. Man speiset entweder auf Zinn, oder auf Porzellan, oder auf Silber und Gold. Der Vorschneider zerlegt die Speisen, damit jeder Gast sogleich eine Portion nehmen könne.

Die tugendhaftesten, tapfersten und glücklichsten Völker haben selten oder gar nicht geschmaust, und große Mahlzeiten oder Gastereyen angestellt. Völker, bey denen viel auf Essen und Trinken gewendet wird, sind ihrem Untergange nahe; darum gebot der weise Lykurg zu Sparta, daß alle Bürger von den gemeinschaftlichen Nahrungsmitteln, welche das Gesetz vorschrieb, zusammen essen, und in ihren eigenen Häusern keine Mahlzeiten anstellen sollten.

Die kostbarste Mahlzeit war ohne Zweifel die, welche die berühmte Cleopatra dem Römer Antonius gab; beyde wetteiferten mit einander in Ansehung der Schwelgerey und Ueppigkeit: Antonius veranstaltete eine kostbare Mahlzeit, ward aber von der Cleopatra dadurch übertroffen, daß diese eine sehr theure Perle von ihrem Ohrengehänge in Essig zerfließen machte, solche in sich schlürfte, und dadurch allein mehr als eine Tonne Goldes verschluckte.





Scalper del.

Ch. Kohl diravit.

Das Bad

balneum, i, n.

il bagno

le bain

the bath (bath)

Von den Bädern und Gesundbrunnen.

Das Wasser reiniget, erquicket und ernähret nicht nur die Menschen, es hat auch einen medizinischen Nutzen; vornehmlich die Gesundbrunnen und mineralischen Wasser, die entweder zum Trinken oder zum Baden, zu gewissen Zeiten und Absichten gebraucht werden.

Die Gesund- oder Sauerbrunnen sind lebendige, schöne, klare und helle, aus der Erde hervorspringende, mineralische Wasser, welche von unterschiedlichem Geschmacke, doch insgesamt säuerlich sind, und von einem scharfen, unterirdischen Salze, welches der Gesundheit sehr dienlich ist, zubereitet werden. Nach dem Unterschied der Metalle und Erdsäfte, davon die Wasser ihre Tugend annehmen, sind nicht nur im Geschmacke, sondern auch in der Stärke und besondern Wirkungen unterschieden. Sie dienen vornehmlich wider die Verstopfungen, in allen hypochondrischen und scorbutischen Beschwerden, Hauptweh, Wahnwitz, Schwindel und Epilepsie, Selb- Wasser- und Schwindsucht, Stein, u. d. gl. Die berühmtesten Sauerbrunnen sind: der zu Eger in Böhmen; zu Pyrmont, im Waldeckischen, woselbst eine mineralische Fontaine über zwanzig Schuhe hoch springt, auch die schönsten Brunnengebäude, Alleen und Promenaden anzutreffen sind; zu Schwalbach in Hessen, woselbst sechzehn Brunnen, unter welchen der sogenannte Weinbrunnen der vorzüglichste ist; zu Spaa in Lüttich, welcher wegen seiner Güte, der vielen und vornehmen Brunnengäste und prächtigen Gebäude und Promenaden der berühmteste ist; zu Sedlitz in Böhmen, welcher eigentlich ein bitterer Purgierbrunnen ist, aus welchem auch ein Purgiersalz gesotten wird; zu Selters im Rierischen, welcher daher auch Selterwasser heißt. Anfangs wurde dieser Brunnen für zwey Gulden und dreyßig Kreuzer verpachtet, bald hernach für fünf Gulden. Vor zwanzig Jahren gab man 14000 Gulden Pachtgeld. Nun aber wird alles von der

V. B. E t

kurfürstlichen Kammer selbst verwaltet, und die Einnahme wird auf 80000 Gulden angeschlagen. Diese, und die übrigen Sauerwasser, werden in Krügen an alle Orte versandt; doch finden sich auch in den Sommermonathen, bey den Gesundbrunnen selbst viele Brunnengäste ein, die das Wasser aus der Quelle trinken; sich dabey in angenehmen Gesellschaften ruhig und heiter unterhalten, und durch eine mäßige Bewegung die gute Wirkung dieser Kur zu befördern suchen.

Die Gesundbäder sind Wasser, die von Natur warm und mineralisch sind, und wenn sie zum Baden gebraucht werden, vielerley Leibeschwachheiten abhelfen können. Sie werden warme Bäder genannt, weil sie nicht nur in der That warm sind, sondern auch eine erwärmende Kraft haben. Etlliche derselben sind salzig, etliche salpetricht u. s. w. Einige bestehen aus einem, andere aus mehreren Minern, darnach sie auch ihre Wirkung thun. Die martialischen eröffnen und zertheilen, die antimonialischen purgieren, die alaunischen trocknen und konstringiren, die salpetrichten kühlen und wehren wegen ihres Purgierens dem Grimmen des Leibes. Die berühmtesten warmen Bäder sind: das zu Carlsbad in Böhmen, welches 1370 zur Zeit Carls des Vierten erfunden worden, daher es den Nahmen führt; dessen Wasser mit heftigem Geräusche siedet aus der Erde Mannes stark, hervorquillt, und sowohl zum Trinken als Baden gebraucht, auch stark besucht wird; das zu Töplitz in Böhmen; das Schlangenbad in Hessen, welches in einem tiefen Thale liegt, und mit prächtigen Gebäuden und Alleen versehen ist; das Embserbad in der Wetterau; die Bäder zu Wiesbaden bey Maynz; die berühmten Bäder zu Aachen im Jülichischen; die Schweizerischen Bäder, vornehmlich zu Baden. Man badet entweder den ganzen Körper bis an den Hals, in der Badwanne, welches ein ganzes Bad heißt; oder nur bis an den Oberleib, welches ein halbes Bad genennet wird; oder man gebraucht ein Fußbad, da man nur die Beine ins Wasser setzt.

Ueberhaupt ist die Gewohnheit zu baden so alt, als die Menschen selbst; indem der natürliche Trieb die Menschen zu Abwaschung der Unreinigkeit antreibt. Wann öffentliche Bäder zu erbauen angefangen worden, kann man so genau nicht sagen. Das jüdische Volk hatte von Gott selbst den Befehl, daß sich diejenigen, so unrein waren, baden mußten; und die Römer und Griechen haben sowohl zu ihrer Gesundheit, als zu ihrem Vergnügen viele prächtige, öffentliche und Privatbäder erbauet. Auch gründen die Türken noch jetzt einen großen Theil ihrer Religion und Heiligkeit auf das Baden und Reinigen des Leibes. Unter allen aber ist das Baden in frischem Fluß- oder Quellwasser das gesundeste, das alle Glieder stärkt, und den ganzen Leib rein, gesund und dauerhaft erhält.

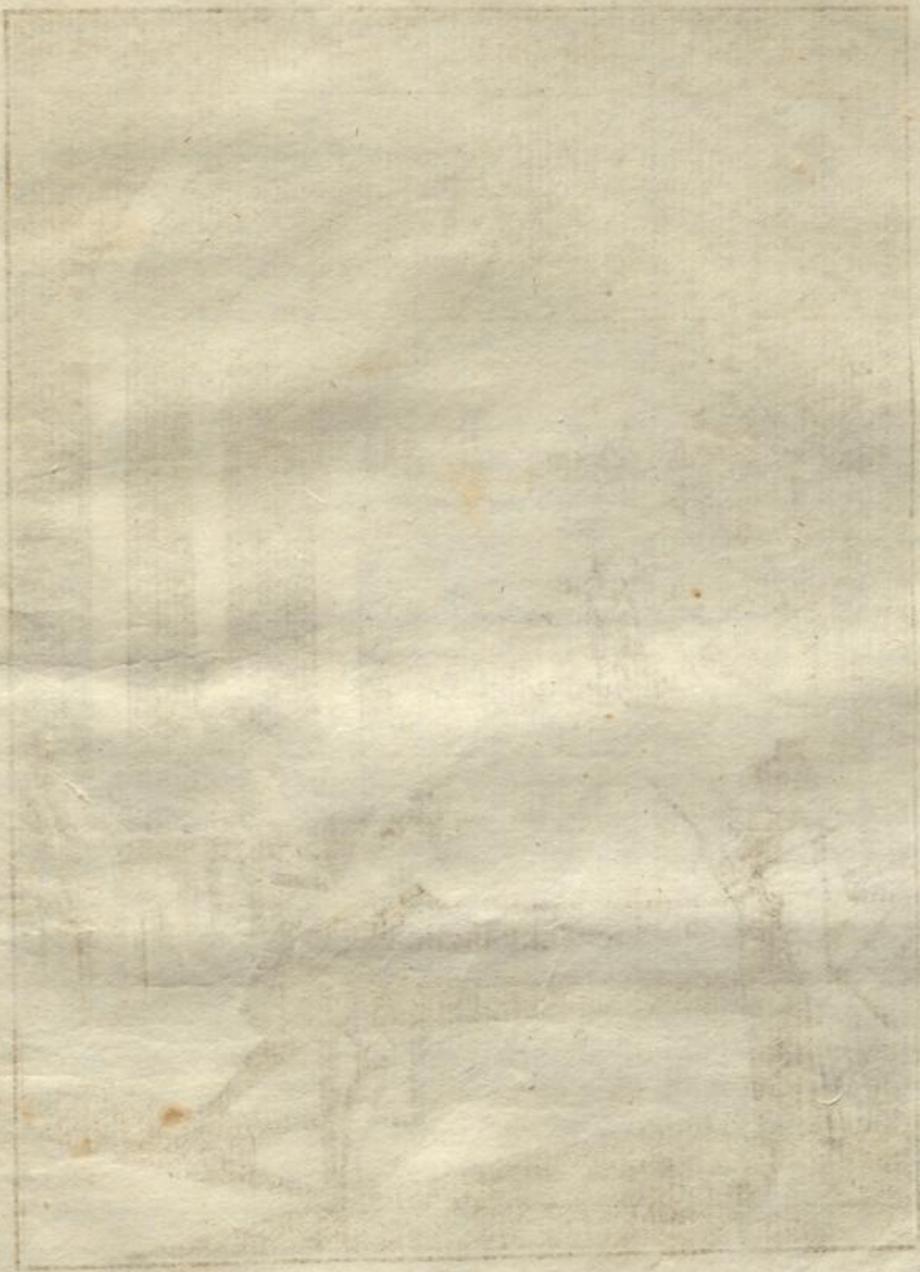
Die Bäder der Alten.

Die Bäder der Griechen bey den Gymnasien bestanden aus sieben abgesonderten Theilen. Erstlich kam das kalte Bad; darnach das Eläothesium, oder der Ort, wo man sich mit Oehle reiben und salben ließ; drittens das Frigidarium, wo man sich abkühlte; viertens das Propnignum, oder Präfurnium, oder das Zimmer vor der Feuerkammer (Hypocaustum;) fünftens die Schwitzstube; sechstens das Laconicum oder die Trockensstube; siebentens das warme Bad. Was die Bäder auſſer den Gymnasien betrifft, so waren dieselben meistens zweyfach und gedoppelt angelegt; ein Theil für die Mannspersonen, der andere für Weibspersonen. Diese beyden warmen Bäder stießen sehr nahe aneinander, damit sie ein Ofen heißen konnte. In der Mitte derselben war ein großes Wasserbecken, dahin das Wasser in verschiedenen Röhren geleitet wurde, und man stieg auf einigen Staffeln in dasselbige hinunter. Dieß große Wasserbecken war mit einem Geländer umgeben, hinter dem sich ein bedeckter Gang befand, der, dieweil man sich darin aufhalten, auf das Bad warten und also noch müßig seyn konnte, die Schola genennet wurde. Diese Bäder waren gewölbt, und empfingen das Licht von oben her, durch eine Art von Kuppel. Die beyden Badstuben, das Laconicum und Tepidarium, waren hier mit einander verbunden. Sie hatten eine zirkelförmige Form, damit sich der Dunst von allen Seiten gleich stark ausbreiten konnte. In der Mitte, wo die Oeffnung für das einfallende Licht gelassen wurde, hieng gemeinlich ein Schild von Erz, welchen man hinauf ziehen und wieder herunterlassen konnte, um den heißen Dunst für das Schwitzen entweder zu verstärken, oder zu mindern. Der Fußboden dieser Badstube war hohl, damit er die Hitze der Feuerkammer desto besser annehmen konnte. Die Feuerkammer oder Hypocaustum heizte nicht nur die beyden Badstuben, sondern auch das sogenannte Vasarium, worin sich die Milliarä, oder die großen kupfernen Gefäße befanden, aus denen das heiße, das laulichte und kalte Wasser, nicht nur für diese Milliarä selbst durch Heber, sondern auch für die Bäder durch Röhren vertheilt werden konnte.

Bei den Römern sind beydes die öffentlichen und besondern Bäder spät eingeführt worden; entweder weil dieses Volk erst spät auf die üppige Weichlichkeit verfiel, oder weil es sehr viele Mühe kostete, das Wasser in die Stadtquartiere und in die Häuser zu leiten. Erst als sich die Wasserleitungen vermehrten, d. i. eine geraume Zeit nach dem 41sten Jahre der Stadt, baute man hier und da einige Bäder und Therma; so wurden nämlich die Herrenbäder genennet, zum Unterschiede der öffentlichen gemeinen Bäder, welche Balnea hießen. Zu ihrer Vielfältigung und Allgemeinheit trugen die Aerzte, welche verschiedene Krankheiten durch Bäder heilten, vieles bey. Aber erst unter dem August und den nachfolgenden Kaisern erhielten sie zurst die Pracht, die wir noch jetzt mit Erstaunen in ihren Trümmern

bewundern. Einige römische Schriftsteller vergleichen diese von den Kaisern erbaute Bäder, wegen ihres ungeheuren Umfangs, mit Provinzen; und man wird das Uebertriebene dieses Ausdrucks weniger empfinden, wenn man bedenkt, daß diese Gebäude in ihrem ungeheuren Bezirke, ausser einer erstaunlichen Anzahl von Zimmern und Sälen, ganze lange Gallerien und Hallen, in denen sich die Athleten übten, ganze große Teiche von stießendem Wasser, ganze Terrassen, Gärten und Wälder eingeschlossen haben.

Die Einrichtung der römischen Bäder war ungefähr die nämliche, wie bey den Griechen. Gemeinlich fand man darin einen Teich, der an der Nordseite lag. In demselben konnte man sich nicht allein baden sondern er war auch groß genug zum Schwimmen. Auch die Bäder der Privatleute hatten zuweilen solche Teiche. Der Badbau in den Thermis lag gemeinlich gegen die Mittagssonne, und hatte eine sehr breite Hauptseite, worin sich die Feuerkammer in der Mitte befand; darneben waren zur rechten und linken, auf beiden Seiten, vier gleichförmige Zimmer, die Gemeinschaft mit einander hatten. Diese Theile des Baues wurden vorzugsweise mit dem allgemeinen Rahmen der Badzimmer belegt, und bestanden aus der Badstube, aus dem warmen und kalten Bade, und aus der Schweißstube. Der Saal des warmen Bades war noch einmahl so groß, als ein jeder anderer in den übrigen Badzimmern, weil sich da die größte Menge des Volkes einfand. Das Apodyterium, wo man die Kleider ablegte, hat in den Thermis des Diocletians eine sehr prächtige Bauart gehabt. Es war ein großer achteckiger Saal von länglicher Figur, worin die beyden Hauptseiten sich nach einem halben Zirkel bildeten, und das Gewölbe war von etlichen Reihen Säulen von außerordentlicher Höhe getragen. Diese verschwenderische Pracht fand man nicht blos in öffentlichen Bädern; auch die Privatgebäude dieser Art waren nicht selten damit versehen, und bis zum Ueberflusse mit Spiegelglas, mit Marmor und mit dem kostbarsten Metalle ausgeschmückt.





S. Kellerer del.

W. Kohl sculp.

N^{ro.} 43.

1 Der Spaziergang	ambulatio, ambu- lacrum	il passeggiò	la promena- de	the walk (wahr)
das Spiel	ludus, i.	il giuòco	le jeu	the game, play (gähm, piß)
2 die Spielfarte	charta lusoria	la carta	la carte	the card (Fabr ⁿ)
3 das Billard	sphaeristerium, tudicularium	il bigliardo	le billard	the billiard (billiard)
das Schachspiel	lufus latrunculo- rum	il giuoco dei scac- chi	le jeu des échecs	the game at ch ^{ss} (schess)

Von den Vergnügungen und den Spielen.

Diejenigen Vergnügungen, die ein jeder Mensch leicht haben kann, sind die besten; und man wird ihrer nicht so leicht müde. Von dieser Art ist das Vergnügen bey dem Anblicke der aufgehenden und untergehenden Sonne, des schönen Mondes, des funkelnden Gestirns, einer schönen Gegend; das Vergnügen bey einer angenehmen Witterung, vornehmlich auf der bunten Wiese am rieselnden Bache, im schattigten Walde und bey dem weiten Prospekte von einem Berge oder Hügel; ferner das Vergnügen der Dienffertigkeit und Freundschaft, vornehmlich in dem häuslichen Leben der Familie; das Vergnügen der geitgenden Beschäftigung, des Geschmacks an gewöhnlichen Speisen und Getränken, des Wohlgefallens an der angenehmen Musik der zwitschernden Vögel; und das Vergnügen, durch Aufmerksamkeit auf alles, was uns umgibt, unsere Wißbegierde zu sättigen, und im Thun und Lassen klüger zu werden.

Alle Vergnügungen hingegen, welche viel Kunst, Kosten und Vorbereitungen erfordern, sind nicht von so guter Art. Man wird ihrer früher müde, und nur wenige können ihrer genießen.

Unter den mannigfaltigen Zerstreungen und Spielen, die zur Erholung und zum Zeitvertreibe erfunden worden, behauptet das Billardspiel einen vorzüglichen Rang, weil dabey Leib und Seele geschäftig seyn müssen, und beyde Theile durch dieses Spiel gestärkt werden können.

Das Billardspiel wird auf einer Tafel mit elfenbeinernen Kugeln gespielt; sie hat die Figur eines ablangèn rechten Winkels, und in jeden Ecke so wie auch in der Mitte der beyden langen Seiten ein Loch, welches mit einem gestricktenbeutel, dem unten ein Glöckchen angehängt ist, versehen wird; überhaupt hat also das Billard sechs Löcher. Der Tisch selbst wird mit feinem Tuche sehr glatt überzogen, damit die Kugeln in ihrer Bewegung wegen der Reibung und Ungleichheiten nicht gehindert werden mögen; an den vier Seiten bekommt er Wände, die vier bis fünf Zoll hoch und gleichfalls mit Tuch bekleidet, über dieses auch mit Haaren oder Tuch ausgestopft sind, damit die Kugeln, welche gegen dasselbe anstoßen, zurücke prallen. Es ist überhaupt zu merken, daß jede Kugel auf dem Billard wieder unter eben demselben Winkel zurücke springt, unter welchem sie ausgeprellet ist, und daß diejenigen, die die mathematischen Wissenschaften verstehen, viele Vortheile bey diesem Spiele voraus haben können. Es muß aber die Billardtisch vollkommen wagrecht gerichtet werden; denn wo nur auf einer Seite hierin etwas versehen ist, so laufen die Kugeln nach der abhängigen Gegend zu, und der Ausdruck in diesem Spiele heißt alsdenn: dieses oder jenes Loch ziehet. Die elfenbeinernen Kugeln, welche mit aller möglichen Genauigkeit vom Dreher verfertigt seyn müssen, werden mit langen Stäben, die nach Beschaffenheit ihrer Figur unterschiedliche Rahmen haben, gegen einander angetrieben. Dieses Spiel nun kann von zweyen oder mehreren Personen gespielt werden; und es sind eigene Gesetze vorhanden, nach welchen es gespielt werden muß.

Unter den sitzenden Spielen ist das Schachspiel wo nicht das älteste, doch das edelste und schönste. Man hat viel über dessen Ursprung gestritten, es ist aber jetzt außer allen Zweifel, daß es aus Indien zu uns gekommen ist. Sogar schon vor Erfindung der Buchdruckerkunst disputirten die Gelehrten, um die Regeln dieses Spiels zu bestimmen, und die Bedeutung der Steine und Züge zu erklären. Dieses veranlaßte geometrische und arithmetische Calculs, wie auch politische, militairische und historische Abhandlungen, die voller Gelehrsamkeit waren.

Es leben in Frankreich jetzt große Tonkünstler, (die zu gleicher Zeit große Schachspieler sind, z. B. der berühmte Philidor. Es ist auch vielleicht mehr Aehnlichkeit zwischen dem

Schachspiel und der Musik, als man wohl glaubt. Man darf sich nur erinnern, daß auf jeder Seite bey dem Schachspiel 16 Steine befindlich sind, wovon 8 Hauptsteine und 8 untergeordnete sind, die auf einem Schachbret, von 64 Fächern bewegt werden. In der Musik findet man 6 bis 7 Töne, und 12 oder 13 Laute, die auf 5 Linien geordnet werden, durch deren Zusammensetzung die schwerste Musik ausgeführt wird, so wie man mit der vorbesagten Anzahl Steine die Züge bey dem Schachspiel bis ins Unendliche vervielfältigt.

Von allen Spielen haben die Kartenspiele den höchsten Rang. Unter der Regierung Karl VI. gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wurden die Karten in Frankreich erfunden. Man hat vorhin viel über die Absichten der Erfinder geschrieben, sowohl in Ansehung der Figuren, als der vier Farben. Dem sey wie ihm wolle, genug die Karten wurden zum Zeitvertreib eines kränklichen Königs erfunden, daher man vermuthen kann, daß die ersten Spiele nicht sehr schwer waren.

Die Karten kamen sehr geschwind von Frankreich nach Spanien und Italien, wo sie außerordentlich reuifirten. Die Reisenden des sechszehnten Jahrhunderts berichten, daß man damals nicht ein Dorf in Spanien antraff, wo nicht Karten verkauft wurden.

Zuweilen nehmen die Spieler Abrede, daß der Verlierer dem Gewinner diesen oder jenen Dienst leisten, oder eine bestimmte Summe Geld geben solle, damit die Aufmerksamkeit und das Vergnügen vermehrt werde. Dieses heißt um einen Preis spielen.

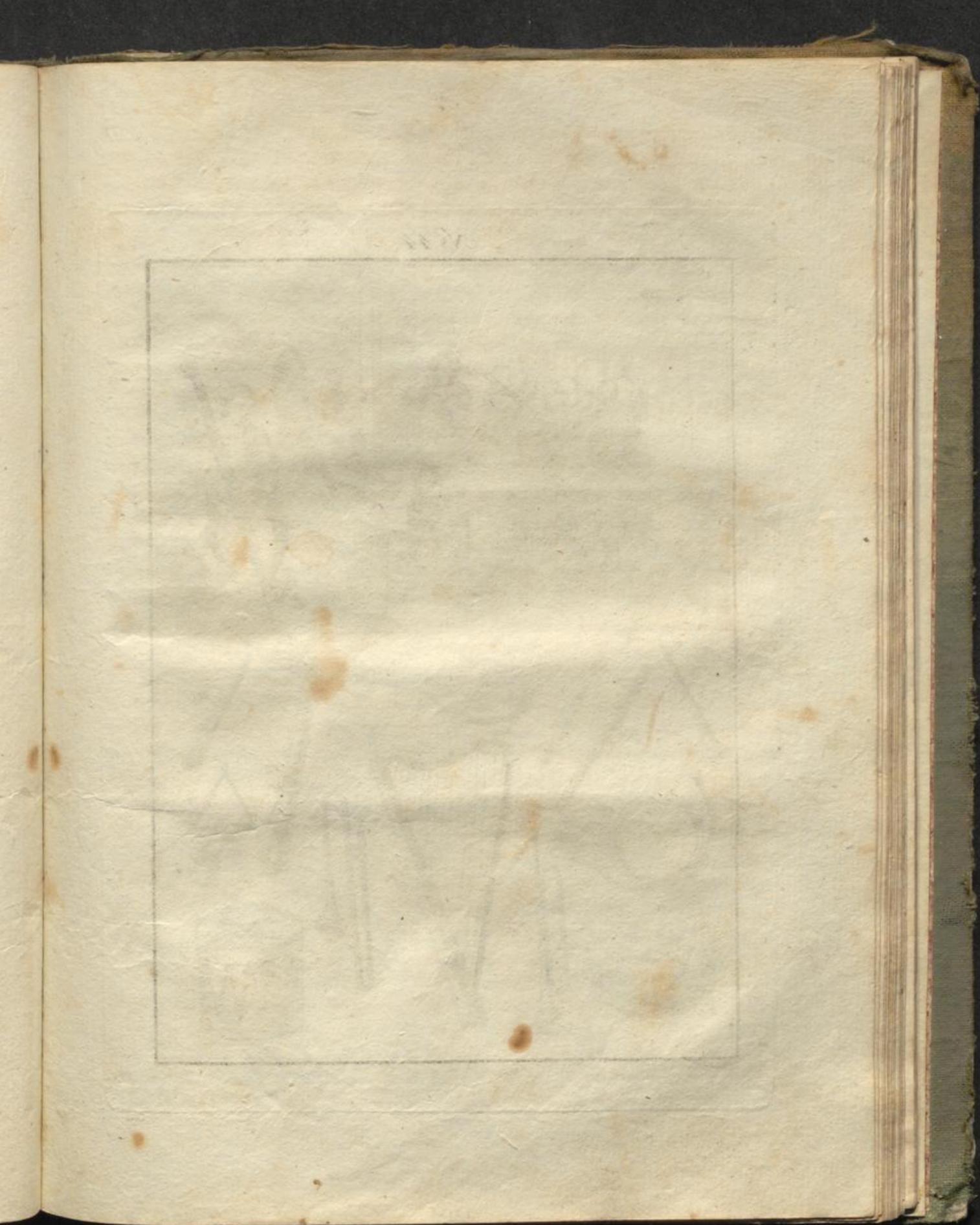
Viele unbedachtsame Menschen spielen um einen so hohen Preis, daß der Verlierer dadurch sehr betrübt, und der Gewinner leicht versucht werden kann, das Spiel so zu lieben, wie man nur ernsthafte Beschäftigungen lieben muß. Es gibt sogar Leute, welche, um im Spiel zu gewinnen, lügen und betrügen, oder sich darüber zanken. Das ist eine verabscheuungswürdige Gewohnheit.

Die feyerlichen Spiele der alten Griechen und Römer.

Die vornehmsten öffentlichen Spiele der alten Römer wurden circensische Spiele genannt, weil sie auf einer großen Rennbahn gehalten wurden, welcher Circus hieß, und ge-

meintlich so groß war, daß in demselben über hundert und fünfzig tausend Zuschauer Platz hatten. Der große Circus in Rom, war ohngefähr eine Viertelstunde lang, und den vierten Theil so breit. Mitten durch diesen Schauplatz gieng eine lange Mauer, auf welcher Obeliskten, Säulen und Altäre stunden. An den beyden Enden dieser Mauer waren zwey kegelförmige Pyramiden, so Metæ hießen, um welche die Wagen herum rennen mußten. Rings herum gieng ein Wassergraben, in welchem zuweilen Seegefechte gehalten wurden. Auf diesem und andern Rennbahnen wurden des Jahrs zu gewissen Zeiten folgende Spiele gehalten: 1) das Wettrennen, entweder zu Wagen, oder zu Pferde, oder zu Fuße; 2) das Fechten mit Kolben, Schwertern u. d. gl. 3) das Ringen; 4) das Springen; 5) das Werfen mit einer steinernen, eisernen oder ehernen Scheibe; 6) die Uebung der jungen Leute zu Pferde; 7) das Kämpfen der Menschen mit den wilden Thieren; 8) die Vorstellung einer Schlacht zu Roß und Fuß; 9) die Vorstellung einer Seeschlacht.

Hey den Griechen waren die olympischen Spiele die merkwürdigsten. Sie wurden bey der Stadt Olympia in Griechenland, in einem angenehmen Walde gehalten, und bestunden anfangs nur im Wettlaufen, dann aber in den eben beschriebenen Spielen und Uebungen. Jeder Sieger bekam einen Kranz von wilden Delzweigen zum Preise, wurde öffentlich gelobet, mit vier Pferden in seine Vaterstadt, als triumphirend, durch die dazu, so weit als nöthig war, niedergeriffene Stadtmauer eingeführt, ihm eine Statue zu Olympia aufgerichtet, und sein Nahme in dem Gymnasto daselbst angeschrieben. Er bekam überdieß von den öffentlichen Einkünften seinen Unterhalt, und hatte in allen öffentlichen Zusammenkünften in seiner Stadt den Vorsiz. Diese Spiele wurden alle vier Jahre gefeyert, welcher Zeitraum eben daher von den Griechen eine Olympias genennet wurde, nach denen sie auch ihre gewöhnliche Zeitrechnung einrichteten.





Sollner del.

Ch. Kehl dirxit.

N^{ro.} 44.

1 Die Trommel	tympanum, i.	il tamburo	le tambour	the drum (drumm)
2 die Pauke	ahenum, i.	la nacchera	les tymbales	the kettle-drum (Pettl)
3 der Triangel	triangulum, i.	il triangolo	le triangle	the triangle (dreieck)
4 die Cymbeln	cymbalum, i.	i cembali	les cymbales	the cymbals (Symbäl)
5 das Clarinette	fiſtula, z.	la chiara	la clarinette	the clarinette.
6 das Waldhorn	tuba incurva.	il corno	le cornet	the horn (Hörn)
7 die Trompete	tuba, z.	la tromba	la trompette	the trumpet (trompet)
8 die Poſaune	buccina, z.	il trombone	la trompette	the sack-but (Sack-but)
			harmonieu-	
			se	
9 die Flöte	tibia, z.	il flauto	la flute	the flute or pipe (Flüt, peip)
10 die Flötraverse	tibia tranſverſa.	il flauto tranſverſo	la flute tranſverſe	the german flute (deſcherr-män flüt)
11 die Schalmen oder Hautbois	tibia giagrina.	la charamella	le haut-bois	the hautboy.
12 der Fagot	inſtrumentum muſicum infimi ſonj.	il ſagotto	le baſſon	the baſſoon (Bäſſohn)
die Saite	chorda, z.	la corda	la corde	the ſtring (ſtring)
13 die Geige	pandura, z.	il violino	la viole	the viol (veiol)
	barbitos.			
14 der Geigenbogen	plectrum, l.	l'archetto	l'archet	the bow (bob)
15 die Laute	teſtudo, inis, chelys.	il liuto	le lut ou luth	the lute (Lüt)
16 die Harfe	nablium, ii.	la harpa	la harpe	the harp (Harp)
17 das Clavier	clavicordium, ii.	il clavicembalo	le claveſin	the clavicords (Flävi-cord)

Die Muſik.

Die Muſik oder Tonkunſt iſt eine der vorzüglichſten Vergnügungen; daß ſie fähig iſt, faſt alle menſchliche Empfindungen und Leidenschaften vorzuſtellen, zu erregen, zu ſtärken und zu ſchwächen, kann einem jeden durch Erfahrung bekannt werden. Sie iſt alſo zwar, wie die bildenden Künſte, einem Mißbrauche unterworfen; aber häufiger iſt ihr guter Gebrauch zum Vergnügen und zur Verbeſſerung menſchlicher Seelen, ſowohl in Geſellſchaft als in der Einſamkeit.

Die Töne, welche auf den verſchiedenen muſikaliſchen Inſtrumenten hervorgebracht werden, müſſen, wenn ſie angenehm ſeyn ſollen, in einer guten Ordnung, welche Melodie heißt,

auf einander folgen; und wenn sie zugleich erschallen, harmonisch klingen, oder in Harmonie mit einander stehn.

Die neuern musikalischen Instrumente können in drey Klassen abgetheilt werden.

Es gibt erstlich, Schallinstrumente, die geschlagen oder gestossen werden, und bey welchen man zwischen höhern und tiefern Tönen nicht abwechseln kann. Hieher gehören, die Trommel und die Pauke. Durch stärkere Spannung hat die eine Pauke einen höhern Ton als die andere; der stählerne Triangel der während des Spielens frey hängt und mit einem stählernen Stäbchen geschlagen wird; die Cymbeln bestehen aus zwey mit Handgriffen versehenen metallenen Becken, die an aneinander geschlagen werden. Auch ist die Glocke nur ein Schallinstrument.

Es gibt, zweytens, Toninstrumente die geblasen werden, z. B. das Clarinette, das Waldhorn, die Trompete, die Posaune, die Flöte, die Flötraverse, die schnarrende Schalmei oder Hautbois, der Fagot oder die Basspfeife. Der Ton aller dieser Instrumente wird höher, durch jede kleinere Oeffnung, und je schneller die eingeblasene Luft den Ausgang findet. Hieher gehöret auch die Orgel *), woran man oben die Pfeiffen, weiter unten die Claves, und ganz unten das Pedal unterscheidet. Sie ist das größte und vollstimmigste von allen musikalischen Instrumenten. Die Pfeiffen erhalten den Wind von den Blasebälgen; derselbe zertheilet sich durch den Kanal in die Windlade, die Ventile hat, und durch verschiedene Register, die die Oeffnung der Pfeiffen auf- und zuschließen. Eine große Orgel hat gegen drey tausend Pfeiffen, sowohl in dem großen als kleinen Orgelhaufe oder Positive. Derjenige, der die Orgel spielt, heisset der Organist, und der die Blasebälge tritt, der Cantant. Endlich ist bey den blasenden Instrumenten auch der liebe Dudelsack der Bauern, oder der polnische Doek nicht zu vergessen.

*) Siehe No. 27. (der Gottesdienst.)

Es gibt, drittens, Saiteninstrumente, nämlich verschiedene Arten Geigen, deren Saiten mit dem Geigenbogen gestrichen werden, und verschiedene Rahmen haben, z. B. die Violine, die Violoncelle, die Bassgeige; die Cithar und Laute, welche viele Aehnlichkeit mit einander haben. Gleichwie die Davidscharfe und die Epig- oder Tischcharfe, deren aller Saiten mit den Fingern gerühret werden. Vornehmlich gehöret hieher das Clavier, welches von verschiedener Art ist, und mancherley Rahmen führt, nämlich Clavicordium, wenn die Claves (18), so oft sie mit den Fingern niedergedrückt werden, vermittelst eines breiten im andern Ende eingesetzten messingnen Blechleins, so man einen Tangenten nennet, die Saiten berühren; Clavicymbal oder Flügel, wenn die Tasten kleine aufhüpfende Tangenten bewegen,

die mit Rabenfedern befestigt sind, und eine doppelte Reihe von Federn anschlagen, die auf dem langen Kasten ausgespannt sind; Spinnet oder Instrument, wenn dieser Kasten, mit eben den Tangenten, die gewöhnliche Claviergröße hat; Fortepiano oder Pianoforte, wenn der Anschlag an die Saiten mit Hämmern von Pappe geschieht, wobey die verschiedene Stärke der Töne desselben auf das stärkere und schwächere Spielen ankommt.

Hierher gehöret noch 1) die Strohsiedel, welche aus Stangen von Holz oder Stahl besteht, die nach ihrer Dünne und Härte verschiedene Töne geben; 2) das Monochord. Es ist dasselbe ein mit einer einzigen Saite bespanntes Instrument, woran man zeigen kann, daß die Höhe des Tons sich nach der Kürze und Spannung richtet. Je weniger eine Saite zittert, desto tiefer ist der Ton; je mehr sie zittert, desto höher ist derselbe.

Die musikalischen Instrumente der Alten können, wie diejenigen, welche noch heut zu Tage üblich sind, in drey Klassen abgetheilt werden.

1) Zur ersten Klasse gehören diejenigen Instrumente, welche geblasen wurden; nämlich allerley Arten von Pfeiffen. Es waren dieselben lange, runde, hohle und mit einigen Löchern versehene Instrumente, die anfangs aus Halmen von Haber oder Schilfrohr, nachher aber von allerley Holz, Bein und Metallen gemacht wurden. Einige derselben wurden bey Gastmählern, andere bey Leichen, Hochzeiten, Schauspielen und Triumphen, wieder andere im Kriege und im Tempel gebraucht. Die Syrinx war aus vielen Halmen oder Haberröhren von ungleicher Länge zusammen gesetzt; und wird dem Pan und den Satyren, und andern Waldgöttern beygelegt.

2) Zur zweyten Klasse gehören diejenigen Instrumente, die mit Saiten bezogen waren, nämlich die Leyren und Citharen oder Harfen. Die Leyer soll Merkur erfunden haben, da er ungefähr mit dem Fuße an eine dürre Schildkröte gestoßen, welche mit ihren Nerven noch an der Schale hing, und einen Klang von sich gab. Apollo bezog sie mit zwey Saiten, obwohl einige mehr, andere weniger Saiten hatten. Die Cithar hatte die Figur eines Dreiecks, oder eines gespannten Bogens, enthielt gemeintlich 24 Saiten, und wurde theils mit der Hand gespielt, theils mit einem andern Instrumente, das Plectrum hieß, gerühret.

Zur dritten Klasse gehören diejenigen Instrumente, welche geschlagen, gedrückt oder gerüttelt wurden; nämlich Cymbeln, Trommeln und Schellen. Die Cymbeln waren entweder kleine hohle Becken von Kupfer oder einer andern Materie, welche an einander geschlagen wurden; oder ein Klapperwerk von abgeschnittenen Rohrstängeln, welche man an einander schlug. Die Trommeln bestunden bald aus einem hölzernen Ringe, welcher mit einem Felle

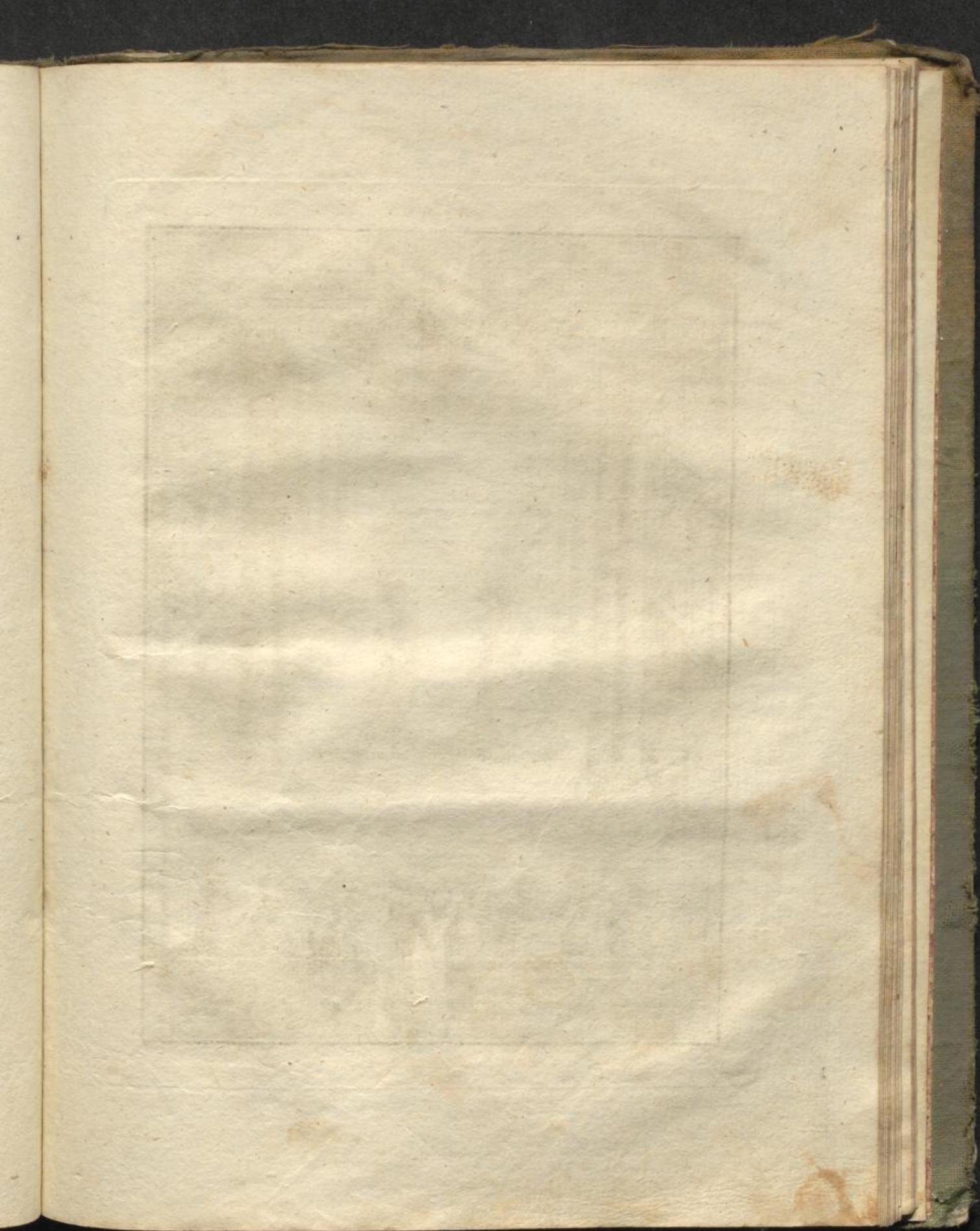
überzogen war, und entweder mit der Hand, oder mit Klöppeln angeschlagen wurde; bald hatten sie die Form eines Kessels, waren von Holze, und oben mit einem Leder überzogen, die man mit einer Ruthe, oder auch nur mit den Händen schlug. Die Schellen bestanden gemeiniglich aus vielen kleinen Glöckchens von Erze, und wurden, wie ein jedes Klingelwerk gebraucht.

Dies sind die vornehmsten Instrumente, die bey den alten Griechen und Römern zur Musik gebraucht wurden. Unter den Juden waren vornehmlich verschiedene Trompeten und Hörner gebräuchlich; dabey spielten sie das Rablium und den Psalter, (welche mit der Ekthar viele Aehnlichkeit hatten), das Cinnor oder die Leyer, die Symphonie (welche wie unsere Violine aussah), und die Sambuca, ein ebenfalls mit Saiten bezogenes Instrument.

Das Wort Concert hat zweyerley Bedeutung. Es bezeichnet eine Versammlung von Tonkünstlern, die zusammen eine Musik aufführen; und bedeutet auch eine besondere Gattung des Tonstücks. In diesem letztern Sinne wird das Wort genommen, wenn man sagt: er hat ein Violin- oder Flötenconcert gemacht. In ersten Sinne sagt man: es ist heute Concert, ein wöchentliches Concert. (Ein solches Concert ist auf der Kupfertafel abgebildet.) Einige spielen nach Noten verschiedene musikalische Instrumente; der Mann zur Seite, die Bassgeige; die Dame den Flügel; der Mann hinter ihr singt; zwey andere spielen Violinen, und der eine bläst die Flöte travers.

Das Concert selbst und alle Parthien, die jeder Mitspieler bekommt, verfertigt der Komponist. Er erfindet die ganze Folge der einfachen und zusammen gesetzten Töne, die in einem Stücke seyn sollen. Die Stücke, die er komponirt, haben besondere Nahmen, z. B. ein Präludium zum Anfange einer fortwährenden Musik; Menuet, Polonoise, Contretanz, Bourree, Courante, Ballet, als Melodien zu Tänzen; ein Lied, eine Ode, ein Psalm, oder die Melodie zum Absingen derselben; hierzu gehören auch die Cantaten, die aus Arien, Arioso, Recitativen, und zuweilen aus Choralen bestehen. Die Composition einer Oper bestimmt die Noten sowohl für die Sänger als für die accompagnirenden und zwischen fallenden Instrumente. Ein Oratorio kann man eine geistliche Oper nennen. Die Serenade ist eine Abendmusik; die Sonate ein aus Haupttheilen bestehendes Stück, die nicht einerley Tact und nicht einerley Stärke der Töne behalten.

Die Gesellschaft vereinigter Musikanten oder Sänger heißen zuweilen eine Kapelle, zuweilen ein Chor; der Ort aber, wo sie in den Schauspielen zusammen sind, das Orchester.





Salleron del.

Ch. Kohl sculp.

N^{ro.} 45.

Der Schaulatz,	theatrum, i.	lo spettacolo	le spectacle	the spectacle	(spektakl)
das Theater	comedia, x.	la comedia	la comédie	the play	(pläh)
das Lustspiel	tragedia, x.	la traggedia	la tragédie	the tragedy	(träddschedi)
das Trauerspiel	actor, oris.	il comediante	le comedien	the comedian	(Comediän)
1 der Schauspieler	spectatores.	gli spettator i	les specta- teurs	the spectator	(spektä- tors)
2 die Zuschauer	caves, ex.	il terrapiano	le parterre	the pit	(pitt)
3 das Parterre	orchestra, x.	il palco	la loge	the box	(baks)
4 die Loge					

D a s S c h a u s p i e l.

Die Schauspiele sind öffentliche Vorstellungen, welche man die Seele zu unterhalten, zu vergnügen, zu rühren, zu bewegen, sie zu beschäftigen und in einer gewissen Art der Bewegung zu halten erfonnen hat.

Alle von den Menschen erfundene Schauspiele bieten den Augen des Leibs oder des Gemüths wirkliche oder erdichtete Dinge dar, und Herr von Battenx betrachtet diese Art des Vergnügens auf folgende Art. Der Mensch, spricht er, ist als ein Zuschauer geboren, wie es die Einrichtung des Erdkreises, welche der Erschaffer um gesehen und bewundert zu werden vor Augen zu legen scheint, ganz klar und deutlich zeigt. Daher ist aus allen unsern Sinnen keiner weder so lebhaft, noch welcher uns mit mehreren Begriffen bereicherte, als der Sinn des Sehens: allein je thätiger dieser Sinn ist, destomehr ist ihm die Veränderung der Gegenstände von Nothen; sobald er das Bild derselben Gegenstände, welche ihn gerührt haben, auf die Seele übertragen hat, treibt ihn seine Thätigkeit an, neue aufzusuchen, und wenn er sie findet, ermangelt er nicht sie begierig zu ergreifen.

Aus dieser Quelle sind die Schauspiele entstanden, welche fast bey allen Nationen eingeführet sind. Die Menschen haben ihrer von Mörthen, von welcher Art sie immer seyn mögen; und da es wahr ist, daß ihnen die Natur in ihren Wirkungen, und die Gesellschaft in ihren Begebenheiten nur von Zeit zu Zeit anzügliche Schauspiele darstelllet, so werden sie demjenigen großen Dank wissen, welcher die Fähigkeit besitzt ihnen neue zu schaffen, sollten es auch nur bloße Hirngespinnste und Wahrscheinlichkeiten ohne einige Wirklichkeit seyn.

Die Geberden und Gaukeleyen eines Marktchreyers, der eine Bühne bestiegen hat, oder auf einer außerordentlichen Schule unterrichtetes Thier zieht ein ganzes Volk an sich, und unterhält dasselbe gleichsam wider seinen Willen, und dieses zwar in allen Ländern. Da nun die Natur aller Orte ebendieselbe ist, und sich in allen Menschen, in den Gelehrten sowohl, als in den Unwissenden, in den Großen nicht minder, als in den Kleinen, in den gemeinen Volke, als in den Bürgern befindet, so war es nicht möglich, daß nicht mit der Zeit die Schauspiele der Kunst in die menschliche Gesellschaft eingeführet werden sollten.

Allein von was für einer Art sollten sie seyn, um den größten Eindruck des Vergnügens zu machen? Man kann die Wirkungen der Natur, einen aus dem Ufer getretenen Fluß, steile und abhängige Felsen, Ebenen, Städte, Thierkämpfe vorstellen; allein diese Gegenstände, welche mit unserm Wesen ein geringes Verhältniß haben, welche uns weder mit einem Uebel bedrohen, noch auch einiges Gute versprechen, sind bloße Seltenheiten; sie rühren nur das erste Mahl, und zwar weil sie neu sind; wenn sie das zweyte Mahl gefallen, so ist dieses nur der glücklich auszuführenden Kunst zu verdanken.

Man muß uns also einen anzüglichen Gegenstand darreichen, welcher uns näher rühre; was für ein Gegenstand wird nun dieser seyn? Wir selbst. Man gebe uns in andern Menschen dasjenige zu sehen, was wir selbst sind; wir werden daran Antheil nehmen, und in lebhafte Bewegung gesetzt werden.

Da der Mensch aus einem Leibe und aus einer Seele zusammen gesetzt ist, gibt es zwey Arten der Schauspiele, an welchen er Antheil nehmen kann.

Die Nationen, welche den Leib mehr als den Geist kultiviret haben, gaben jenen Schauspielen den Vorzug, wo sich die Stärke des Laibs und die Diegsamkeit der Glieder

sehen lassen. Jene hingegen, welche mehr auf die Kultur des Geistes als des Leibs bedacht waren, zogen die Schauspiele vor, wo sich die Triebfedern des Genie und der Leidenschaften wiesen. Endlich gibt es einige, welche dem einen und dem andern eine gleiche Kultur widmeten; und bey diesen waren die Schauspiele von beyden Arten in gleicher Achtung.

Doch befindet sich unter diesen zweyen Arten der Schauspiele dieser Unterschied, daß man in denjenigen, welche sich auf den Leib beziehen, Wirklichkeit antreffen könne, das ist, daß sich die Sachen daselbst ohne Erdichtung und im Ernste zutragen können, wie in den Schauspielen der Kämpfer, wo es für sie auf das Leben ankam. Es kann auch geschehen, daß es nur eine Nachahmung der Wirklichkeit sey, wie in jenen Seeschlachten, wo die Römer den Sieg bey Aktium vorstellten. In diesen Arten der Schauspiele also, kann die Handlung entweder wirklich oder nur nachgeahmet seyn.

In den Schauspielen aber, wo sich der Geist oder die Seele sehen läßt, ist es nicht möglich, daß sich etwas anders als Nachahmung einfinde, indem das Vorhaben, allein gesehen zu werden, der Wirklichkeit der Leidenschaften widerspricht. Ein Mensch, der nur in Zorn geräth, um zornig zu seyn, hat nur das Bild des Zorns; daher ist jede Leidenschaft, sobald sie nur dem Schauspiele gewidmet ist, nothwendiger Weise eine nachgeahmte, verstellte, erdichtete Leidenschaft; und da die Wirkungen der Seele mit jenen des Herzens innigst verbunden sind, so sind sie in diesem Falle eben so wie jene des Herzens erdichtet und künstlich.

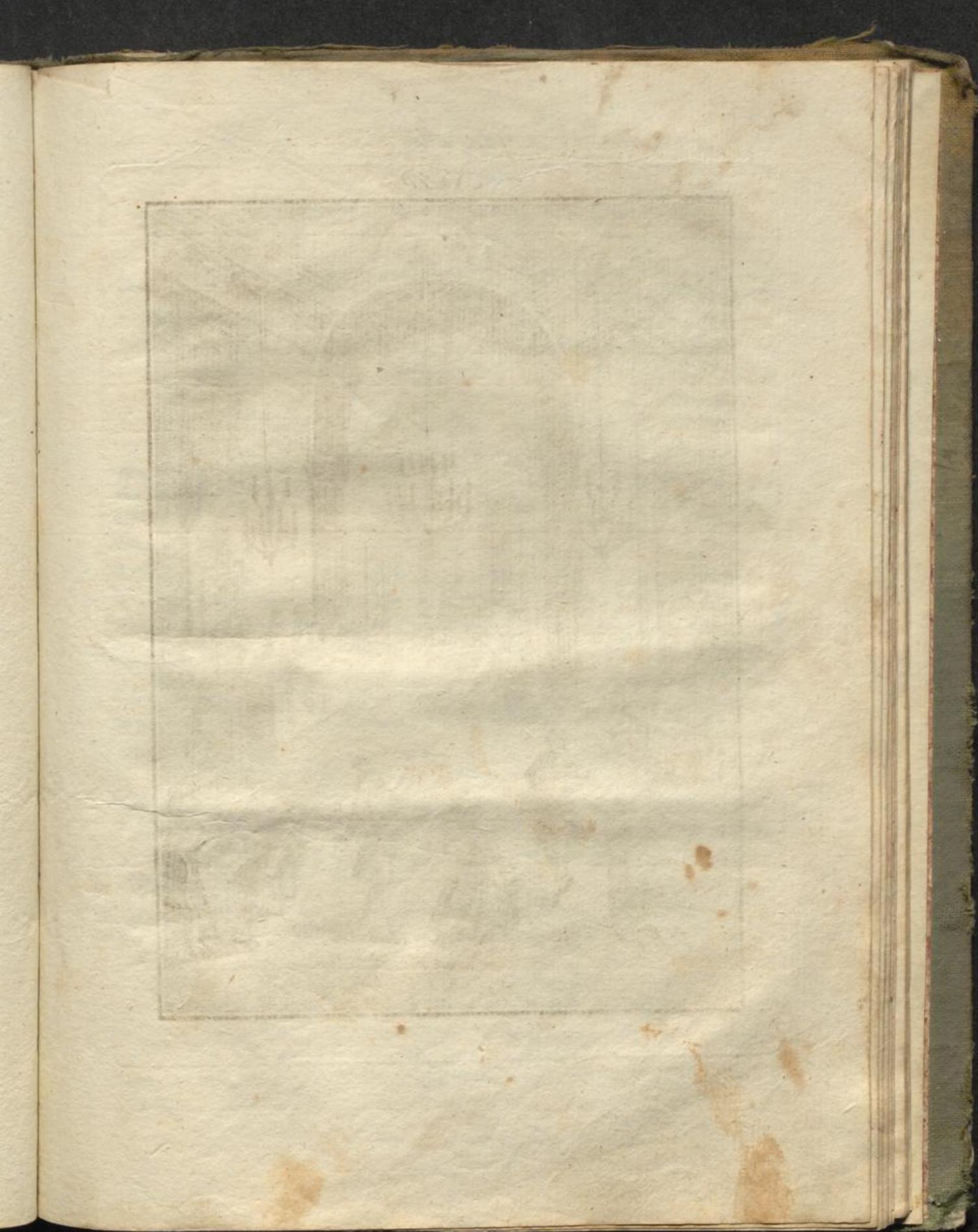
Hieraus entstehen zwey Dinge: erstens, daß die Schauspiele, wo man die Stärke und Fertigkeit des Leibs sieht, fast keine Kunst erfordern, weil das Spiel frey, ernsthaft und wirklich ist, und daß im Gegentheil diejenigen, wo man die Handlung der Seele sieht, eine unendliche Kunst verlangen, weil alles daselbst Verstellung ist, und man sie für Wahrheit ausgeben will.

Zweytens folget, daß die Schauspiele des Leibs einen lebhaftern und stärkern Eindruck machen, die Seele mehr erschüttern, sie standhaft, hart, und zuweilen grausam machen müssen. Die Schauspiele der Seele hingegen machen einen sanftern Eindruck, welcher weit geschickter ist das Herz zu erweichen und jählich zu machen, als es zu verhärten.

Ein auf dem Kampfsplatze erwürgter Mensch gewöhnet den Zuschauer an, das Blut mit Vergnügen zu sehen. Der hinter der Schaubühne zerrissene Hyppolit gewöhnet ihn an das Schicksal der Unglückseligen zu bedauern. Das erste Schauspiel kömmt einem kriegerischen, das ist, einem alles verwüstenden Volke zu; das zweyte ist wahrhaft eine Kunst des Friedens, weil es die Bürger durch das Mitleiden, und durch die Menschlichkeit mit einander verbindet.

Die zweyten Schauspiele sind ohne Zweifel unserer am würdigsten, obschon die andern eine Leidenschaft sind, welche die Seele bewegt, und sie beschäftigt hält. Also waren bey den Alten die Schauspiele der Kämpfer, die olympischen, circensischen, und Trauerspiele beschaffen; und bey den Neuern die Kämpfe auf Leib und Leben, welche aufgehört haben.

Die meisten gesitteten Völker finden nur an den erdichteten Schauspielen, welche sich auf die Seele beziehen, einen Geschmack, an den Opem, Lustspielen, Trauerspielen, Pantomimen. Doch ist es gewiß, daß man in allen Arten der Schauspiele bewegt, gerühret, und entweder durch das Vergnügen zur Freude des Herzens erwecket, oder durch die Zerreiſung desselben, welche auch eine Art des Vergnügens ist, in Bewegung gesetzt seyn wolle; wenn uns die Schauspieler unbewegt lassen, so bedauern wir bey der Ruhe, die wir davon tragen, daß sie unsere Ruhe nicht haben stören können.





Schaller del.

C. Karl direct.

N^{ro}. 46.

Der Tanz saltatio, onis, f. la danza la danse the dance (dāhns)

D e r T a n z .

Das Tanzen besteht in der Geschicklichkeit theils durch eine schöne Stellung, manierlichen Schritt, Gang, Gebrauch, Richtung und Bewegung des ganzen Körpers sich beliebt zu machen; theils nach dem Takte der Musik geschickte Pas oder Schritte, Wendungen, Reverenzen und Sprünge zu machen.

Nach der Anweisung des Tanzmeisters tanzen Herren und Frauenzimmer von Adel und vom bürgerlichen Stande auf Bällen und Reduten, auf welchen letztern sie sich in ungewöhnlichen Kleidungen, mit durch Masken verhüllten Gesichtern, in großen beleuchteten Sälen belustigen. Die Gesellschaftstänze bestehen vornehmlich in Menuets, englischen und französischen Contretänzen, in polnischen, deutschen und schwäbischen Tänzen.

Die theatralischen Tänze, welche in Entreen, Balleten und andern künstlichen Tänzen bestehen, lehret und ordnet der Balletmeister an. Nach dessen Vorschrift und Anweisung müssen die Tänzer und die Tänzerinnen auf dem Theater große oder auch niedrige Handlungen der Menschen in taktmäßigen Bewegungen nachahmen; welches hauptsächlich auch in der Pantomime, einer besondern Art von Schauspielen geschieht.

Vorzüglich wird im Carnaval, oder wie er in Oberdeutschland heißt, im Fasching getanzt.

Durch das Wort Carnaval oder Fasching wird diejenige Zeit verstanden, die an einigen Orten (wie zu Venedig mehrentheils) mit dem zweyten Christtage, oder den 16. Dec. anderswo (wie in Frankreich durchgehends) mit dem heil. Abende vor dem Dreykönigsfeste, und an manchen Orten, wie zu Rom, nach Gefallen der Obrigkeit, den Anfang nimmt,

oder wie man zu reden pflegt, eröffnet wird, und bis zum Anfange der vierzigstägigen Fasten, oder dem sogenannten Aschermittwoche dauert, und an den europäischen Hoflagern, besonders aber in denen Haupt- und Residenzstädten mit allerley öffentlichen und Privatlustbarkeiten, als: Opern, Komödien, Maskeraden, Tänzen, Spielen u. d. gl. zugebracht wird.

Der Gebrauch, diese Periode mit Lustbarkeiten zuzubringen, ist aus Italien zu uns gekommen, und an den Höfen besonders zu einer Art von Nothwendigkeit geworden, wiewohl Personen, welche ein Mahl daran gewöhnt sind, an den Winterabenden sich auf diese Weise zu belustigen, dergleichen unter sich auch an andern Orten zu veranstalten pflegen.

Woher überhaupt die Gewohnheit entstanden sey, die oben erwähnte Zeit mit den angezeigten Lustbarkeiten zuzubringen, ist eine schwere Frage; und es läßt sich dieselbe nicht anders als durch Muthmaßungen beantworten. Die Wahrscheinlichste ist wohl folgende. Bekannter Maßen sind verschiedene Feste und Gebräuche der Heiden, besonders der Römer und Griechen, von den Christen, sowohl in der Kirche als auch im bürgerlichen Leben beyhalten worden. Unter diesen ist auch das Fest des Saturnus, Saturnalien genannt, welches lange vor den Römern bey den alten Einwohnern von Italien und bey den Griechen gefeyert worden ist. Jene aber haben es schon im Jahre der Welt 3487, vor Christi Geburt 497, und nach Erbauung der Stadt Rom 257, bey sich eingeführt. Dieses Fest ist also uralt. Es war von seinem Ursprunge an ein Fest des Schmausens und Wohllebens, eine Zeit, in welcher man an nichts als an Lustbarkeiten dachte. Es wurde auch eben in der traurigsten Jahreszeit begangen; denn es fieng bey den Römern zuerst mit dem 19, hernach mit dem 17. Dezember an, und wurde als ein heiliges Fest nach und nach auf 5, endlich gar auf 7 Tage verlängert, wiewohl die Lustbarkeiten noch länger dauerten. Diese waren von aller Art, wie auf dem heutigen Carnival gewöhnlich. Man suchte sich von allen Sorgen und Geschäften frey zu machen. Alle Gerichtshöfe waren geschlossen, und kein Sachwalter war um Rechtshändel bekümmert; man schmausete herrlich, und war so voll Freuden, daß die Herren auch ihre Knechte zu Gaste bathen, und bey dem Mahle bedienten. Auch die Schulen hörten auf; man tanzte, trank und spielte, und selbst die obrigkeitlichen Personen schämten sich dessen nicht.

Die Muthmaßung, daß das Carnival von den Saturnalien abstamme, bestätigt noch eine andere Gewohnheit bey denselben. Am Tage der heil. drey Könige, welcher an vielen Orten, und besonders zu Venedig schon zur Carnavalszeit mitgerechnet wird, herrscht fast in allen Ländern von Europa, (wenigstens in Deutschland, Frankreich und England,) der Gebrauch, daß fröhliche Gesellschaften unter sich durch das Loos einen König erwählen, welcher seinen Unterthanen allerley lustige Befehle ertheilen kann. Tacitus *) sagt von Nero, daß er bey den Saturnalien unter allerley Lustspielen auch zum Könige erkohren worden

sey. Und Lucian macht in seiner scherzhaften Beschreibung von den Saturnalien eine eben so lächerliche Beschreibung von diesen Saturnalien.

*) Annal. L. 13. C. 15.

Der Carnival in Venedig ist der vornehmste in seiner Art, und das Muster, oder vielleicht gar die Mutter aller übrigen. Die Seele desselben, wenn ich so reden darf, ist die Verkleidung, weil sie daselbst allgemein ist, und Jedermann, Geistlicher und Weltlicher, alt und jung, Herr und Diener, Frau und Magd, vom zweyten Weihnachtsfevertage bis auf den Anfang der Fasten beständig maskirt geht, und sogar unvermeidliche Geschäfte in der Maske verrichtet. Selbst die kleinsten Kinder auf den Armen ihrer Mütter und Ammen sind verlarvt.

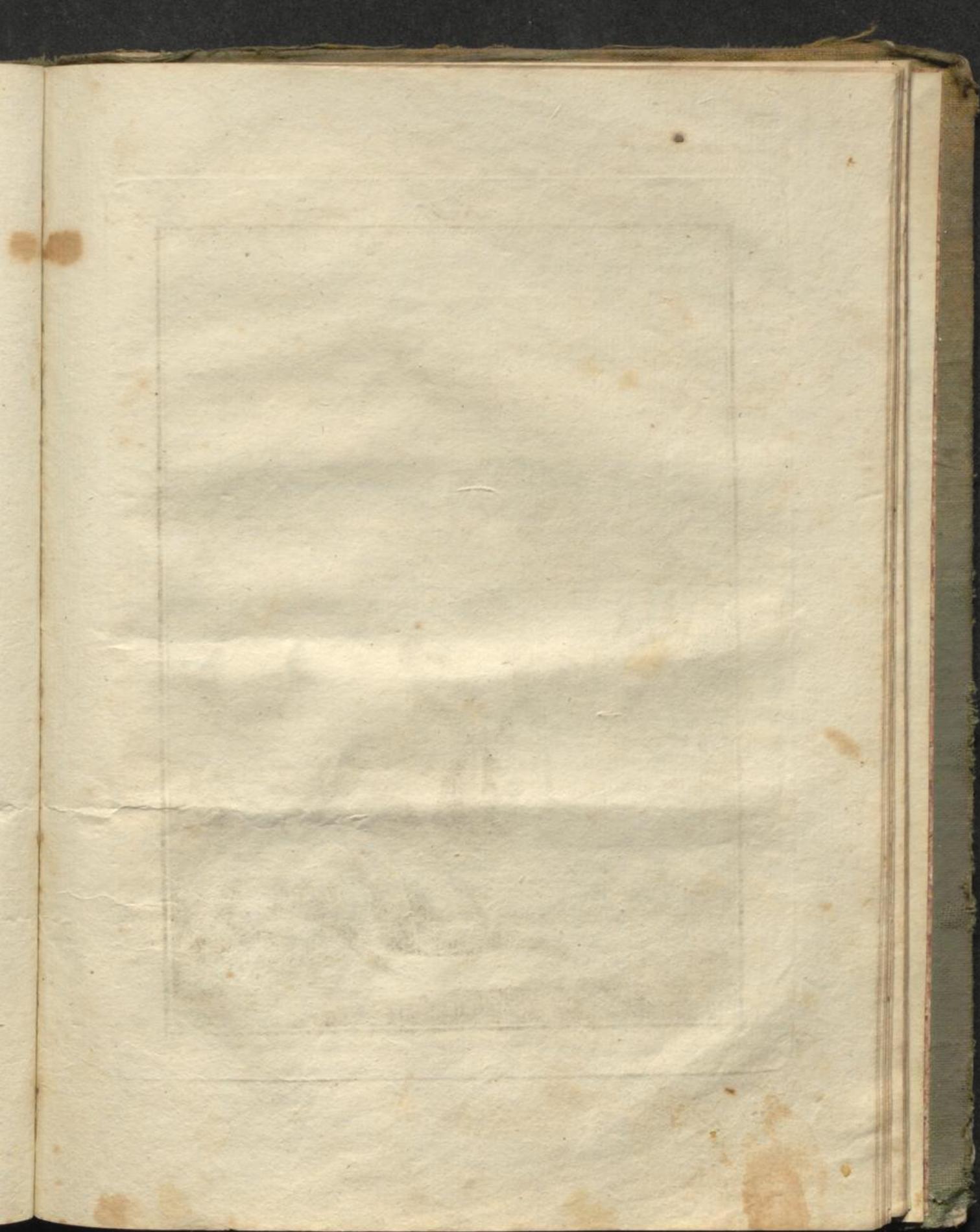
Die Allgemeinheit der Masken rührt wohl davon her, weil sonst in Venedig der ganze Adel sowohl als auch die angesehene Bürgerschaft, beydes, Manns- und Weibspersonen bloß schwarze Kleider tragen dürfen; in Carnavalszeiten aber alle und jede Trachten, sie mögen Rahmen haben wie sie wollen, auch Edelsteine, die sonst zu tragen verboten sind, erlaubt werden. Und dieses nennt man sich maskiren oder verummummen, wobey das Gesicht noch mit einer Larve verdeckt wird. Die Begierde nach dieser allgemeinen Nummercy (Maskerade) ist aus obgedachter Ursache in Venedig so groß, daß die Obrigkeit dieselbe nicht bloß auf die Carnavalszeit einschränken kann, sondern auch zu verschiedenen andern Zeiten, als am Himmelfahrtstage, bey Einzügen fremder Abgesandten, bey Einführung der Prokuratoren von St. Markus, bey Vermählung vornehmer Edlen, bey den Wasserfahrten zur Erfrischung, bey Lustkämpfen und Wettrennen mit Gondeln, kurz, bey allen öffentlichen Feyerlichkeiten verstatten muß. Hingegen ist die allgemeine Bestürzung desto größer, wenn der große Rath es für gut findet, die Verkleidungen entweder ganz zu verbieten, oder doch nur in den letzten Tagen des Carnavals zu erlauben; denn eine unzählige Menge Leute hat das ganze Jahr vorher lustige Streiche vergebens ausgedacht, um sie in dieser Zeit zu spielen, und nun sehen sie sich in ihrer Hoffnung betrogen.

Allein, diese Verbothe ereignen sich in Venedig sehr selten, und niemahls, als wenn eine wichtige Staatsursache den Rath dazu nöthigt, wenn man gleich dem gemeinen Volke öfters damit drohet. Wenn aber die Freyheit der Masken ein Mahl vergönnt ist, so sieht man sie in Menge auf allen Straßen schwärmen. Besonders sind der Markusplatz, und der Jahrmart, welcher zu dieser Zeit daselbst gehalten wird, vermaßen davon angefüllt, daß man sich nur mit Mühe durchdrängen kann. Dieser Jahrmart nimmt einige Straßen, die zwischen der Brücke Riata und dem Markusplatze in einander laufen, ganz ein. Sie sind von Natur ohnehin sehr schmal, und werden durch eine unsägliche Menge Buben, die mit allem,

was rar und kostbar ist, angefüllt sind, noch mehr beenget, so daß man sich gute Stöße nicht verbrießen lassen muß, wenn man durch dieselben geht. Die Schauladen dieser Buden sind mit Gold- und Silberstücken, Sammet, Damast, reichen Zeugen, und allen Arten seidener und wollener Zeuge, goldenen und silbernen Borten, venetianischen Spitzen, Bändern und andern Galanteriewaaren, besonders aber mit allerley Spielsachen aus allen Winkeln von Europa behangen, welche Abwechslung gar vortreflich in das Auge fällt, und mit zu der besten Art des Vergnügens auf dem Carnival in Venedig gehört.

Das Gedränge wird durch die ungeheure Menge Fremden, die zu dieser Zeit nach Venedig kommen, gar sehr vermehret. Sie übertrifft alles, was man sich davon vorstellen kann, und man rechnet sie auf 30,000 Menschen. Denn die meisten Reisenden machen ihre Einrichtung danach, um diese Zeit hier zu seyn, und die Neugierde befördert den erstaunlichen Zulauf von allen Nationen, Alter, Geschlecht und Stande, welche alle ihre Erwartung zu befriedigen suchen, die sehr groß ist, weil man ihnen so prächtige Vorstellungen von den Carnavalslustbarkeiten gemacht hat. Allein, da man dergleichen herrliche und glänzende Feste, als man an manchen Höfen antrifft, hier nicht findet, so muß man den großen Vorzug, den das venetianische Carnival auswärtig hat, von andern Ursachen herleiten. Dieses ist erstlich die große Freyheit und Sicherheit der Masken; denn bey Todesstrafe darf kein Mensch einige Waffen, noch weniger aber Feuegewehr tragen, ein bloßes Stilet ausgenommen. Kein Rang und Stand kann so groß seyn, daß er denjenigen von der äußersten Gefahr befreye, der dieses Gesetz zu übertreten die Verwegenheit hat. Verkleidete Personen sind gewisser Maßen heilig, und niemand darf sie ungestraft auch nur im geringsten beleidigen. Sie gehen mit einer unumschränkten Freyheit überall hin, und man bezeigt ihnen eine unverlethliche Achtung.

Noch eine andere Ergößlichkeit gibt das Carnival in Venedig denjenigen, welche die Neugierde treibt, weite Reisen zu unternehmen, um die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten fremder Völker kennen zu lernen. Sie dürfen nur hieher kommen, so werden sie erstaunen, so mancherley Trachten verschiedener Völker zu sehen. Denn gar viele lassen sich keine eigene Masken machen, sondern bedienen sich nur des in ihrem Vaterlande gewöhnlichen Anzuges, welcher andern oft sehr seltsam und wunderlich vorkommt, ihnen aber der schönste und artigste zu seyn dünkt. Jeder ist in seine Sitten und Gewohnheiten verliebt, und verachtet fremde, die seinigen mögen auch noch so lächerlich seyn, und das Vorurtheil macht die größten Ausschweifungen angenehm.



Nº 47.



L. Larror del.

V. Kohl sculp.

N^{ro}. 47.

1 Die Pest	peſtis, is, f.	la peſte	la peſte	the peſt (peſt)
2 die Hungersnoth	calamitas famis.	la careſtia	la famine	the famine (fammin)

Die Peſt.

Unter den Landplagen, womit Gott zuweilen die Völker des Erdkreises heimsuchet, ist ohne Widerrede die Pest die fürchterlichste, weil sie ein noch so sehr bevölkertes Land gar bald von seinen Einwohnern entblößen kann.

Wenn eine Pest in einem Lande einreißet, so fahren garstige und giftige Blattern oder Beulen an verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers auf, die fast immer in kurzer Zeit den unvermeidlichsten Tod verursachen.

Wer einem mit der Pest behafteten Menschen berührt, oder Kleidungsstücke eines an der Pest gestorbenen trägt, oder mit Dingen umgeht, die die pestilenzialischen Ausdünstungen angezogen haben, verfällt in die nämliche Krankheit, und entgeht selten dem kläglichsten Tode.

Sobald ein Ort oder Land der Pest wegen verdächtig ist, so wenden kluge Regenten alles an, die Ausbreitung derselben zu verhindern. Man bauet Pesthäuser, worein alle angesteckten gebracht werden; man zieht einen Kordon an der Grenze, und läßt weder Menschen noch Sachen aus dem Orte oder Lande, wo die Pest grassirt, in andere Gegenden kom-

men; man stellet Wachen aus, welche auf diejenigen Feuer geben müssen, die mit Gewalt aus einem mit der Pest angesteckten Lande in ein anderes noch reines eindringen wollen; die Briefe werden nicht mit bloßen Händen, sondern mit eisernen Werkzeugen angefaßt, durchstochen und geräuchert.

Diejenigen, die aus einem Lande kommen, worin die Pest wüthet, müssen eine gewisse Zeit an der Grenze liegen bleiben, wenn sie auch keine Kennzeichen dieser häßlichen Krankheit an sich haben, um aller Gefahr der Ansteckung vorzubauen. Schiffe, die aus Gegenden kommen, wo die Pest herrschet, dürfen nicht in die Seehäfen einlaufen, oder müssen bey einem besonders angewiesenen Orte landen; die Mannschaft aber muß sich in ein Lazareth bringen lassen, wo sie durch mehrere, gewöhnlich vierzig Tage verweilen, oder die Quarantaine halten muß, ehe sie in eine Stadt oder bewohnte Gegend kommen darf.

Häuser, die in einem Orte mit der Pest angesteckt worden sind, werden verschlossen, und Soldaten befehligt, auf die herausgehenden Feuer zu geben, auch alle Geräthschaften derer verbrannt, die an der Pest gestorben sind: oft läßt man auch deren Häuser im Feuer aufgehen.

Obngeachtet nun die Pest für sich fürchterlich genug ist, so wird sie doch durch die Ausschweifungen, die man sich alsdann erlaubet, gemeinlich noch schrecklicher. Fast ein jeder thut, was ihm recht dünket, weil ein jeder für seine eigene Rettung besorgt ist, und auf die Erhaltung der Ordnung unter dem Vöbel wenig Rücksicht nimmt. Man raubet, plündert und mordet, weil man bey so schrecklichen Umständen den Ahnungen der Obrigkeit zu entgehen hofft; Oft brechen die Nachbarn in ein Land, das durch die Pest geschwächt wird, ein, und vermehren durch ihr feindliches Betragen dessen Verheerung.

Unter den Türken wüthet die Pest fast alle Jahre, und öfters sterben an derselben in wenig Wochen, bey 100000 Menschen.

Auch in Wien wüthete im Jahre 1679 diese schreckliche Plage, die eine Menge ihrer Einwohner *) hinwegraffte. Der große Kaiser Leopold der Erste that, um Erbarmen von dem dreyeinigen Gotte für sich und seine Untertanen zu ersuchen, das Gelübde, zu Ehren

Desselben eine Säule zu errichten, die im Jahre 1682 vollendet wurde, und die uns sowohl als unsere spätern Nachkömmlinge an das von unsern Vorfältern ausgestandene Elend erinnern, zugleich aber auch unsere Herzen mit dem innigsten Dankgefühl zu dem Allmächtigen erheben soll, daß er sie nach acht Monathen von diesem schrecklichen Uebel wieder befrepte.

*) Was die bestimmte Zahl derjenigen betrifft, die durch die Pest sind aufgerieben worden, liest man in verschiedenen Nachrichten verschiedenes; doch wenn man jene, die aus der Stadt, von jenen die in den Vorstädten und im Lande herum umgekommen sind, absondert; so kommen die Nachrichten ganz gut überein, so, wenn Suhrmann 12289 Todte ansehet; so fasset er alles zusammen, was in der Stadt, in den Vorstädten und in den Gegenden um Wien verloren gegangen ist. Wenn man in den österreichischen Befehlsammlungen mehr als 100000 Menschen findet, die an der Pest gestorben sind; so ist dieses von der Stadt und den Vorstädten inner den Linien zu verstehen. Und wenn noch andere nur von 70000. Todten Meldung machen; so zählen sie nur jene, die inner den Stadtmauern zu Grunde gegangen sind.

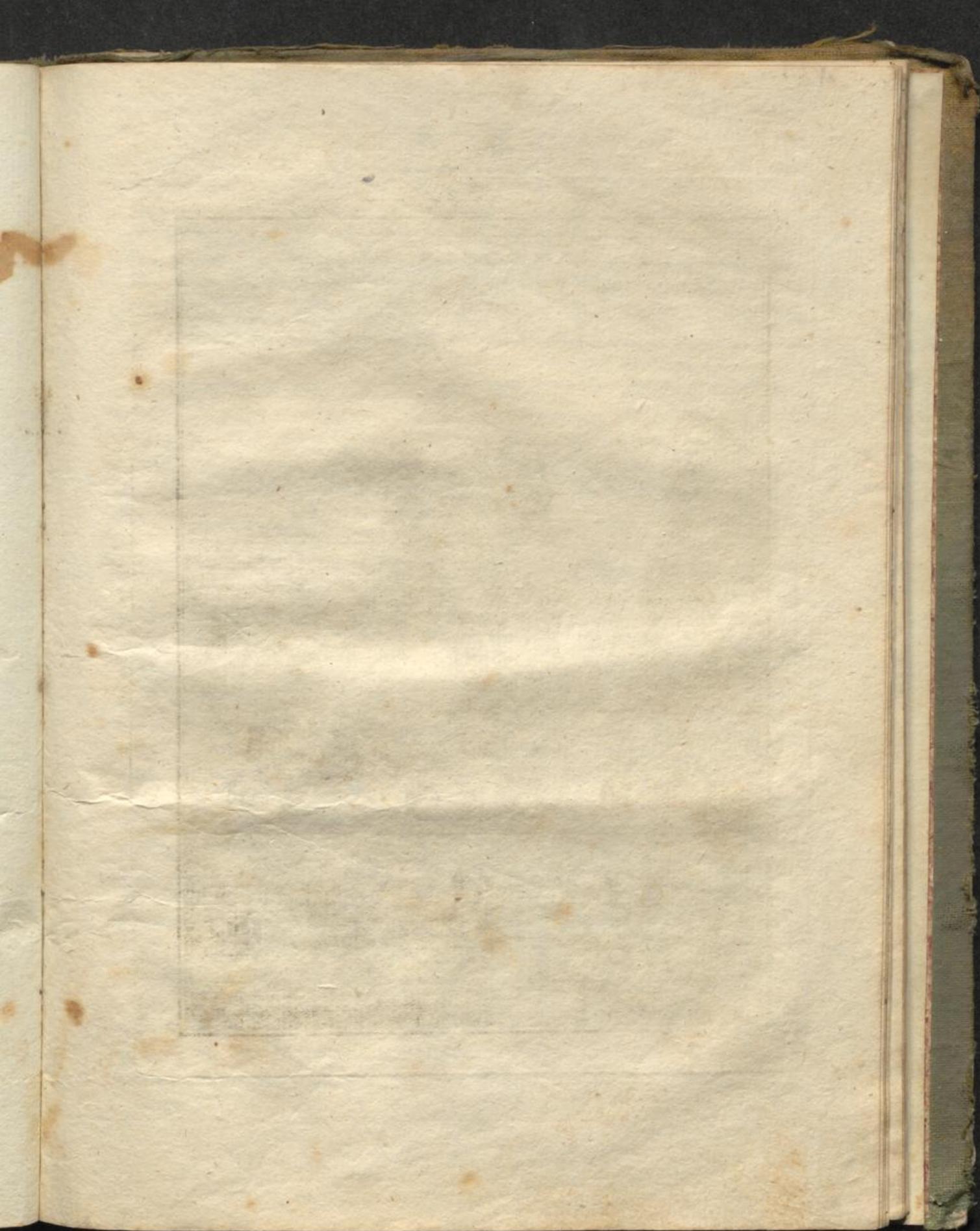
Das Uebel der Pest entsteht gemeiniglich aus dem Uebel der Theuerung; wenn die nothwendigsten Lebensmittel in einem Lande so hoch im Preise aufstiegen, daß der größte Theil der Inwohner dieselben nach und nach entbehren muß. Sie entsteht entweder durch Miswachs, oder durch Krieg, oder durch Unvorsichtigkeit, Härte und Wucher der Menschen. Sie wird öfters so groß, daß der größte Theil der Bewohner einer Stadt und eines Ortes verarmen, verderben, verhungern und auf die größten Ausschweifungen gerathen.

Eine Folge der Theuerung ist die Hungersnoth. Was für eine empfindliche Plage diese sey, ist daraus zu schließen, daß diejenigen, welche sich in dergleichen betrübten Umständen befinden, auch die abscheulichsten und der Natur widerlichstn Dinge nicht schonen, dieselben zu ihrer Nahrung anzuwenden, wie die Beispiele aus den alten und neuern Zeiten zur Genüge bezeugen.

Es gab schon manche Hungersnoth, in welcher die Menschen genöthiget wurden, wie auf der Kupfertafel angezeigt ist, Pferdefleisch zu essen. Oft hat man in einer Theuerung das Pfund Brod für einen Thaler, und ein paar Viertel von einem Hunde für etliche Thaler bezahlt; Kalk aus der Mauer, Mehl von den Fußböden der Mühlen: allerley Mist, Mäuse und Ratten gegessen, Blut von allerley Thieren getrunken; lebendige Menschen geschlachtet und die Todten aus der Erde genommen und verzehret; Tumult angefangen, die Häuser der Bäckern erbrochen und geplündert, und mehrere Thaten der höchsten Verzweiflung verübet.

Es ist indessen noch sehr unausgemacht, ob die Heftigkeit des Hungers, oder vielmehr die Unfsinnigkeit, Schuld daran gewesen, daß die Menschen in der Hungersnoth Menschenkoth gegessen, und ihre Aeltern, Kinder, Verwandte und Freunde, zur Sättigung ihres Hungers geschlachtet haben. Kaum kann man glauben, daß Menschen, die noch ihren gesunden Verstand behalten haben, zu solchen Rettungsmitteln, gegen welche unsere Natur selbst den größten Abscheu hat, schreiten können. *)

*) Ein Verzeichniß einer ziemlichen Anzahl Denkmünzen, wodurch sowohl in alten als neuern Zeiten das Andenken göttlicher Heimsuchungen, durch Hunger und Seuchen, erhalten worden ist, findet man in Gen. Rect. Bidermanns in Freyberg Einladungsschrift, welche 1772 zu Dresden auf 1 Quartb. unter der Aufschrift: Ein kleiner Beytrag zur Münzgeschichte, von G u n g e r m ü n z e n, heraus gekommen ist.





Sollara del.

U. Schickel del.

N^{ro}. 48.

Das Eis	glacies, ei.	il ghiaccio	la glace	the ice (eish)
die Eisscholle	crusta glacialis.	il diacuolo	le glaçon	the piece of ice (pißs off eish)
der Eisbruch	scissio glaciei.	lo scioglimento del ghiaccio	le débâcle, débâcle-ment	the breaking of the frost (briching off dbe frass)
die Ueberschwemmung	inundatio, onis.	l'inondatione	l'inondation	the inondation (inoh-dähschjon)

Das Eis und die Ueberschwemmung.

Wenn eine dünne Fläche Wasser, oder wenn die Dünste an einem Fenster gefrieren, so geschieht dieses mehrentheils in gewissen bestimmten Figuren, welche die Einbildungskraft mit leichter Mühe in Nebeln, Nesseln, oder in Bilder von Pflanzen verwandeln kann.

Der erste Anfang alles Gefrierens besteht in lauter zarten Eiszaden, deren sich immer mehr und mehr anlegen, bis eine ganze Eiskrinde gebildet wird. Diese Zaden geben allen diesen Figuren ihren Ursprung; und man kann das erste Gewebe derselben deutlich sehen, wenn man in einem großen flachen Gefäße, welches inwendig eine dunkle Farbe, und am Boden ein oder zwey Löcher hat, Wasser sehr langsam frieren läßt, und sobald das erste Häutchen ungefähr einer halben Linie dick geworden, das Wasser durch die Löcher unter der Rinde ablaufen läßt, da sich denn die Figuren gar vortreflich ausnehmen. Diese Figuren sind niemahls einander völlig gleich. Zuweilen haben sie mit keiner bekannten Sache eine Aehnlichkeit; zuweilen laufen einige Eiszaden bergestalt neben einander, daß sie die Zeichnung eines Feldes vorstellen, worauf sich sonst nichts unterscheiden läßt, als die Züge der Furchen verschiedener Aecker. Bald erscheint ein dicker Zaden, an welchen zu beyden Seiten andere herausgeschossen sind, in Gestalt einer Feder mit ihren Härten; bald hängen sich verschiedne Zaden, die weder an den Rand des Gefäßes, noch an andere große Zaden reichen konnten, um einen Mittelpunkt herum bergestalt zusammen, daß sie wie Sterne aussehn, oder ein Maltheferkreuz, mit seinen Zierrathen an den Rändern, oder auch tausenderley an-

dere Figuren machen, worunter doch aber die Figuren von Stücken der Blätter, oder auch wohl von ganzen Blättern die gewöhnlichsten sind. Der erste Eisfaden, welcher ordentlich der stärkste ist, machet den Stiel des Blattes. Die zweyten, die sich mit ihrem einen Ende zur Seite an den ersten setzen, und die dritten, die sich eben so an diese anlegen, stellen die übrigen kleinern Rippen, die Nerven, die Adern und das Netz vor, welches man auf den Rücken der meisten Blätter siehet. Es fehlet nichts, auch bis auf die Auszackung der Blätter, das nicht daran sehr deutlich, aber allezeit mit großer Mannigfaltigkeit, ausgedruckt wäre. Einige Fädchen sind, wie Henkel an den Körben, andere dreyeckig, und in Gestalt der Sägezähne, wie die Blätter der Messeln oder Rosen.

In diesen Beschreibungen sind die Spuren der Einfachheit, womit die Natur ihre prächtigsten Werke ausarbeitet; und aus der unbeschreiblichen und unendlichen Mannigfaltigkeit, wie dergleichen kleine Fäden sich an einander fügen können, läßt sich begreifen, warum die Figuren des Eises so mannigfaltig sind, und warum man im Stande ist, eben so viel Wunderbares darin zu entdecken, als in den Figuren der Wolken, wenn man nur Lust hat, im Wachen ein wenig zu träumen.

Das in Bewegung stehende süße Wasser, z. B. der Flüsse, gefriert anders als das stillstehende der Teiche und Seen. Je schneller es fließt, desto langsamer gefriert es; daher gefriert es zuerst auf seiner Oberfläche, niemahls aber von unten herauf; zuerst an den Ufern, in den Bufen, und wo es sonst am wenigsten Bewegung hat. Der Strom reißt ein dort entstehendes Stück Eis, welches eine Eischolle genannt wird, ab, worauf sich daselbst wieder ein neues formirt, dem es wieder so geht; sie schwimmen auf dem Strome; einige zerbrechen, stoßen an andere, frieren an sie an, werden während dem Schwimmen oft zu Boden gestoßen, fallen zuweilen, wenn sie sich sehr vergrößern, von selbst zu Boden, der Strom hebt sie wieder auf, und dieses gibt den Schein, als wären sie auf dem Grunde entstanden; daher man ihnen den Rahmen Grundeis, und weil sie auf der Oberfläche des Stroms forttreiben, den Rahmen Treib- oder Treibeis gegeben.

Aus den auf einander gehäuften und zusammen gefrorenen Schollen des Treibeises entstehen in den nördlichen Ländern ungeheure Berge, und sind sonderlich die isländischen Eisberge berühmt.

In den nördlichen Ländern erhält das Eis eine außerordentliche Härte und Festigkeit. Olaus Magnus redet bereits von Mauern und andern Festungswerken aus Eis, wodurch sich zur Winterszeit belagerte Städte unter den mitternächtlichen Völkern oft und lange gegen ihre tapfersten Feinde vertheidiget haben. Ein sehr merkwürdiges Beispiel von der Festigkeit des nordischen Eises haben wir an dem großen Pallast, der im Winter im J. 1740

zu St. Petersburg von dem Eise der Neva, am Ufer dieses Flusses, erbauet wurde. Die Werkstücke waren 2 bis 3 Fuß dick; der Pallast selbst betrug in der Länge 52, in der Breite 16, und in der Höhe 20 Fuß. Das Gewicht der obern Theile und des Daches verursachte am Grunde des Pallastes nicht den mindesten Schaden. So wie man die rohen Eisklumpen aus dem Wasser heraus brachte, wurden sie sorgfältig zugehauen, durch die prächtigsten HERRATHEN verschönert, und nach allen Regeln der richtigsten Baukunst geordnet. Vor dem Pallast waren 6 Kanonen mit Labetten und ihren Rädern aufgestellt, die auf der Drehbank verfertigt und ausgehöhlt waren, nebst 2 Mörsern, vollkommen nach dem Verhältniß der gegossenen. Die Kanonen waren vom Caliber der sechspfündigen; man labete sie aber nur mit einem Viertelpfund Pulver und einer gegossenen Kugel. An einem bestimmten Tage wurde, in Gegenwart des ganzen Hofes, eine solche Kanone probiret; die Kugel drang, in einer Entfernung von 60 Schritten, ungehindert durch ein 2 Zoll dickes Bret, und die Kanone blieb unverfehrt. In dem Pallast selbst waren viele Zimmer und Fenster, mit Kammern, Schornstein, Betten, Nachttischen und allem dazu gehörigen Hausrath. Um das Haus standen schöne Pyramiden und Statuen von Eis. Wenn das Haus und die Pyramiden Abends illuminirt waren, verursachte eine ausnehmende Augenlust. In dem Hause brannten Lichter von Eis, welche hohl gedreht und mit einem besondern Brandzeuge gefüllt waren. *)

*) Wolffg. Kraft wahrhafte und umständliche Beschreibung und Abbildung des im Monat Januar 1790 in St. Petersburg aufgerichteten merkwürdigen Hauses von Eis, mit dem in demselben befindlichen Hausgeräthe. Peterob. 1791.

In der Schweiz zeigen sich zwischen den fruchtbaren Bergen gewisse Eisklumpen, welche von den Schnee- und Eisbergen, in großen oft ungeheuren Stücken herunter sinken und aus den Thälern hervorgetrieben werden, und daselbst die Benennung Gletscher führen. Sie sind nichts anders als ein Auswurf von den auf den Gipfeln der Berge sich befindenden Eismeeren, welcher sich nach und nach von denselben ablöst, in die Thäler sinkt, und daselbst zuweilen ganze Berge von Eis bildet. Auch dieses Gletschereis, (Rees-Eis) und das von dem Monte di Fieschio, ist so hart wie ein Stein, und es werden daraus Becher gedreht, das Getränk darin frisch und kühl zu halten. Dergleichen Eisbecher sind in Oberdeutschland und Italien gewöhnlich, und schmelzen nicht so leicht, besonders wenn sie aus dem Eise der Alpen verfertigt worden.

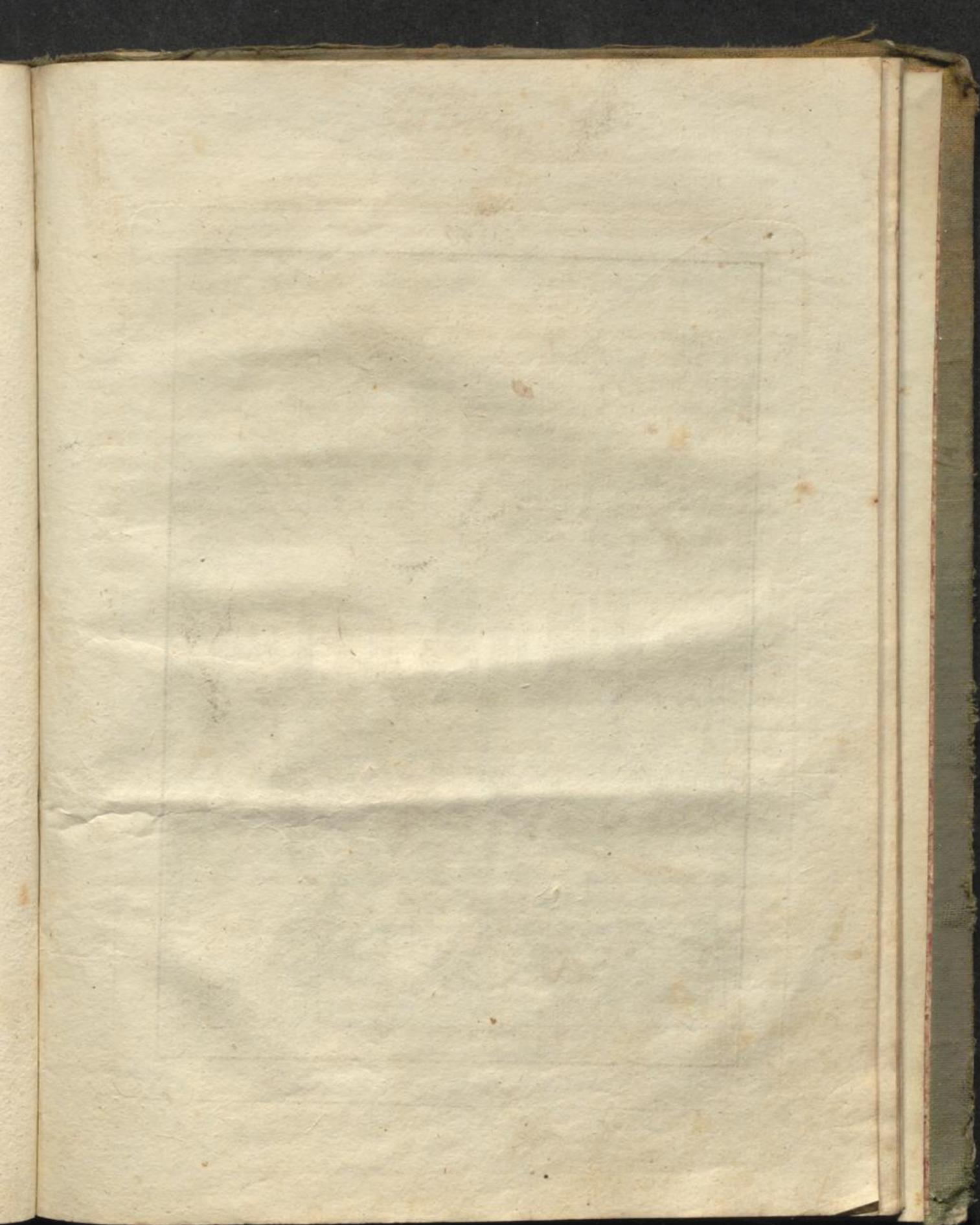
In der Mitten friert ein, wenigstens großer, Fluß nie zu, es wäre denn, daß ein fester Körper das häufig gehende Triebeis aufhalte, welches sich alsdenn dort häuft, und Zeit gewinnt, an einander zu frieren. Ist das Eis so dick und stark, daß Menschen und Wagen darüber gehen können, so sagt man: das Eis trägt.

Wie gefährlich es sey, auf dem marben Eise zu gehen, haben betrübte Beyspiele mehr als zu oft gelehret. Es folget nicht, wenn noch einige Stunden vorher Jemand unbeschädigt darüber gegangen, daß der Folgende, 1 oder 2 Stunden hernach es auch noch thun könne. Das unten fließende Wasser, und die warme Luft von oben, schwächen das Eis stündlich, und man weiß noch nicht genau, wie viel. Es würden viele Versuche nöthig seyn, ehe man davon eine Gewißheit erzielte; und dieselben müßten nach der verschiedenen Dicke des Eises, der Schnelligkeit des unterwärts laufenden Wasserstroms, und der Wärme der Luft eingerichtet werden. Aber auch dieses würde es noch nicht ausmachen, wo man nicht zugleich auf die Breite des stehenden oder fließenden Wassers mit sehen wollte. Das Eis kann am Rande, wo es mit der Erde verbunden, und wo das Wasser unten geringe ist, und fast gar keine Bewegung hat, noch stark seyn und halten, da hingegen dasselbe weiter hinein, und sonderlich in der Mitte viel schwächer ist und bricht. Denn daselbst kann es, wegen schneller Bewegung des Wassers, theils nie so stark werden als an dem Ufer, theils wird es auch durch den geschwinden Strom weggespület und geschwächt. Denn wo das Wasser am schnellsten gehet, welches gemeinlich an den tiefsten Orten ist, und folglich gegen die Mitte des Stromes, selten aber näher am Ufer zu seyn pflegt; da wird es am letzten zufrieren und am ersten offen, also auch eher brechen als an andern Orten.

Das bey gelinder Witterung und bey dem Anfange des Chauwetters erfolgende plötzliche Brechen und Schmelzen des Eises in einem Flusse, der eine Zeit lang zugestoren gewesen, wird der Eisbruch genannt. Man sagt alsdann: das Eis gehet auf. Wenn das solcher Gestalt aufgegangene Eis stückweise in dem Flusse treibt, sagt man: der Fluß gehet mit Eis, und es wird dieses die Eisfahrt oder der Eisbruch genannt.

Wenn gleich eine Ueberschwemmung auch durch starke Regengüsse entsteht, oder durch das gehe Aufthauen des in den Gebirgen den Winter über gesammelten Schnees entstehen kann, so ist doch das plötzliche Brechen und Schmelzen des Eises, und die dadurch verursachte Stockung der Eisschollen die gewöhnlichste Ursache derselben.

Wie traurig und schreckbar die Folgen einer Ueberschwemmung sind; wie die Gewalt des Wassers Menschen und Vieh mit sich fortreisset, die stärksten Bäume und die dichtesten Mauern einstürzt; unaufhaltsam die schönsten Gegenden verheeret; alle diese schrecklichen Folgen einer Ueberschwemmung hat man zum Theil auf der Kupfertafel abzubilden getrachtet.



N^o 49.



Sollner del.

W. J. G. sculp.

N^{ro}. 49.

Das Feuer	ignis, is, m.	il fuoco	le feu	the fire (firt)
der Funke	scintilla, æ.	la scintilla	l'étincelle	the spark (sparrt)
die Flamme	flama, æ.	la fiamma	la flamme	the flame (flåhm)
der Rauch	fumus, i, m.	il fumo	la fumée	the smoak (smohk)
der Brand	torris, is, m.	il tizzone	le tison	the brand (brånd)
die Glut	pruna, æ.	la braglia	la braise	the live coal (leiv Kobl)
die Kohle	carbo, onis, m.	il carbone	le charbon	the coal (Kohl)
die Asche	cinis, eris, m. f.	la cinere	la cendre	the ashes (åfches)
der Ruß	fuligo, inis, f.	la fuligine	la fuye	the soot (futt)
die Feuersbrunst	incendium, il.	l'incendio	l'incendie	the fire.

Die Feuersbrunst.

Durch das Wort Feuer wird ein äußerst feiner durch die ganze Natur vertheilter flüssiger Körper, dessen Wesen noch sehr unbekannt ist, der sich aber uns unter gewissen Umständen durch Licht und Wärme zu erkennen gibt, verstanden. Dieses nur den Naturlehrern bekannte Feuer wird zum Unterschied des folgenden auch das elementarische, das ursprüngliche Feuer genannt.

Im gemeinen Leben kennet man dieses Feuer nur in brennenden Körpern, d. i. in sofern sich dasselbe in und um gewisse dazu geschickte Körper sammelt, in und um denselben in eine gewisse noch unbekante Bewegung versetzt wird, und sich alsdann sowohl durch Licht und Wärme als auch durch seine verzehrende Kraft kenntlich macht.

So bekannt jetzt die Kunst ist, ein Feuer ohne Hilfe eines vorhergehenden Feuers anzuzünden, und so sehr es uns vorkommt, daß wir dieselbe nicht entbehren könnten; so gewiß ist es doch, daß eine Zeit gewesen seyn muß, in welcher das menschliche Geschlecht

dieses Kunststück nicht besaß. Indessen, wenn gleich noch gar kein Mittel erfunden war, durch Reiben des Holzes, durch Schlagen der Feuersteine, durch Hohlspiegel, durch Brennspiegel u. s. w. Feuer zuwege zu bringen; so folgt noch nicht, daß das menschliche Geschlecht einer so unentbehrlichen Wohlthat als das Feuer ist, durch einen langen Zeitraum gänzlich ermangelt habe. Ohne diese Mittel zündet bisweilen die Natur auf eine unnachahmliche Art Feuer an; eine Sache, die uns sehr unangenehm zu seyn pflegt, die aber die erste Kindheit des menschlichen Geschlechtes als eine ausnehmende Wohlthat der Gottheit verehret haben mußte; z. B. ein feuerspendender Berg bedeckt eine ganze Gegend mit glühender Schlacke oder Lava; oder ein Blitz zündet die Wälder, und wohl gar die Wohnungen der Menschen an. Unsere Vorfahren konnten keines von beyden nachahmen; sie waren noch nicht so klug, der Natur ihre Kunst abzulernen, und im Kleinen mit elektrischen Funken zu blitzen, oder sie zu zwingen, deren Blitz auf einen gewissen Platz hin zu richten; eine Dreistigkeit, die ihre Kinder weit kühner als der alte Prometheus sich genommen, und mit dem Leben bezahlet haben. Allein sie konnten doch bey dem Feuer der Natur ihr Feuer anzünden, und durch Zulegung immer frischen Holzes dieses Geschenk verewigen. Dieses konnte auf eine zweyfache Art geschehen. Die eine kostbarere und unsicherere war, wenn der einzeln wohnende Hausvater auf seinem Heerde das Feuer erhielt, oder da wo ihrer viele beysammen wohnten, z. B. in Städten, ein Nachbar bey dem andern von neuem Feuer anzündete, wobey nicht wahrscheinlich war, daß es bey allen zugleich erlöschen würde. Die sicherere Art war, daß das ganze Volk oder die Stadt ein ewiges Feuer unterhielt, von dem jeder das Seinige ansteckte. Man wird leicht begreifen, was für ein großes Unglück die Erlöschung eines solchen ewigen Feuers seyn konnte, wenn um die Zeit durch einen Zufall alles Feuer in Privathäusern gleichfalls erloschen war. Eine in diesem Stücke begangene Nachlässigkeit verdiente schwere Strafen; so wie hingegen die Wächterstelle bey dem ewigen Feuer werth war, ansehnlich und einträglich zu seyn, weil an ihr dem Volke so viel gelegen war.

Wie nützlich, ja wie unentbehrlich das Feuer sey, läßt sich leicht von selbst einsehen. Denn dem Feuer haben wir die Metalle, und unter diesen das nützlichste und unentbehrlichste, nämlich das Eisen zu danken. Ohne Feuer würden wir den Mangel der Steine zum Bauen, welcher doch an manchen Orten sehr groß ist, auf keine Art ersetzen können; der Gläser, welche sowohl in der Hauswirthschaft als zu andern Dingen mit großem Nutzen angewendet werden, zu geschweigen; und was ist nicht von der Nutzbarkeit des Feuers in der Küche, welches zur Zubereitung der Speisen angewendet wird, bekannt! so viel Nutzen aber das Feuer den Menschen schafft, wenn es in seinen Schranken und Werkstätten gehalten wird, eben so viel Schaden thut es, wenn es sich aus seinem ordentlichen Aufenthalte zu weit ausbreitet.

Feuerbrünste können auf mannigfaltige Art entstehen:

1) Durch bloße Zufälle, z. B. durch Einschlagen des Gewitters, dergleichen durch große Sturmwinde, wodurch zuweilen Feuer von den Tabakspfeifen oder Feuerheerden, oder auch aus den Oefen, Schorsteinen, oder von andern sonst für das Feuer auch sicher gehalten gewesenen Orten weg- und auf Feuer fangende Dinge hin geführt wird, daß es daselbst anzündet; oder wenn manchmahl auch vom Sturmwinde Gebäude gewaltsam eingestürzt werden, und durch das Zusammenfallen auf mancherley mögliche Weise Feuer erregt wird, oder daß in solchen Gebäuden schon vorhandene, und sonst in seinen sichern Schranken daselbst unschädlich gewesene Heerd- Oefen- Licht- oder anderes Feuer die zusammen gefallenen Dinge ergreift, und in Brand bringt; oder wenn bey dem an einem Orte entstandenen Brande brennende Dinge weit wegfliegen, und an andern Gegenden, wo sie niederfallen, anzünden, und daselbst einen neuen Brand verursachen u. s. w.

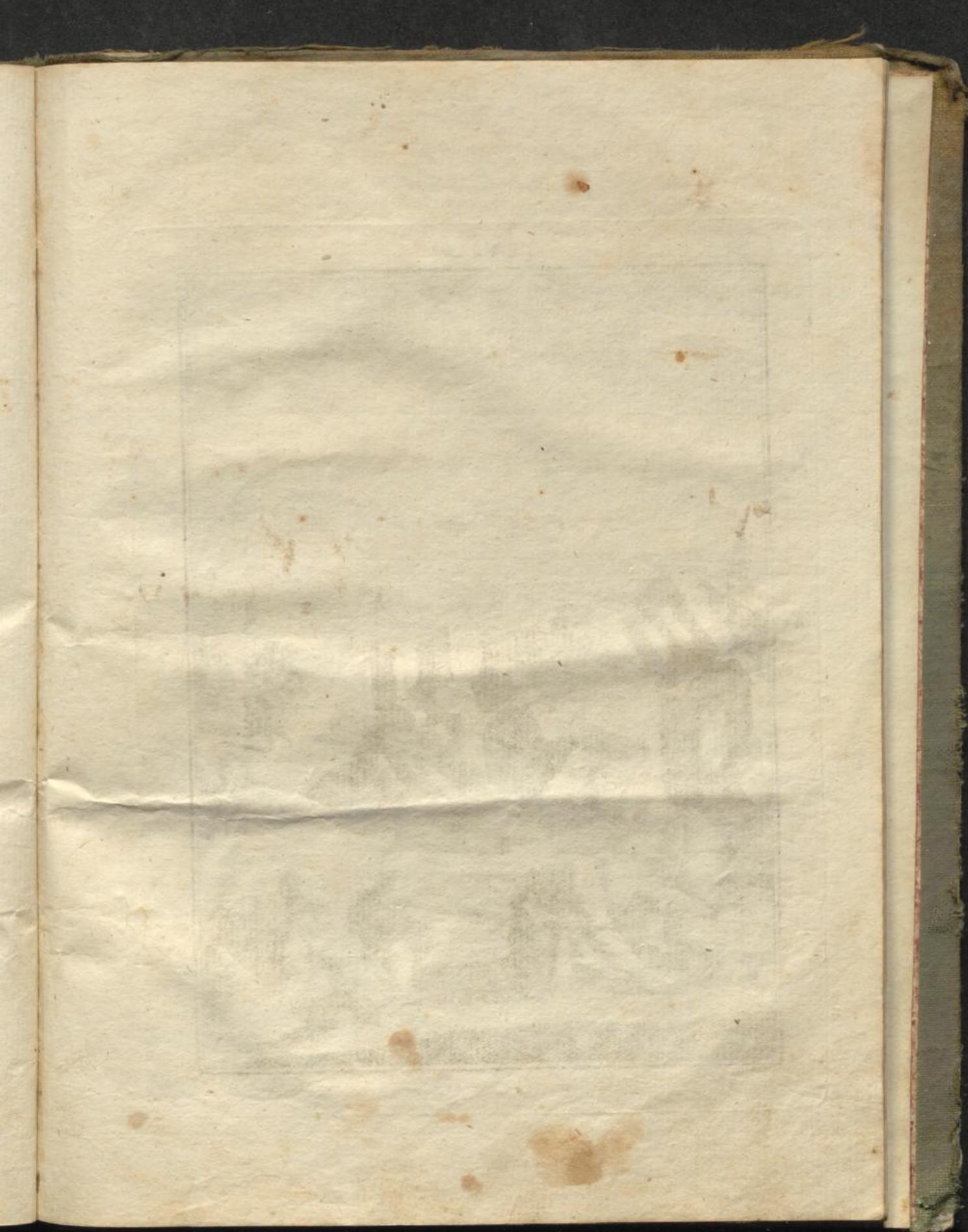
2) Aus Vorsatz und mit Fleiß. Dergleichen geschieht in Kriegszeiten vom Feinde, nach Kriegsmanner, wenn derselbe angezündete Bomben, glühende Kugeln, Pechkränze und andere dergleichen anzündende Dinge an oder in die Gebäude wirft oder schießt, oder sonst geffentlich Feuer anleget oder Minen springen läßt; von Freunden aus Noth, wenn man z. B. eben in Kriegszeiten an einer festen Stadt, die etwa dabey vorhandenen Vorstädte selbst mit Fleiß an- und abbrennet, damit der zur Belagerung anrückende Feind sich nicht solcher Vorstädte zu seinem Vortheile bedienen könne; aus Bosheit und ganz unerlaubter Weise, wenn von Nordbrennern und andern bösen oder auch wahnwitzigen Leuten vorsehlicher Weise Feuer angeleget oder eingeworfen wird.

3) Ohne Vorsatz, bloß aus menschlicher Unbehutsamkeit, oder einem andern Versehen oder Verwahrlosung des Feuers.

Mit Feuer und Licht muß überhaupt, besonders auf dem Lande, alle nur ersinnliche Behutsamkeit angewendet werden; daher wird nicht gestattet, bey Lichte dem Viehe das Futter aufzugeben, oder im Hause, auf dem Boden und in den Ställen ohne eine wohl verwahrte blecherne Laterne des Abends oder zur Nachtzeit herum zu laufen. Doch darf bey dem Lichte in der Laterne weder gedroschen noch Häfsel geschnitten werden. Insbesondere ist nicht zu gestatten, daß an gefährlichen Orten, als bey dem Einfahren des Getraides, dem Dreschen, Häfselfchneiden und Viehfüttern, auf den Heu- und Strohböden, in den Schuppen

und Ställen, oder neben solchen Gebäuden, bey Betten und andern leicht Feuer fangenden Sachen, ja nicht einmahl auf der StraÙe im Dorfe Tabak geraucht werde, wenn gleich die Pfeife mit einem Deckel versehen wäre. Ingleichen muß das Schießen in den Dörfern bey Hochzeiten, Kindtaufen, dem Neujahre und andern Gelegenheiten nicht geduldet werden.

In den Orten, wo Feuer gehalten wird, darf kein Stroh, Flachs, Hanf, geschnittenes Futter, Holz oder andere leicht Feuer fassende Sachen geleyet werden. Die glühende Asche muß aus dem Ofen oder vom Feuerherde nicht in Tonnen geschüttet und dergestalt weg gesetzt, noch weniger auf den Boden-unter das Dach gebracht, sondern in der Küche neben dem Ofenloche an der Brandmauer ein tief gemauertes Aschenloch angebracht, und darin die Asche verwahret werden. In oder auf dem geheizten Ofen darf weder Flachs, Hanf, Holz oder andere Feuer fangende Sachen zum Trofken geleyet, noch hinter denselben Keinen oder anderes Zeug aufgehänget werden. Das Holz muß nicht in langen Scheiten, sondern nur ein und einen halben Fuß lang geschnitten, auf einen eisernen Vierpaß schichtweise geleyet, und so in den Ofen tief bis vor die Platte hinein geschoben werden. Hiedurch wird verhütet, daß keine Lohé aus dem Ofenloche heraus schlägt, und die mehreste Hitze nicht aus dem Ofen geht; auch sind Thüren von Eisenblech doppelt nützlich, weil sie nicht nur das Verschleppen der Funken durch Kassen verhüten, sondern auch die Wärme erhalten. Die auf dem Lande im Holze arbeitenden Handwerker müssen insbesondere mit Feuer und Licht behutsam umgehen, täglich des Abends die auf ihrer Werkstätte gemachten Späne aus derselben wegbringen, und entweder an unschädliche Derter, oder aber, und vornämlich die Hobelspäne, zu Vermehrung des Düngers, in den Mist werfen.





Salloray del.

G. B. de Sall.

Das Erdbeben *terræmotus, us. il terremoto le tremblement de terre. the earth-quake* (Schrickwähk)

Das Erdbeben.

Der Erdboden leidet hin und wieder öfters gewisse gewaltsame Veränderungen, die sich mit keinem allgemeinen Rahmen ausdrücken lassen, ob sie gleich ihrer Natur nach von einerley Art sind. Zuweilen wird er von einer verborgenen Gewalt in die Höhe gestoßen, wie wenn eine Mine das über ihr liegende Gewölbe in die Höhe sprengt; und dieses haben die Alten, besonders Aristoteles Plinius und andere einen Erdstoß genennet. Zuweilen wird der flache Erdboden nur gemächlich erhoben, so daß sich die ebene Fläche in einen Hügel verwandelt; zuweilen sinkt das Erdreich nieder, und macht aus der Ebene ein Thal. Weil sich nun in diesen beyden Fällen die auf der Erdoberfläche stehenden Gebäude, Bäume, Berge, u. s. w. auf eine Seite neigen, so hat man diese Erscheinung eine Erdneigung genant. Zuweilen aber erzittert der Erdboden, wie ein hohles Gewölbe, welches von einer großen Gewalt gestoßen wird; und dieses nennt man eine Erdschütterung. Diese dreyerley Erscheinungen nennt man überhaupt Erdbeben. Sie sind von dem Einstürzen der Berge, von dem Versinken der Länder und von den Erdrißen unterschieden, welche sich zwar öfters unter dem Erdbeben ereignen, doch aber auch zuweilen Statt finden, wenn man keine Erdbeben bemerket.

Es ist billig, daß man sich um den Ursprung solcher Begebenheiten bekümmere, welche die Schicksale ganzer Reiche verändern, das Glück der Nationen vernichten, Millionen Menschen umbringen, und der Erde eine andere Gestalt geben.

Die Erdbeben sind theils mit Feuerbrüchen verbunden, theils ohne dieselben. Daß die mit Feuerbrüchen verbundenen von unterirdischen Entzündungen herrühren, bedarf wohl keines Beweises. Unter diese Art der Erdbeben gehören auch solche, wo in einer weiten Entfernung von dem erschütterten Lande, bey oder kurz nach dem Erdbeben Feuerbrüche erfolgen; denn die unterirdischen Feuergewölbe haben einen sehr weiten Umfang, und die Gänge verbrennlicher Materien können aus einem Lande und Welttheile in den anderen

reichen, besonders da unter dem Boden der Meere die größten Feuermagazine gefunden werden. Alle diese Erdbeben entstehen in so weit von den unterirdischen Entzündungen, als dieselben nebst der erhitzten Luft und den elastischen Dünsten keinen freyen Ausgang in den Dunstkreis erhalten können. Die Erdbeben ohne Feuerausbrüche unterscheiden sich von den vorigen bloß durch den höhern Grad der Gewalt, und durch ihre längere Dauer und weitläufigere Ausdehnung, und rühren von großen und tief liegenden Entzündungen unter dem festen Lande und unter der See her. Die so unter dem festen Lande entstehen, verursachen vielleicht die sehr seltenen allgemeinen Erdbeben, wodurch man keine Meeresbewegung wahrnimmt; die allgemeinen Erdbeben aber, die mit der Meereswuth verbunden sind, entstehen gewiß von den Entzündungen unter der See bey benachbarten Meeresküsten.

Das Erdbeben verursachet ein Aufschwellen der See, wobey zuweilen das Feuer wirklich aus dem Meere empor steigt. Als im J. 1650 die Insel Santorin ein heftiges Erdbeben ausstand, brach das unterseeische Feuer zwischen den Wellen hervor. Die See stieg zugleich 30 Elbogen hoch, und wüthete mit solchem Ungestüm, daß sie 80 Meilen davon in Candia die Schiffe zerscheiterte. Es gibt öfters Erdbeben, die nur an den Küsten gespüret werden, und mit unterseeischen rollenden Donner verbunden sind. Sie sind an den schwedischen Küsten häufig; und man hat sie auch an den Ufern großer Flüsse bemerkt, wie dann ein Mahl ein Erdbeben längs an den Ufern der Elbe hinauf gespüret worden ist. Es läßt sich leicht begreifen, daß eine Erschütterung des Meeresbodens sich am leichtesten an den vom Meere ausgehöhlten und unterströmten Ufern offenbaren müsse; und dieser Umstand beweiset uns also schon, daß es unter dem Meere eben sowohl Erderschütterungen gebe als auf dem festen Lande. Nun sehen wir aber bey den Landerschütterungen, daß die unterirdische Gewalt den Boden der Erde in die Höhe hebet und wieder sinken läßt, daß sie denselben mit unglaublicher Hefigkeit von unten herauf stößt, hin und her neiget, bald hier bald dort aufreißt, und schädliche Dämpfe von sich stößt, auch Berge und Hügel aufthürmet, u. s. w. Wenn wir nun nach der gesunden Vernunft schließen, daß die Erdbeben unter dem Meere eben dergleichen Wirkungen äußern; so läßt sich hieraus alles bis auf den kleinsten Umstand erklären, was bey den außerordentlichen Wasserbewegungen beobachtet wird.

Der vornehmste Umstand, woraus erweislich ist, daß die bey Erdbeben in allen Gewässern gewirkten Veränderungen von unterirdischen und unterseeischen Entzündungen herrühren, ist die Veränderung der Natur und Qualität der Gewässer. Vor dem Erdbeben in Italien im J. 1631 bekamen die Gewässer in den meisten Brunnen einen Schwefelgestank, welcher sich auch in der Luft riechen ließ. Nach der ersten Erderschütterung in Italien, am 14 Jan. 1703, die von einem Ausbruche des Vesuvs begleitet ward, bemerkte man zu Rom in allen Brunnen eine Veränderung. In einem am Fusse des quirinalischen Hügel war das Wasser wohl 10 Palmen gestiegen, und stieß wie kochendes Wasser Blasen auf. Das

Wasser war trüber als sonst, am Geschmack aber wenig verändert. Es blieb auch nach dem andern Erdbeben bis auf den 10. Febr. so hoch stehen, worauf es sich wieder in seine vorige Tiefe senkte, und nicht mehr Blasen aufwarf. Das Wasser eines andern Brunnes wuchs nach dem Erdbeben über 2 Palmen an; am 2. Febr. aber bekam es eine Milchfarbe, einen unangenehmen Geruch und fremden Geschmack. Den 15. Febr. da die Erde noch etwas bebte, hatte es noch eine Milchfarbe. Das Wasser in einem Brunnen brym Capitolium, welches vor dem Erdbeben allezeit trübe war, ist nach demselben helle geworden. Beym zweyten Erdbeben ist das Meer am Ausflusse der Tiber, nahe bey dem Hasen, einige Schritte vom Ufer zurück gewichen, und nach dem Erdbeben alsobald wieder gekommen. Zu gleicher Zeit sank das Wasser in der Tiber bey ihrem Ausflusse, und stieg bald darauf wieder in die Höhe. Bey dem großen Erdbeben zu Ferrara im J. 1570 bekam der Po-Fluß eine heftige Aufwallung, und ward ganz trübe. Im J. 1231 erbeben die Alpen einen Monath lang sehr heftig, wobey die Wasserbrunnen stanken und trübe wurden. Bey dem Erdbeben zu Bologna im J. 1695 hat man ebenfalls angemerkt, daß das Wasser vorher trübe geworden ist.

Die Witterungen können Gelegenheit geben, daß Erdbeben ausbrechen; und nichts ist leichter zu begreifen als dieses. Die alten Feuer speyenden Eisberge auf Island verschneyen und frieren mit der Zeit so zu, daß die unterirdischen Dünste und erhitzten Winde keinen Ausgang mehr finden können; und wie ist es anders möglich, als daß hievon ein Erdbeben entstehe, welches von einem neuen Ausbruche des alten verstopften Schlundes begleitet wird? so kann also die Witterung in den kalten Ländern Erdbeben veranlassen. In den warmen Ländern können Stürme und langwierige nasse Jahreszeiten die Ein- und Ausgänge der Feuerchlände verschütten oder verschlammten; und der in die alte ausgeglühete Lava durch die offenen Schlünde der Feuerberge herab stießende Regen kann dieselben von neuem in Gährung setzen, und solchergestalt zu einer neuen Wuth des Berges und der Erschütterung der anliegenden Länder Anlaß geben. Daher hat man in Italien wirklich eine allgemeine Beobachtung, daß daselbst nach langwierigem Regen Erdbeben erfolgen. Nichts desto weniger hat man seit uralten Zeiten durchgängig beobachtet, daß kurz vor und bey den ersten Ausbrüchen der Erdbeben sowohl zu Lande als auf der See das heiterste und ruhigste Wetter zu seyn pflege; wie dann auch das Erdbeben in Portugal, sowohl im J. 1523, als vom 1. Nov. 1755, bey dem heitersten und schönsten Wetter ausgebrochen ist.

Daß die Witterungen, die Lusterscheinungen und die größten Veränderungen im Luftkreise mit den unterirdischen Entzündungen zusammen hängen, und von ihrem Einflusse größten Theils herrühren, und daß, wie Herr Graf Büsson sagt, die Schwefeldünste bey allen Arten der Erdbeben auch ohne Feuerausbrüche unvermerkt durch die Erde ausdunsten, und im Luftkreise die Witterungen verändern können, ist leicht einzusehen. Italien hat seine auf-

ferordentliche Fruchtbarkeit der sehr warmen Meerluft und den sowohl unterseeischen als unterirdischen sehr häufigen Entzündungen daselbst zu danken. Da nun die Erdbeben von den unterirdischen und unterseeischen Entzündungen entstehen; so müssen sie nothwendig auch eine warme und fruchtbare Witterung nach sich ziehen. Dieses beobachtet man auch wirklich bey allen Arten der Erdbeben, sie mögen von Feuerausbrüchen begleitet werden oder nicht. In Schweden hält es der gemeine Mann für ein Zeichen eines guten Jahres, wenn an den Küsten Erdbeben sind. Jedermann weiß daselbst, daß sie merkliche Veränderungen der Witterung nach sich ziehen; und daß sehr warme und fruchtbare Sommer darauf erfolgen, wenn sie im Frühjahre gespüret werden. Gleichwohl sind diese Erdbeben nie mit Feuerausbrüchen verbunden. Auf Island war ein Mal auf einer Seite der Insel ein so strenger Winter, als man bey Menschengedenken nicht gehabt hatte; zu gleicher Zeit aber war auf einer andern Seite das schönste Sommerwetter, und eben diese Seite hatte ein schreckliches Erdbeben ausgestanden. So sind auch in Italien die Winter nach Erdbeben außerordentlich warm. Nach dem großen Erdbeben in Lima im J. 1687 sind alle Aussaaten ganz vortreflich gerathen, nur daß der Weizen nicht gut hat fort kommen wollen. Diese Wärme und Fruchtbarkeit der Winter nach Erdbeben rührt unstreitig von den feinsten schwefligen Dünsten her, die in unsichtbarer Gestalt aus der Erde in den Dunstkreis übergehen, und sich daselbst durch die mannigfaltigsten Lusterscheinungen, durch den Geruch und durch die Krankheiten verrathen, die sie verursachen.

Dergleichen Veränderungen in der Luft ereigneten sich im J. 1692 bey dem sehr großen Erdbeben an den englischen und andern Meeresküsten, wobey die Jagdhunde, von dem aus der Erde aufsteigenden unsichtbaren Schwefeldampfe, die Spur des Wildes verloren. Bey Lucca öffnete sich den 1. Nov. im J. 1755 ein Berg, woraus viel Rauch und ein pestilenzialischer Geruch aufstieg. Diese Beobachtungen sind mit denen bey andern Erdbeben von allen Arten vollkommen überein stimmig. Bagliv hat deren viele gesammelt, z. B. daß vor einem Erdbeben ein Geruch, wie brennender Terpentin, bemerkt worden; daß an allen Orten, wo Erdbeben gewesen, ein Schwefelgeruch in der Luft, in den Gewölbern, Kellern und Brunnen in der Erde gewesen, u. s. w. Es ist auch eine bestätigte Wahrheit, wenn sich bey Erdbeben die Erde öffnet, daß ein häßlich stinkender Dampf oft mit schwefligen Flammen heraus steigt. Diese unterirdischen sinkenden Ausdünstungen, die Veränderungen der Witterung, die bey häufigen Erdbeben sehr schnell, unvermuthet und ungewöhnlich sind; ferner die frühzeitige Wärme, die zuweilen dem wohlthätigen Froste, der den Dunstkreis am vortreflichsten reiniget, in allen Wintermonathen kaum ein Paar Tage den Zutritt verstatet, und andere solche Umstände mehr, mögen wohl die vornehmsten Ursachen seyn, warum sich bey den Erdbeben sehr oft ansteckende Seuchen äußern; und auch dieser Umstand ist allen Arten der Erdbeben gemein, sie mögen mit Feuerausbrüchen verbunden seyn oder nicht.

D a s E r d b e b e n .

(F o r t s e z u n g .)

Die Erdbeben führt der scharfsinnige Naturforscher, Hr. Prof. Titius, unter andern auch mit als eine Ursache der großen Dürre und des Regenmangels im J. 1766 an. Die Erde verschluckt zuweilen bey Erdbeben viel Wasser. Es sind in selbiger viele Höhlen und Klüfte, die sich weit ausbreiten, welche mit Dünsten erfüllt sind. Diese entzündn sich, brechen mit großer Gewalt heraus, und zersprengen das über ihnen liegende erdige oder felsige Gewölbe. Der Abgrund thut sich auf, und verschlingt eine Menge Wasser, wenn die Oeffnung unter dem Meere, oder nahe bey den Wassergängen geschieht.

Was den Zusammenhang der Erdbeben mit Menschen und Thieren betrifft: so machen die Erdbeben aus den Menschen Narren. Man hat niemahls so viele Narren und alberne Leute gesehen, sagt Seneca, als in dem Jahre, da die Stadt Pompeja in Campanien unter der Regierung des Nero durch ein Erdbeben verwüstet wurde. Bagliv erklärt dieses Zeugniß des Seneca aus der Wirkung der Erdbeben in das harte Hirnhäutchen, welcher Wirkung er auch den Schwindel zuschreibt, der die Leute bey den Erdbeben fast durchgängig überfällt. Hierzu kommen vielerley Arten der Krankheiten, die Pest und sehr schleunige Todesfälle an Schlagflüssen, welche nach und bey Erdbeben sehr gemein sind. Es sind aber die Menschen nicht allein, welche diese Wirkungen der Erdbeben spüren. Die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, die Bewohner der unterirdischen Gegenden und die Thiere, die auf der Oberfläche der Erde wohnen, leiden insgesammt eben so klägliche Schicksale. Die Fische im Meere sterben von den Erdbeben; Hühner, Gänse, Tauben, Pfauen und andere Hausthiere werden davon wild, und fliehen in die Gebirge; die Vögel geben ihre Unruhe durch eine erschrockene Stellung zu erkennen; die Mäuse laufen in großer Menge unruhig in den Häusern umher; die Schafe verrecken heerdenweise; die Hühner und Gänse schreyen vor dem Erdbeben Tag und Nacht; die Vögel flattern in den Kästchen; die Pferde wiehern; die Ochsen brüllen, und alle vierfüßige Thiere heulen, und suchen sich von ihren Banden los zu machen; die Hunde fangen plöglch an zu bellen, ohne Ursache dazu zu haben; die Tauben entfliehen von den Taubenhäusern, und bleiben in beständigem Fluge in der Luft.

Weil diese Veränderungen bey Menschen und Thieren schon vor dem Ausbruche der Erdbeben bemerkt werden; so beweiset dieses, daß schon vor dem Ausbruche der größern

unterirdischen entzündeten Dünste und Winde, viel feinere Ausdünstungen aus der Erde aufsteigen müssen, welche die Mäuse aus ihren Löchern jagen, die Vögel beunruhigen, die vierfüßigen Thiere ängstigen, die Fische im Wasser tödten, und bey den Menschen Schwindel und Unsinne hervor bringen können. Zu allen diesen Wirkungen sind die feinen schwefeligen Dünste vollkommen geschickt; und da sich dieselben bey allen Arten der Erdbeben offenbaren, so bestätigt auch diese Beobachtung im Thierreiche, daß die Erdbeben aller Arten von unterirdischen und unterseelischen Entzündungen ihren Ursprung nehmen.

Aller menschliche Wiß ist eitel, wenn es darauf ankommt, die Ursachen der Erdbeben in ihrer Geburt zu ersticken. Doch sind den Menschen noch Rettungsmittel zu erfinden übrig geblieben, um die schrecklichsten Wirkungen der Erdbeben zu verhüten. Diese bestehen in der Niederwerfung der Gebäude, unter welchen schon Millionen Menschen ihr Grab gefunden haben. Es wäre also gut, daß man in solchen Ländern, wo die Erdbeben sehr oft gespüret werden, diejenigen Hilfsmittel bey Anlegung der Städte in Acht nähme, die uns Vernunft und Erfahrung an die Hand geben. Diese bestehen darin, daß man die Städte in solchen Gegenden anlegte, die einen sehr lockern oder unterhöhlten Boden, und ein tiefes leimiges Erdreich haben. Denn ein solcher Boden pflanzt den Stoß nicht lebhaft fort, und kann also auch den Gebäuden weniger Schaden zufügen. Die Erfahrung bestätigt dieses in Rom, welches voll unterirdischer Gewölbe ist, und auf einem Leimgrunde steht. Zu noch mehrerer Sicherheit sollte man die Gebäude nicht so hoch, sondern leicht und niedrig von der Art, wie man nach den Beschreibungen in Japan antrifft, aufführen, und besonders den unnützen und seltsamen Zierrath der hohen Thürme weg lassen, die ohnedieß wegen der öftern Gewitterschäden überall abgeschaffet werden sollten. Es ist schon eine sehr alte Anmerkung, daß die hohen und massiven Gebäude denen Städten, die von öftern Erdbeben erschüttert werden, sehr nachtheilig sind. Daher hat bereits Trajan befohlen, daß man, um der Erdbeben willen, die Häuser in Rom nicht zu hoch bauen sollte. Dieser Vorsicht könnte man noch eine andere beyfügen, welche darin besteht, den Häusern auch keinen tiefen Grund zu geben, und nur das erste Stockwerk von Steinen zu erbauen. Die eingebornen Einwohner in Lima wissen sich dieses Vortheils zu ihrem großen Nutzen zu bedienen. Sie legen nämlich zu ihren Häusern gar keinen Grund; da hingegen die dortigen Spanier dieselben nach ihrer Landesart bauen, und wie gewöhnlich, einen Grund dazu legen. Wenn nun ein Erdbeben kommt, so haben die Eingebornen das Vergnügen, zu sehen, daß ihre Häuser unverfehrt stehen bleiben; die Spanier aber den Verdruß haben, die ihrigen über den Haufen geworfen zu sehen.

I n h a l t.

N. 1. Von dem Menschen überhaupt.

Der Mensch, der Mann, das Weib.

N. 2. Die Stufen des menschlichen Alters.

Das Kind, der Knabe, der Jüngling, der junge Mann, der Mann, der alte Mann, der Greis. Das kleine Mädchen, das Mädchen, die Jungfrau, die Frau, die alte Frau, die Altmutter.

N. 3. Von der Verschiedenheit der Menschen.

Amerikaner; Indianer; Afrikaner, Asiaten oder Tartaren, Polarmenschen, Europäer.

I. Amerikaner.

Ein Karab, eine Karabinn; ein Kanadier, eine Kanadierinn; ein Floridianer.

N. 4. I. Fortsetzung. Amerikaner.

Ein Mexikaner; eine Peruanerin; ein Bewohner von Guiana; ein Pacagonier.

N. 5. II. Indianer.

Ein Mann aus Ulkea, ein Neu-Holländer, ein Neu-Seeländer, ein Bewohner von den freundschaftlichen Inseln; ein Bewohner von den neuen hebräischen Inseln.

N. 6. II. Fortsetzung. Indianer.

Ein Drahtier, eine Drahtierinn; ein Californier, eine Californierinn.

N. 7. II. Fortsetzung. Ost-Indianer.

Ein Javaner, eine Javanerin; ein Ambaner; ein Mogole, eine Mogolinn.

N. 8. II. Fortsetzung. Ost-Indianer.

Ein Siameser, eine Siameserin; ein Sineser, eine Sineserin.

N. 9. III. Afrikaner.

Ein Neger, eine Negerinn am grünen Vorgebirge; ein Neger am Senegal; ein Neger, eine Negerinn von Kajegu.

N. 10. III. Fortsetzung. Afrikaner.

Ein Mohr; ein Hottentotte, eine Hottentottin; ein Bewohner vom Eylande St. Johann.

N. 11. IV. Tartaren.

Ein Tunguse; ein Kamtschadale, eine Kamtschadalinn; ein Kurile; eine Tschutschinn.

N. 12. IV. Fortsetzung. Tartaren.

Ein Sibirischer Dschur; ein Kalmuke; ein Dschakie; ein Jakute, eine Jakutinn.

N. 13. V. Polarmenschen.

Ein Samojede; ein Lappländer; ein Grönländer; eine Eskimoserin; ein Petscherk.

N. 14. VI. Europäer.

Ein Russe; ein Türke; ein Doble; ein Ungar.

N. 15. VI. Fortsetzung. Europäer.

Ein Italiener; ein Franzos; ein Engländer; ein Deutscher.

N. 16. Besondere Verschiedenheit einzelner Menschen.

Der Riese; der Zwerg.

N. 17. Von den äußern Theilen des Menschen.

N. 18. Von den innern Theilen des Menschen.

N. 19. Von den fünf Sinnen des Menschen.

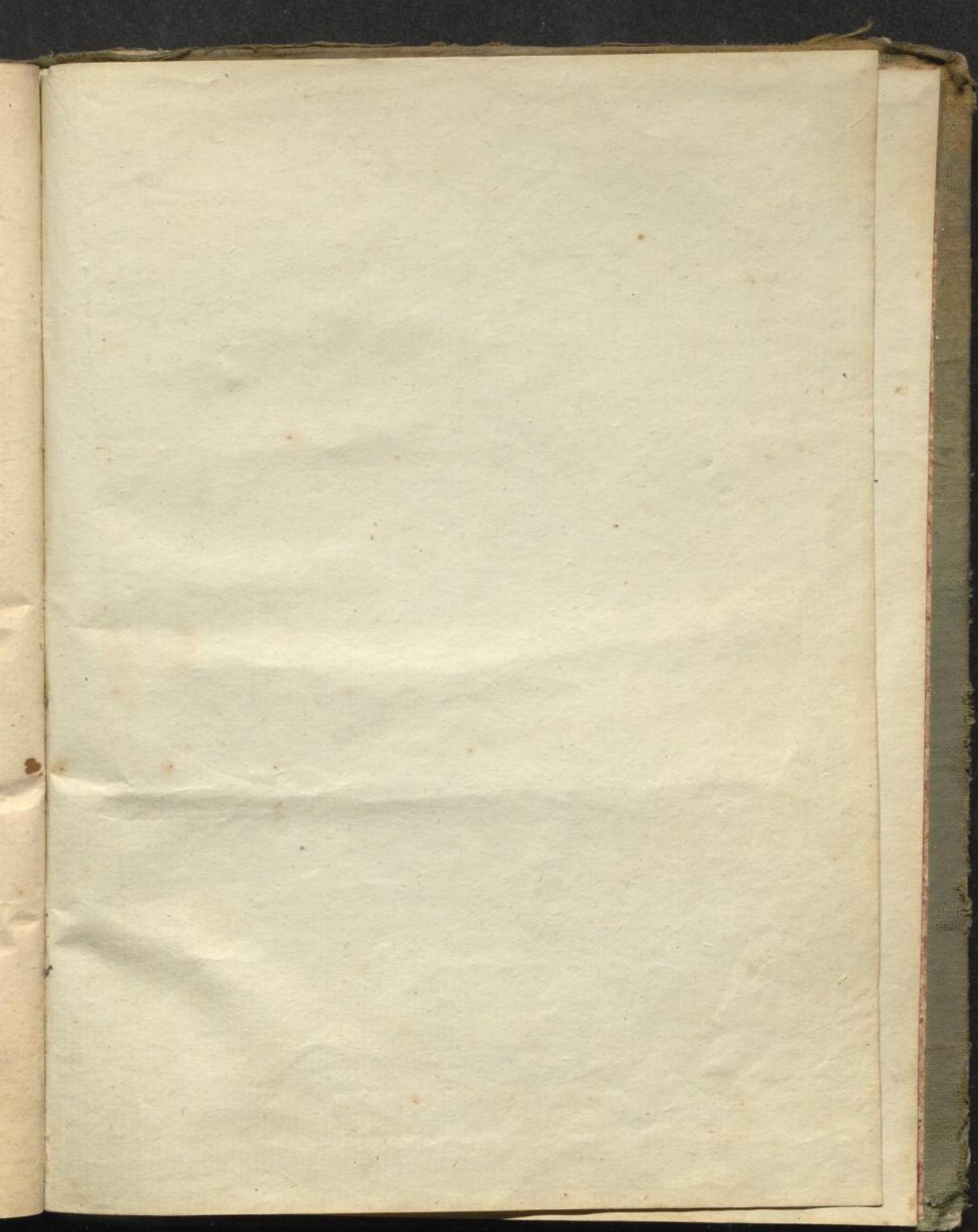
N. 20. Von den Beschäftigungen des Menschen.

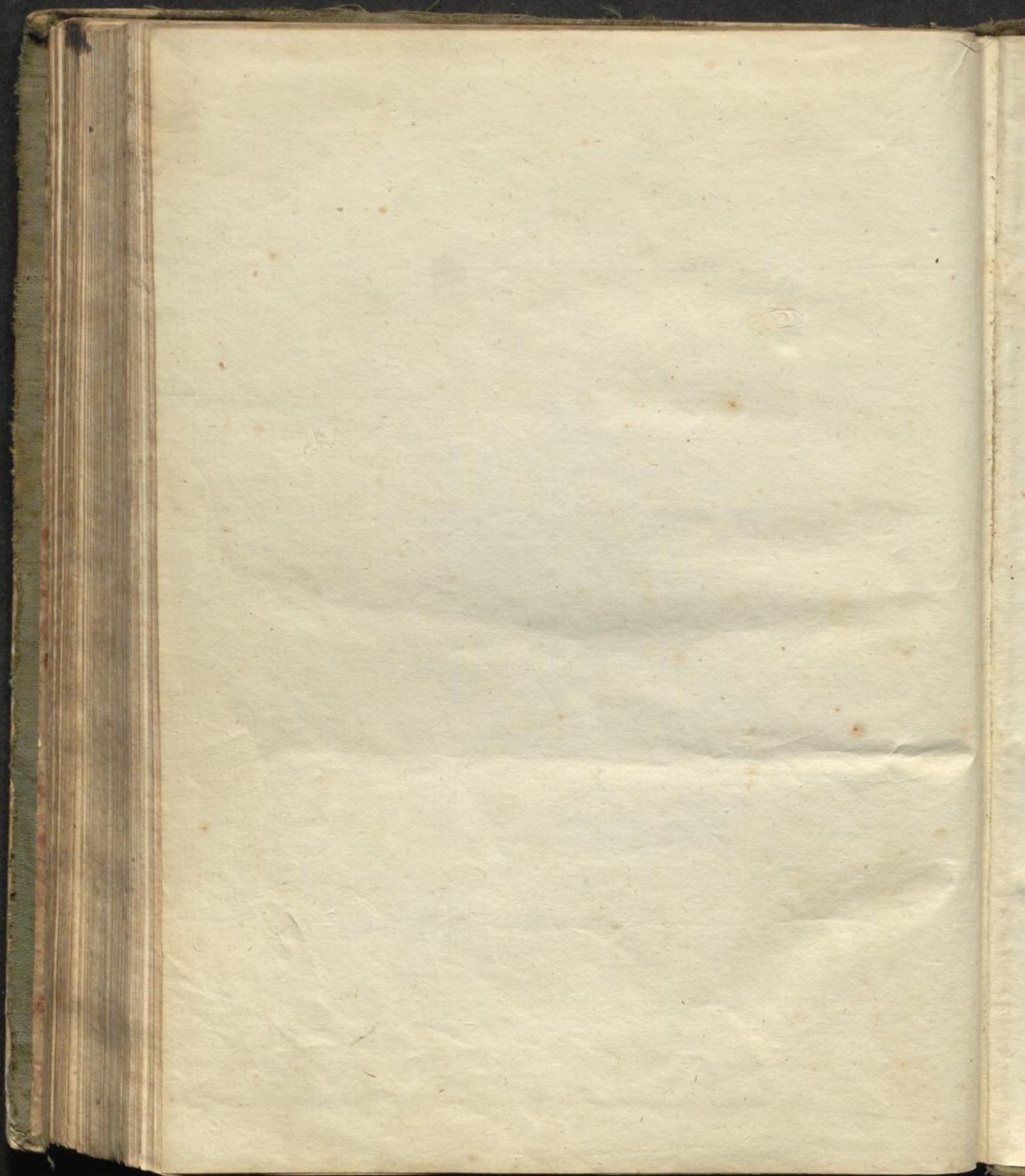
Von der Viehzucht.

N. 21. Von der Fischen und Vogelfang.

N. 22. Von der Jagd.

- N. 23. Von dem Ackerbau.
- N. 24. Von der Weinklese.
- N. 25. Von der Wohnung der Menschen.
- N. 26. Von der innern Abtheilung eines Hauses.
- N. 27. Die Stadt.
- N. 28. Fortsetzung. Die Stadt.
- N. 29. Der Wandersmann.
- N. 30. Das Fuhrwerk.
- N. 31. Die Schiffahrt.
- N. 32. Der Kaufmann.
- N. 33. Der Seudenz.
- N. 34. Der Soldat.
- N. 35. Die Schiffe zu Lande. Das Seetreffen.
- N. 36. Der Geistliche.
- N. 37. Der Gottesdienst.
- N. 38. Der Ehestand.
- N. 39. Die Kindheit.
- N. 40. Die Familie.
- N. 41. Das Gastmahl.
- N. 42. Die Bäder und Gesundbrunnen.
- N. 43. Von den Bergnügungen und den Spielen.
- N. 44. Die Musik.
- N. 45. Das Schauspiel.
- N. 46. Der Tanz.
- N. 47. Die Pest.
- N. 48. Das Eis und die Ueberschwemmung.
- N. 49. Die Feuerbrunst.
- N. 50. Das Erdbeben.





1004-2

